Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Salchow, Johann Christian Daniel,

Die Jesuiten eine Arabeske

Jena 1801

Jes. 1109 r
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10570196-8

Res. 1109 r
~~B. Hög. J. 66~~

<36616253830019
S
<36616253830019
Bayer. Staatsbibliothek

Die Jesuiten

eine

Arabeske

von

Gustav Stello.

Jena,

bey Wolfgang Stahl

1801.

-BIBLIOT
FREISING

Bayerische
Staatsbibliothek
München

„Der Mensch ist dem Menschen das empfindlichste, das gewisseste Unglück. Ein vorhergehender Wirbelwind verkündigt das aufsteigende Gewitter; herabstürzende Thürme dräuen, ehe sie fallen; Feuerschlünde brüllen, ehe sie ausspeyen; die Erde bebt, ehe ihr aufgesperrter Rachen verschlingt, und Dampf verräth die weitverheerende Flamme: nur das Verderben vom Menschen ist am meisten verborgen, wenn es nahe ist, und sendet die schreckliche Post in dem niederschlagenden Streiche.“

Young's Nachtgedanken.

Dem Einzigen.

Wir waren glücklich einst, als wir noch Hand
In Hand auf blumigen Gefilden gingen
Und froh die goldne Jugendzeit verschwärmten.
Wie heiter flossen unsre Tage hin,
In reiner unschuldsvoller Freude hin!

Wir kannten nicht der Sorgen schwarzes Heer,
Nicht eitle Wünsche engten unsern Busen,
Nicht leere Sehnsucht trübte unser Herz.
Wir brauchten wenig nur zu unserm Glück,
Wir liebten uns, wir waren uns genug . . . . .

Dem Einzigen.

O! dreymal seel'ge Zeit, wie schnell bist du
Entflohn, mit flücht'ger Eil dahin gerauscht!
Unwiederbringlich bist du fort, und nichts
Führt dich zurück, vergebens ist mein Sehnen,
Umsonst mein heißer Wunsch zur Wiederkehr!

Sie sind dahin, die schönen Jugendtage,
Auf immer hin, und der bethränte Blick

Vermag nur traurig ihnen nachzuschaun.

Der trüben Trennung ernste Stunde schlug,
Des Schicksals streng Gebot verlangte Scheiden;
Du mußtest fort, aus meinen Armen fort,
Die ach! so gern an das verwandte Herz
Den besten, heißgeliebten Bruder drückten.
Nie sieht mein Blick Dich ferner, nie genießt
Mein Herz das Glück Dich zu umarmen wieder;
Uns trennen ferne, weite Meere jetzt,
Und selbst der frohen Hofnung schöner Strahl,
Der sonst so gern des Menschen Herz umleuchtet,
Verbirgt vor uns sich tief in grauser Nacht.

So leb dann wohl, auf ewig, in dem fernen Land,
Am eignen Heerd, in Deiner Lieben Kreis.

Sey stets so glücklich, wie Dein schönes Herz
Verdient, und bleib dem fernen Freunde gut,
Der am Altar der Freundschaft gerne Dir
Dies schwache Denkmal seiner Liebe zollt!

Bayerische Staatsbibliothek München

Fürchterlich saußte der Sturm durch die bemoos'ten Eichen, und drohte sie zu entwurzeln; stromweise ergoß sich der Regen aus den schwarzen Wolken; feurige Blitze flammten furchtbar durch die düstre Luft, von einem rollenden Donner begleitet. So war die Nacht, als Julius und Ludwig, Grafen von Tonko, zu Pferde einen Wald durchirrten. Sie hatten sich auf der Jagd, bey Verfolgung eines Hirsches von ihren Begleitern getrennt, waren tiefer ins Dickicht gedrungen, und suchten jetzt einen Ausweg. Schon lange waren sie herumgeirrt, als Julius endlich in der Ferne Licht gewahrte. Hastig spornten sie die schon ermatteten Pferde an, und eilten auf den Ort zu. Das Gebüsch verlohr sich, und sie kamen zu einem anmuthigen Thale, ringsum von Bergen und Wäldern eingeschlossen. Das stürmische Wetter hatte sich gelegt, der Mond entschleierte sich

wieder, blickte freundlich auf die Herumspähenden herab, und zeigte ihnen am Ende des Thales ein kleines Haus, das versteckt im Gebüsche lag. Sie hörten das Gebelle eines Hundes, und sahen bald darauf einen großen Mann, in einen Mantel gehüllt, aus einem naheliegenden Garten ins Haus eilen.

„Wollen wir hier nicht stille halten?“ fragte Julius.

„Freylich!“ antwortete Ludwig; „es wird ja kein Menschenfresser seyn.“

Sie stiegen ab; Julius pochte an die Thüre. Lange dauerte es, eh jemand antwortete, bis der Graf noch einmal heftiger anpochte.

„Wer da?“ rief inwendig eine rauhe, dumpfe Stimme.

„Gute Freunde,“ erwiederte Julius, „die sich verirrt haben, und um kurze Aufnahme bitten.“

„Hm? wenn's sonst nichts ist,“ entgegnete die nämliche Stimme, „dies soll euch gerne gewährt seyn.“

„Die Thüre ward aufgeschlossen, und der nämliche Mann mit der Fackel trat heraus.

„Nur näher, meine Herrn!“ sagte er mit einer etwas mildern Stimme, nachdem er die Grafen aufmerksam beleuchtet hatte. „Ihre Pferde sollen sogleich in den Stall geführt werden“ .... Zwey Bediente brachten die Pferde in den Stall. Die beyden Grafen wurden von ihrem unbekannten Wirthe in ein zwar kleines, aber sehr nett und geschmackvoll meublirtes Zimmer geführt, wo er sie bat, sich auszuruhen,

und ihre nassen Kleider auszuziehen, statt dessen er reines Nachtzeug brachte.

„Vermuthlich werden sie hungrig seyn," sagte er endlich zu ihnen, „sie sollen sogleich bedient werden." Er ging zur Thüre hinaus, und ließ beyde erwartungsvoll allein.

Julius. Was denkst du hiervon, Ludwig?

Ludwig. Wie meinst du?

Julius. Was unser Wirth wohl für ein Mann seyn mag? wenn wir nur nicht in die Hände eines feinen Spitzbuben gerathen sind!

Ludwig. Das glaub ich nicht; doch müssen wir es jetzt darauf ankommen lassen: wir haben ja auf alle Fälle unsre Pistolen bey uns. Doch, wie gesagt, des Mannes Gesicht scheint dem Spitzbuben-Handwerke eben nicht zu entsprechen.

Ihr Wirth trat nach einiger Zeit wieder herein. „Wenn es ihnen jetzt so gefällig ist, meine Herrn, so folgen sie mir." Er nahm den Leuchter und ging voran. Julius sah Ludwigen bedenklich an, und zauderte etwas. Dieser winkte, ihrem Führer zu folgen, der sie in ein andres, reinlich und einfach meublirtes Zimmer führte, in dessen Mitte ein Tisch stand, der mit sehr guten Speisen und Getränken besetzt war. Die Grafen sahen sich wechselseitig erstaunt an.

„Setzen sie sich," sagte ihr unbekannter Wirth zu ihnen.

„Wenn sie es so befehlen," erwiederte Ludwig; „nur bedauern wir, so viele Mühe gemacht zu haben."

„Im geringsten nicht," entgegnete ihr Wirth; „es wird mir ein Vergnügen seyn, wenn es ihnen schmeckt."

Er rückte Stühle näher, sie setzten sich, und da die Grafen sehr hungrig waren; so ließen sie es sich sehr gut schmecken. Lange dauerte es, eh einer sprach, endlich unterbrach ihr Wirth das Stillschweigen.

„Aber meine Herrn," sagte er, „wen habe ich denn die Ehre bey mir zu sehn, und welcher Zufall führte sie hieher?"

Julius. Ich bin der junge Graf Julius von Tonko, und dies ist mein Vetter. Mein Vater stellte gestern eine kleine Jagd an, wir beyde verirrten uns beym Nachsetzen eines Wildes so sehr von der übrigen Gesellschaft, daß wir uns endlich mitten im grauen Walde befanden. Das Wetter ward abscheulich schlecht, die Nacht überfiel uns, und wir mußten lange herumirren, bis wir endlich am Ende des Waldes durch den wohlthätigen Schein ihrer Fackel zu ihnen gelangten. Schon glaubte ich, wir würden nicht eingelassen werden, bis endlich doch — — —

Wirth. Verzeihen sie, daß ich nicht gleich aufmachte. Die umliegende Gegend steht in dem Wahne, als sey ich sehr reich; ich bin hier nur mit meinen beiden Bedienten allein, um also sicher vor Dieben zu seyn, kann ich nicht jeden aufs Wort einlassen, und meine Bedienten mußten erst unsre Pistolen in Bereitschaft halten.

Julius. Ich kann es ihnen nicht verdenken.

Ludwig. Wie lange wohnen sie schon hier, wenn ich fragen darf?

Wirth. Fast zwey Jahre.

Ludwig. Schon zwey Jahre?! Ich kenne sonst fast alle hier herumwohnende Landleute, aber sie sind mir doch ganz unbekannt.

Wirth. Das kann seyn. Ich gehe wenig aus, und lebe gern für mich im Stillen. Doch sollte ich denken, daß sie mich wenigstens dem Rufe nach kennten; denn im Ruf steh ich, trotz dem besten Gelehrten.

Ludwig. Mein Gott! wir sehen doch wohl nicht den sogenannten blauen Mann vor uns?

Wirth. (lächelnd) Eben der bin ich.

Ludwig. Ist es möglich! Sie der blaue Mann? Sie der Mann, von dem die ganze Gegend spricht; der die leidende Armuth so sehr unterstützt?

Wirth. (gelassen) Ich thue nur meine Pflicht, Herr Graf.

Ludwig. (feurig) Mann, ich bewundre sie. Schon lange hörte ich von ihren menschenfreundlichen Handlungen gegen Arme, und wünschte nichts sehnlicher, als sie zu sehn. Jetzt muß ein Zufall mir diesen Wunsch gewähren. O! ich sehe, daß sie ein edler, ein großer Mensch sind, der nicht prahlt, wenn er seinen leidenden Brüdern hilft; der nicht, um gesehn zu werden, Gutes thut: nein! der seiner linken Hand nicht wissen läßt, was die Rechte beginnt, der nicht

um Dank einzuerndten, sondern aus reiner Menschenliebe gut handelt.

Wirth. Herr Graf, wollen sie mich schaamroth machen? Ich halte es für meine heiligste Pflicht, meinen armen Nächsten, sobald ich es vermag, zu unterstützen. Gott hat mich gesegnet, hat mir mehr gegeben, als ich für meine Person gebrauche, und ich muß also wieder geben. Oder, warum gab die gütige Urkraft dem Reichen seinen Reichthum? Damit er ihn verschwelgen, oder verschließen und argwöhnisch bewachen solle? Nein, das leidet ihre Weisheit nicht. Damit er seinen hülfsbedürftigen Nächsten unterstützen soll, dazu gab sie ihm denselben.

Ludwig. O! ich bin vollkommen überzeugt, daß sie Recht haben. Kennen sie die neuen Armenanstalten im Herzogthum * * *, wovon so viel Aufsehn gemacht wird?

Wirth. Ich habe die Statuten davon gelesen, und wenn diese nur befolgt würden, so möchte noch wohl alles so hingehn. Aber, so viel ich davon gehört habe, sieht es mit der Anwendung sehr schlecht aus. Die Vorsteher sollen nichts taugen. Wirkliche Arme, die Unterstützung verdienen, erhalten sie nicht; und die sie erhalten, sind Leute, die sich noch immer selbst ernähren könnten, und verdienen sie daher nicht. Doch, wie kann man auch da hievon was gutes hoffen, wo alle andern Einrichtungen so schlecht sind.

Julius. Sie sind also wohl nicht sehr mit der * * * Regierung zufrieden?

Wirth. Nach dem zu urtheilen, was ich von der Staatsverfassung weiß, und durch glaubwürdige Personen erfahren habe, so ist dieselbe schlecht, ja mehr noch, als schlecht. Die Bürger sind Sclaven, die ihr geringes Vermögen hergeben müssen, um die Begierden ihrer Großen zu stillen. Das Geld ist der Maasstab, nach dem man handelt; Geld erhebt den Schurken, und bahnt ihm den Weg zu den größten Ehrenstellen im Staate. Meine Herrn, ich kenne Beyspiele hievon, die schrecklich sind. Und doch glaubt der Fürst, daß in keinem Lande eine bessere Verfassung sey, wie in dem seinigen. Mit welch einem Triumph ward nicht von einigen Menschen, die ihren Vortheil davon hatten, die Vertreibung der Jesuiten vor einigen Jahren angekündigt, und warlich! es ist seitdem weit schlimmer im *** Staate hergegangen, als vorher.

Ludwig. Sind sie mit der Vertreibung der Jesuiten nicht zufrieden?

Wirth. Ich will hierüber nicht urtheilen. So viel glaub ich übrigens ganz gewiß, daß die Jesuiten gewiß auch vielen Nutzen gestiftet haben, und daß der * * * Staat sich besser befand, wie noch Jesuiten mit am Ruder waren, als jetzt.

Ludwig. Unser Fürst hat es nachgeahmt, und die Jesuiten ja auch vertrieben.

Wirth. Ich weiß es, und ich bin überzeugt, — — doch, verzeihen sie, ich rede nicht gern von den Handlungen des Staats, in dem ich lebe.

Julius. Ich hätte nicht gedacht, daß die Re=

gierung in * * * so schlecht wäre, wie sie angegeben haben. Aber gesetzt auch, es ist so, so ist doch wohl sicher der Fürst nicht so viel an dem allen Schuld, als seine Minister und Schmeichler. O! Herr, die können vielen Schaden thun, den man auf Rechnung des armen Fürsten schreibt, ob er gleich nichts von dem Unheile weiß, das seine Minister in seinem Namen begehen.

Wirth. Herr Graf, ein weiser, vernünftiger Monarch regiert, so weit es nur immer in seinen Kräften steht, selbst; ist nicht blindes Werkzeug seiner Minister und Speichellecker, entlarvt und verachtet sie, sucht selbst das Beste seiner Unterthanen zu befördern, anstatt sie zu tyrannisiren, und sieht nicht auf äußere, sondern auf innere Vorzüge. Sehn sie, Herr Graf, wäre * * * Fürst so, oder bestrebte er sich wenigstens, das Ideal von einem solchen Fürsten zu erreichen; o! so würde es schwerlich jemals seinen Unterthanen eingefallen seyn, sich zu empören, sie würden sich glücklich geschätzt haben, von einem solchen Fürsten beherrscht zu werden; anstatt daß jetzt, — — doch sie kennen ja selbst die Auftritte in * * *.

Julius. Aber, wenn der Fürst von * * * nun zu schwach ist, sein Land selbst zu regieren, wenn — —

Wirth. Dann steige er herunter von seinem Throne, und lasse einen Würdigern darauf sitzen. Es ist eine bekannte, aber leider! so oft in den Staub getretene Wahrheit, daß das Volk nicht um des Fürsten willen da sey, sondern der Fürst um des Volks willen.

Der Vetter des Fürsten von * * *, Prinz Karl, dieser wäre der Mann, der den Thron verdiente. Er ist gewiß, wie ich von Männern weiß, die dies beurtheilen können, ein Fürst, der der Regierung vollkommen gewachsen wäre. Er würde seine Unterthanen nicht unglücklich regieren, und seines Volkes würdig seyn. Ruhig würde er am Abende seines Lebens zu seinen Vätern hinüberschlummern können, sein Volk würde seine Asche segnen, und ihm dankbar eine Thräne weihn.

Hier schlug die Wanduhr zwölfe. Der blaue Mann schwieg plötzlich stille, und ward leichenblaß. „Gott! schon zwölfe!“ murmelte er, und sah starr vor sich hin. Die beyden Grafen sprangen erschrocken vom Stuhle auf, und schüttelten seine Hände.

Julius. Was ist ihnen? mein Gott, sie sehn ja aus wie eine Leiche.

Ludwig. Soll ich ihre Bedienten rufen?

Wirth. (vor sich) Schon zwölfe, es ist die höchste Zeit!

Ludwig. Was soll dies bedeuten?

Julius. Er redet irre. . . . . Die Grafen horchten auf, und glaubten von ferne ein dumpfes Getöse zu vernehmen. „Es ist die höchste Zeit!“ murmelte der Wirth noch einmal vor sich. Er wandte sich hierauf laut, aber sehr ängstlich an die Grafen. „Es ist schon spät,“ sagte er, „sie werden müde seyn, meine Herrn. Wir wollen daher zur Ruhe gehn. Nur noch dies Glas wollen wir zum Wohl einer — — —

Hier brach er plötzlich ab, in dem ein heller Blitz das Zimmer erleuchtete. Seine Augen rollten wild im Kopfe, mechanisch ergriff er das Weinglas, aber kaum berührte er es mit dem Munde, als abermal ein heller Blitz durchs Zimmer fuhr, und ein heftiger Donnerschlag alles erschütterte. Der Wirth verschwand, die Lichter erloschen mit einem Knalle, und die Grafen blieben allein. Dicke Finsterniß umgab sie, sie versuchten es, aufzustehn, aber eine unwiderstehliche Müdigkeit bemächtigte sich ihrer, sie sanken vom Stuhle, und entschliefen.

Unterdessen die beyden jungen Grafen dies sonderbare Abentheuer erlebten, waren die Eltern des Grafen Julius auf ihrem Lustschlosse, wo sie sich aufhielten, nicht wenig besorgt wegen der Verirrten. Die Gräfinn vorzüglich ward durch das Ausbleiben der Beyden sehr geängstigt, sie hatte den ganzen Abend über gejammert, fast die ganze Nacht schlaflos zugebracht, und kaum graute der Morgen; so ging sie auch schon wieder zu ihrem Gemahle.

„Noch keine Nachricht?“ war ihre erste Frage beym Eintritt ins Zimmer des alten Grafen.

Graf. Leider noch nicht! Vermuthlich aber haben sie sich verirrt, und weil die Nacht hereingebrochen ist, nicht wieder zurecht finden können.

Gräfinn. Gott! welch eine fürchterliche Nacht war die gestrige, und die mußtet ihr beyde unter freyem Himmel zubringen? O! wenn nur irgend ein Mensch mir Nachricht bringen könnte, wo sie wären;

es sollen sich in dem grauen Walde viele Räuber aufhalten.

Graf. Ich zum wenigsten habe niemals etwas davon gehört. Beruhigen sie sich doch nur, bis —

Gräfinn. Beruhigen? O! hier kommen sie her, und gebieten diesem tobenden Herzen, ruhig zu seyn. Beruhigen? wie kalt sie das sagen! Schaffen sie mir meinen Sohn wieder, und ich will ruhig seyn, gleichgültiger Vater!

Graf. Gräfinn! sie kennen meine heiße Liebe für unsern Sohn und Ludwig, und können so reden? Ich suchte sie nur zu trösten, indem ich schon zehn Leute habe aufsitzen lassen, um den Wald und die Gegend zu durchkreuzen.

Gräfinn. Ich will das Beste hoffen, aber eine bange Ahnung sagt mir, daß wir sie nie wiedersehn.

Graf. Was sie sich für unruhige Vorstellungen machen! wer wollte auf Ahnungen bauen; die täuschen gemeiniglich.

Gräfinn. Die meinigen sind noch immer eingetroffen.

Ein Bedienter stürzte bey den letzten Worten der Gräfinn mit einem Gesichte, halb voller Freude, halb voller Verwunderung ins Zimmer.

Graf. Was giebts? habt ihr Nachricht erhalten?

Bedienter. Stellen Euer Excellenz — sich nur vor, — die jungen Grafen — liegen —.

Gräfinn. Heilige Mutter Gottes! sie sind ertrunken. (sie sinkt ohnmächtig in einen Stuhl.)

Graf. (packt den Bedienten an) Wie! sie sind ertrunken? Ohnmöglich!

Bedienter. Ertrunken?! Ich will des Todes seyn, wenn ein Wort von Ertrinken über meine Zunge gekommen ist. Ich wollte ihnen nur melden, daß die beyden Excellenzen oben in ihrem Zimmer auf dem Bette liegen, und zwar in voller Kleidung, so wie sie gestern auf die Jagd ritten.

Graf. Was! Julius und Ludwig sind hier im Schlosse? Du träumst entweder, oder bist auch schon am frühen Morgen besoffen.

Bedienter. So wahr ich lebe, ich habe alle beyde eben jetzt im Bette liegen gesehn.

Graf. Kerl! willst du mich närrisch machen? wie kann das möglich seyn!

Bedienter. Ich weiß auch nicht, gnädigster Herr, wie das zugegangen ist; allein daß ich sie beyde gesehn habe, ist gewiß

Graf. Gut! Eile, laufe noch einmal hin, siehe genau zu, und bringe sogleich Nachricht.

Der Bediente ging schnell wieder fort, und der Graf näherte sich der Gräfinn, die noch immer in Ohnmacht lag.

Graf. Ich muß nur sehn, sie wieder zu sich

zu bringen; ihre Ohnmachten pflegten eben nicht stark zu seyn. . . . Mein Kind! — Luise, — mein liebes Kind!

Gräfinn. (schwach) Ach! wo ist mein Julius? Todt! Gott! todt!

Graf. Besinnen sie sich nur, meine Beste, er ist nicht todt.

Gräfinn. Nicht todt? Er lebt also, er lebt? Wo ist er, wo? Reden sie!

Der Bediente kam jetzt wieder herein. „Ich habe abermal zugesehen,“ sagte er; „habe beyde angefaßt, sie scheinen sehr fest zu schlafen.“

Graf. Sie sind also wirklich hier?

Bedienter. Wie ich sage, gnädiger Herr.

Gräfinn. Wie! mein Sohn ist hier im Schlosse? Geschwind führen sie mich zu ihm. Eilen sie, ich muß ihn sehn.

Graf. Gleich! (zum Bedienten) Kerl! wenn du falsch gesehn hast, so zittre!

Sie gingen nach dem Zimmer der jungen Grafen, das auf der andern Seite am Ende des Schlosses lag. Der Bediente öfnete das Zimmer, und sie traten herein. „Sehn sie, gnädiger Herr, dort liegen sie.“

Er hatte Recht. Julius und Ludwig lagen wirklich da. Kaum erblickte die Gräfinn ihren Julius, so stürzte sie sich über ihn, und erstickte ihn fast durch ihre Küsse.

„Mein Julius! mein Julius!“ rief sie, „hab ich dich wieder!“

Graf. Er schläft sehr fest. Wach auf, mein Sohn! (er schüttelt seine Hand.)

Der junge Graf schlug die Augen auf, und verlangte zu trinken. Sogleich lief der Diener hinaus, und brachte ein Glas mit Milch und Wasser. Die Gräfin reichte es Julius hin, und er trank es gierig aus.

Graf. Trink nicht zu hastig, mein Sohn!

Gräfinn. Wie befindest du dich, lieber Julius?

Jetzt erst erblickte der junge Graf seinen Vater, und seine Mutter. Er erinnerte sich, daß er am vorigen Abend bey dem blauen Manne im Thale gewesen sey, und alle die nächtlichen Scenen daselbst traten lebhaft vor seine Seele. Er sah Vater und Mutter einige Secunden starr an, und rief endlich aus; „Allmächtiger Gott! wo bin ich? wo ist Ludwig?“

Dieser, der auf einem andern Bette in dem nämlichen Zimmer lag, wurde hierüber wach, und sprang schnell auf; aber kaum erblickte er den Grafen und seine Gemahlinn, als er bestürzt niedersank. „Mein Gott! was ist dies?“ rief die Gräfinn, und befahl dem Bedienten, sogleich zum Arzte zu reiten.

Wie Julius seinen Freund niederstürzen sah, so wollte er ebenfalls vom Bette aufspringen, und nur mit Mühe konnte ihn der Graf und die Gräfinn zurückhalten.

„Laßt mich!“ rief der junge Graf. „Denkt ihr mich zu täuschen durch die geborgte Gestalt meiner Eltern? Meinen braven Ludwig habt ihr ermordet, und mich wollt ihr auch morden! Nein! es soll euch nicht gelingen!“

Er riß sich los, sprang vom Bette, schleuderte seinen alten Vater zurück, ergriff seine Pistole, schoß nach demselben, und stürzte sich aus dem Zimmer.

„Vatermörder!“ schrie die Gräfinn, und sank bey ihrem blutenden Gatten nieder.

Julius von Tonko war ein Jüngling von ohngefähr vier und zwanzig Jahren, und der einzige Sohn des alten Grafen Franz von Tonko. Dieser biedre Mann war einer der reichsten und angesehnsten im ganzen * * * * schen Staate. Er lebte gewöhnlich des Sommers über auf seinem Lustschlosse, das eine kleine Stunde von der Residenz des Fürsten lag. Er bekümmerte sich wenig um den Hof, weil er die steife Etikette desselben und die verwünschten Schmeichler nicht ausstehen konnte. Obgleich er die ansehnlichsten Staatswürden begleitet hatte, so quittirte er bey seinem herannahenden Alter doch alle Stellen, und lebte im Schooße seiner Familie in einer schönen Ruhe. Der Fürst schätzte den alten Grafen sehr, und besuchte ihn sehr oft auf seinem Schlosse. Die Gemahlinn des alten Grafen war eine herzensgute Frau, die ihren Sohn, weil er der einzige Sprosse ihrer Ehe war, über alles liebte.

Julius von Tonko selbst war ein schöner, liebenswürdiger Jüngling. Er hatte einen schlanken, männli-

chen Wuchs, und in seinen schönen, blauen Augen spiegelte sich ganz der Abglanz seiner reinen Seele. Sein ganzer Charakter hatte was unbeschreiblich sanftes, und dabey einen gewissen romantischen Hang zu Schwärmereyen und mystischen, wunderbaren Dingen. Julius Herz liebte alle Menschen, wie seine Brüder. Ahnenstolz kannte seine schöne Seele nicht, er wußte, daß die Verschiedenheit des Standes etwas zufälliges in der Welt sey, und daß man die Vorzüge und Rechte, die man durch seine Geburt vor andern voraus habe, nicht durch schlechte Anwendung schänden, sondern durch vorzügliche Tugenden derselben sich würdig machen müsse. Der Fürst hatte schon oft dem jungen Grafen eine Stelle geben wollen, allein der alte Graf hatte es immer verbeten, weil sein Sohn zuvor durch Reisen sich erst Kenntnisse und Menschenkunde erwerben, und dann erst in Dienste treten sollte.

Ludwig von Tonko war ein Bruderssohn des alten Grafen Franz. In seiner frühern Jugend hatte er seine beyden Eltern verlohren, und seitdem lebte er bey seinem Onkel. Er war minder schön vom Körper, als Julius, allein sein Gesicht hatte, dessen ungeachtet, doch etwas anziehendes und hinreißendes, und das Feuer seiner schwarzen Augen zeigte den unternehmenden Muth im Busen des Jünglings. Er war rasch, von äußerst lebhaftem, unternehmendem Geiste, dem glücklichsten Gedächtnisse und einem sehr fähigen Kopfe. Obgleich er mit Julius nicht ganz harmoniren konnte,

so liebten sich beyde doch innig, vorzüglich Ludwig seinen Vetter, und er wäre mit Freuden für seinen Julius in den Tod gegangen, wenn er ihn dadurch hätte retten können. Ludwig wollte Soldat werden, und er hatte vom Fürsten auch ein Rittmeister-Patent. Er war aber noch nicht in Diensten, weil er vorher mit Julius noch eine Reise nach Frankreich machen wollte.

Beyde Jünglinge hatten seit einigen Jahren einen Mann zum Hofmeister, den sie wegen seiner Kenntnisse und seiner Liebe für sie, außerordentlich schätzten. Maria Basta war sein Name. Er hatte viel gereiset, kannte die Welt und den Menschen, und war ein grosser Kenner von Sprachen. Er war ehemals Jesuit gewesen, war aber, seitdem sein Orden im benachbarten Lande aufgehoben war, von dort weggereiset, und und in den * * * *schen Staat. Hier lernte der alte Graf Tonko ihn kennen, und da bald darauf der Orden auch hier aufgehoben ward, so begab Maria sich auf Vorschlag des alten Grafen, zu ihm, und unterrichtete die beiden Jünglinge. Von dem Karakter Maria's konnte man nicht urtheilen. Er war äusserst behutsam in seinem ganzen Benehmen, und sehr verschlossen, wenn er seine Meinung über manche Dinge sagen sollte. Er hatte übrigens aber doch etwas in seinem Benehmen, das ihn beliebt machte, und deshalb schätzten ihn auch alle im gräflichen Schlosse.

Die Familie hatte bis jetzt unter sich glücklich und

zufrieden gelebt, bis der letzte Vorfall mit dem blauen Manne ihre Ruhe etwas unterbrach.

Dieser blaue Mann, bey dem die beyden Grafen des Abends anlangten, war in der ganzen umliegenden Gegend bey neugierigen Leuten oft der Gegenstand der Unterredung. Man kannte ihn nur durch den charakteristischen Namen des blauen Mannes, weil er gewöhnlich, so oft er sich sehen ließ, einen hellblauen Mantel umhatte. Wie sein eigentlicher Name, und woher er gebürtig sey, wußte keiner. Wenn man ihn nach seinem Namen fragte, so ward er böse, und entfernte sich schnell. Er mußte sehr reich seyn, denn er war ein wahrer Freund der Wohlthätigkeit, und unterstützte auf alle mögliche Art hülfsbedürftige Personen. Auch schien er ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen zu seyn. Die Regierung war anfangs aufmerksam auf ihn, bis sie sahe, daß er im geringsten zu keinem Verdachte geheimer Absichten Anlaß gab. Der Fürst hatte ihn einmal zu sich bitten lassen zur Tafel, um den sonderbaren Mann kennen zu lernen, er war aber nicht gekommen. Ohngefähr anderthalb Jahre war der blaue Mann im * * * * schen Staate, und er hatte sich gleich anfangs das kleine Thal nebst dem Häuschen gekauft.

Dies Thal lag nicht weit von der Hauptstadt in einer sehr romantischen Gegend. Auf dreyen Seiten beschützten es kleine Berge, die mit dem mannichfaltig=

sten Grüne besetzt waren. Ein kleiner Bach schlängelte sich durch die blumige Ebne desselben. In der Mitte des Thals war ein freyer, grüner Rasenplatz, auf dem ein schöner Springbrunnen stand, dessen krystallenes Wasser beym Sonnenschein sich in unzählige Farben brach, und den schönsten Anblick gewährte. Nahe beym Brunnen stand eine große, schöne Eiche, unter deren kühler Wölbung eine Rasenbank angebracht war, von wo aus die Aussicht gerade durch den Eingang des Thals in den grauen Wald ging. Nicht weit von diesem Baume lag das kleine Häuschen an einem Hügel, und war fast ringsum in Gesträuchen versteckt. Kurz, das Ganze schien hier ein kleines Eden zu seyn, das für den Aufenthalt eines Weisen gemacht war, um hier in philosophischer Ruhe seine Tage im Anblicke der freyen Natur hinzubringen. Ob der blaue Mann dieser Weise war, wird der Verfolg der Geschichte zeigen.

Julius hatte zum Glück seinen Vater nicht tödlich verwundet, sondern die Kugel hatte nur bloß die linke Hüfte etwas gestreift. Ludwig war durch den Knall der Pistole wieder aufgewacht, und erschrak nicht wenig, wie er seinen Oheim und seine Tante, den Todten ähnlich, vor sich liegen sah. Er glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen. „Träum ich, oder wach ich?“ rief er aus. „Ist dies nicht mein Onkel, dies meine Tante? Was ist hier geschehen, und wie kam ich hierher? . . . . . Gestern Nacht noch beym Manne im Thale, und jetzt hier! Großer Gott! wie ist dies möglich, wie ging dies zu?“

Der Graf würde vielleicht noch lange so monologirt haben, wenn nicht der Hofmeister, der durch das Getümmel gleichfalls herbey gerufen war, ihn unterbrochen hätte. „Maria! was ist dies?„ rief der Jüngling aus, und eilte auf seinen Lehrer zu.

„Jesus Maria! darnach lassen sie mich fragen, Graf, was ist hier vorgegangen?“

„Weiß ich es? O! ich schwebe in eben der Ungewißheit, wie sie.“

„Lassen sie uns jetzt nur zuförderst Anstalt machen, um den Grafen und die Gräfinn zu Bette zu bringen. Rufen sie doch nur, lieber Graf, die Kammerfrauen ihrer Tante, und einige Bediente.“

Ludwig eilte fort, und rief die Bediente. Der Graf und die Gräfinn wurden ins Bette getragen, und man war jetzt damit beschäftigt, beyde ins Leben zurückzubringen; als der abgesandte Bediente mit dem Arzte zurückkam. Der Arzt brachte die Ohnmächtigen bald wieder zu sich, und verband hierauf dem Grafen seine Wunde. „Wo ist mein Sohn?“ war das erste, was der alte Graf ausrief, als er wieder zur Besinnung kam.

„Beruhigen sie sich, gnädiger Herr,“ fing der Hofmeister an; „er ist in guten Händen. Schweigen sie jetzt nur stille, denn sie sind noch äusserst matt, und bedürfen der Ruhe recht sehr. Es wird sich alles schon aufklären.“

Er verließ das Zimmer, und ging zur Gräfinn, die sich durch Hülfe ihrer Kammerfrauen schon völlig wieder erholt hatte. Ihre erste Frage an den Hofmeister war: „ob die Wunde ihres Gemahls tödlich sey?“

Der Hofmeister versicherte sie, daß die Wunde im geringsten nichts zu bedeuten habe, und daß der heftige Schreck und einiger Blutverlust nur den Grafen etwas ermattet hätten.

„O! Gottlob!“ rief die Mutter aus, „daß du kein Vatermörder bist, mein Julius!“

Ludwig kam jetzt ins Zimmer, und er und Maria baten die Gräfinn um Aufschluß wegen dem heutigen Vorfalle. Sie erzählte alles, und Ludwig gerieth in die größte Verwunderung.

„Aber, wie ist es möglich,“ rief er aus, „daß wir heute am frühen Morgen haben hier auf dem Bette liegen können; da wir doch gestern Nacht um zwölf Uhr bey dem sogenannten blauen Manne im Thale am Tische saßen, und auch dort einschliefen!“

Gräfinn. Wie! ihr seyd also nicht hier hergeritten, wißt nicht, wie ihr hier angekommen seyd?

Ludwig. Bey Gott, nein! liebe Tante. Wie gesagt, wenn ich nicht jetzt zu fest überzeugt wäre, daß ich wirklich bey ihnen sey; so möchte ich noch immer auf den Gedanken kommen, als wenn ich träume. Ich kann mich fürwahr! bis jetzt aus diesem Labyrinthe noch nicht finden.

Gräfinn. Was sagen sie dazu, lieber Maria?

Maria. Bis jetzt kann ich noch nichts sagen, gnädige Frau. Daß sich die Sache wirklich so, wie

Graf Ludwig sie angiebt, verhalte, daran zweifle ich sehr. Warlich! man sollte ja dann auf den Gedanken kommen, als wenn überirdische Wesen ihre Hand mit im Spiele gehabt hätten; wenigstens ließe sich auf andere Art die ganze Sache alsdann nicht leicht erklären. Wie kamen sie denn hin zu dem blauen Mann, lieber Graf?

Ludwig. Nachdem wir lange herum geritten waren, sahen wir Licht, ritten darauf zu, und gelangten so zu dem Hause des Mannes. Aber, wo ist Julius?

Gräfinn. Ach! laßt ihn schnell aufsuchen. Wie er nach seinem Vater schoß, so stürzte er sich sogleich aus dem Zimmer. Weit fort kann er noch nicht seyn.

Maria. Seyn sie ohne Sorgen, wir wollen ihn sogleich aufsuchen lassen. Aengstigen sie sich nur nicht seinetwegen.

Er eilte mit Ludwig fort. Letzterer warf sich schnell mit einigen Bedienten aufs Pferd, und jagte ins Freye, um seinen Freund zu suchen.

Der Hofmeister sah den Forteilenden einige Minuten schweigend nach, und kehrte hierauf zum Schlosse zurück. Wie er beym Schloßgarten vorbey ging, so sah er eine Figur in eine Laube schlüpfen. Vielleicht ist er das! dachte Maria, und eilte in den Garten, grade auf die Laube zu. Er sah in derselben den Grafen wirklich mit verschlungenen Armen und gesenktem Blicke stehen. Wie er den Hofmeister kommen hörte, so blickte er schüchtern auf.

„O! fliehen sie," rief er im Tone der Verzweiflung, „fliehen sie vor dem Vatermörder!"

Maria. Um Gotteswillen! was ist's, lieber Graf, was reden sie da vom Vatermörder? Ihr guter Vater lebt ja, und wünscht sehnlichst, sie in seine Arme zu schließen.

Julius (in voller Freude.) Er lebt? er lebt? Ich hab' ihn also nicht erschossen, bin kein Vatermörder? — — — Aber ja, ich sah ihn stürzen, sie

wollen mich nur täuschen, Maria; er ist dahin! Quälen sie mich nicht länger, ich bin gefaßt aufs Schrecklichste; o! sagen sie es mir nur! Nicht wahr, er ist nicht mehr? hier steht sein Mörder!

Maria. Bey allen Heiligen! nein, nein, guter Jüngling; sie haben fehl geschossen. Kommen sie jetzt nur mit, ihr Vater lebt wirklich, zögern sie nur nicht länger, ihre Frau Mutter ist in Aengsten um ihretwillen.

Julius. (ihn um den Hals fallend.) Maria! wenn sie wahr reden, wenn sie mich nicht täuschen, o! sie wälzen die furchtbarste Last von meiner beklemmten Brust!

Beyde gingen nach Julius Zimmer, wo der Graf sich schnell umkleidete. Maria ging nach dem alten Grafen, um Julius Hierseyn ihm zu melden. Er kam bald wieder zu dem jungen Grafen zurück.

Julius. Nun, wie stehts?

Maria. Jetzt gleich können sie noch nicht zu ihm gehn, weil er schläft. Sagen sie mir unterdessen, lieber Julius, wie sie dazu kamen, nach ihrem Vater zu schießen.

Julius. Ach! ich weiß es warlich selbst nicht recht mehr; es ist mir alles wie im Traume. Wissen sie unser Abentheuer von der vorigen Nacht schon?

Maria. Daß sie beym blauen Mann gewesen seyn?

Julius. Richtig. Ich konnte deshalb, wie ich heute Morgen aufwachte, mir nicht gleich vorstel-

len, daß wir in unserm Zimmer auf dem Bette liegen würden. Ich sah Ludwigen niederfallen, meine erhitzte Phantasie erblickte ihn im Blute, und den blauen Mann vor mir, der ihn ermordet habe, und uns plündern wolle. Ich sprang deshalb auf, drückte im Taumel der Angst meine Pistole los, und eilte die Treppe hinunter, und noch weiß ich nicht, wie ich in den Schloßgarten gekommen bin. Wie ich aber wieder zu mir selbst kam, wie ich sah, daß ich in unserm Garten sey, das Schloß erblickte, das Geschrey der Bedienten hörte, daß ich meinen Vater erschossen habe, ach! wie mir da zu Muthe war, dies kann ich ihnen nicht sagen. Alle meine Glieder schienen gelähmt, ich konnte nicht von der Stelle. O! lieber Maria, ich werde gewiß in meinem Leben kein Mörder werden, denn der heutige Tag und meine Gefühle sind unvertilgbar in meinen Busen gegraben.

Ludwig stürzte bey den letzten Worten ins Zimmer, und in die Arme seines wiedergefundnen Freundes. Beyde erzählten ihr ganzes Abentheuer bey dem blauen Manne ihrem Lehrer ausführlich, und fragten nun um seine Meinung.

Maria. Kinder! ich bin nicht allwissend, ich kann es euch also auch nicht erklären, wenigstens nicht gleich. Laßt uns überhaupt zu einer andern Zeit der Sache reiflicher nachdenken, und mehr davon reden. Fehlt übrigens auch etwas von ihren Sachen?

Julius. Ich wüßte nicht. Sehn sie, selbst

unsre Flinten sind hier. Doch, wo sind unsre Pferde?

Ludwig. Himmel! daran hab ich gar nicht gedacht. Ich will doch gleich zusehn.

Er eilte schnell hinunter in den Schloßhof zum Stalle, und fand die beyden Pferde dort an ihrer gewöhnlichen Stelle. Er fragte alle Bediente, ob sie die vorige Nacht nichts gehört hätten, allein alle betheuerten, auch nicht das mindeste Geräusch verspürt zu haben. Der Graf rief den Kutscher, einen alten Mann, der in den gräflichen Diensten grau geworden war, zu sich, und ging mit ihm zu Julius und Maria zurück.

Ludwig. Die Pferde sind da, ich habe alle übrige Bediente gefragt, allein diese haben in vergangener Nacht nichts vernommen. Nur der Kutscher, denk ich, müßte doch wohl etwas wissen.

Maria. (zum Kutscher) Habt ihr gestern Abend den Stall verschlossen gehabt?

Kutscher. Ja, Herr Pater.

Maria. Recht ordentlich und fest verschlossen?

Kutscher. Ja.

Ludwig. Nun, dann müßt ihr auch wissen, wer vorige Nacht unsre Pferde in den Stall geführt hat; oder seyd ihrs selbst gewesen?

Kutscher. Nein, Euer Excellenz. Ich weiß aber auch nicht, wer es gethan hat. Wie ich heute Morgen um vier Uhr in den Stall gehe, so fand ich

zu meiner großen Verwunderung die Pferde. Ich dachte, die gnädigen Herren würden vielleicht auch einen Schlüssel zum Stalle, und die Pferde selbst hereingeführt haben.

Ludwig. Alter! treibt keine Possen, sagt die Wahrheit.

Kutscher. Gnädigster Herr, ich habe vierzig Jahre dem alten Herrn Grafen treu und redlich gedient, und will auch nicht jetzt in meinem Alter ein Schurke werden.

Julius. Ihr schlaft aber doch dicht beym Stalle, und müßt also sehr leicht hören, wenn jemand die Pferde in den Stall läßt.

Kutscher. Bey meiner Seelen Seligkeit, und bey der Mutter Gottes, ich habe nicht das geringste gehört. Wie die Schloßglocke zwey schlug, da wachte ich schon, aber es war alles stille.

Ludwig. Unbegreiflich!

Julius. Ihr könnt jetzt gehn. (Der Kutscher geht fort.)

Ludwig. Nun, was sagen sie hierzu, lieber Maria; der alte Mann ist doch wohl unschuldig?

Maria. Ja, Graf, dafür wollte ich mit meinem Kopfe bürgen

Julius. Ich glaub es auch. Allein nun wird es mir immer räthselhafter. Wir denken uns durch Nachforschungen aus diesem Labyrinthe heraus zu ziehen, und wir werden hierdurch noch immer tiefer hineingeführt.

Ludwig. Weißt du was, lieber Julius, wir wollen heute Nachmittag zum blauen Manne reiten, wir müssen Aufschluß von ihm darüber haben.

Maria. Oder auch noch tiefer verwickelt werden. Nein, Graf, bleiben sie wenigstens heute hier. Suchen sie den Mann nicht. Wer weiß, was für Absichten er durch sie durchsetzen will.

Ludwig. Durch uns? Das wüßte ich doch beym Himmel nicht. Dem Manne traue ich nichts Böses zu; nein! ich schätze ihn.

Julius. Ja, warlich, lieber Maria, sie sollten ihn nur sehn, nur sprechen hören! und wie wohlthätig ist er nicht! Nein, der Mann ist gewiß viel zu ehrlich, um uns als Maschienen zu schlechten Absichten zu gebrauchen. Bedenken sie nur, wie eingezogen, wie stille, wie abgesondert von allem Umgange er lebt!

Maria. Liebe Jünglinge, sie beurtheilen immer andre Menschen nach ihren guten Herzen. Ach! sie werden hier leider! noch oft auf dem großen Theater der Welt sehn, wie sehr sie sich irrten, sie werden noch oft erfahren, daß der Schein trüge, und Menschen kennen lernen, die durch die blendendste Aussenseite das Schwarze ihrer Seele, das Schändliche ihrer Handlungen zu bedecken wußten. Dieser blaue Mann mag vielleicht ein recht guter Mensch seyn; aber er kann auch ein Ungeheuer seyn. Gehn sie daher behutsam, lassen sie sich um Gotteswillen nicht zu rasch mit dem Manne ein. Gefährliche Menschen haben leider! oft das anziehendste Aeußere, und wissen durch den Nim-

bus von Tugend, den sie um sich haben, so zu täuschen, daß man sich gerne in ihre Arme wirft. Noch einmal daher, meine lieben Freunde, seyn sie behutsam; o! sie wissen noch nicht aus eigner, trauriger Erfahrung, wie sehr es hinterher schmerzt, wenn man sich betrogen, und zum Werkzeuge in der Hand eines Buben erniedrigt sieht. Ach! so etwas schlägt unheilbare Wunden. . . . . Doch, was suchen sie so emsig, lieber Julius?

Julius. Ich sehe eben, daß meine brilliantne Uhr mit dem Gemälde meiner Mutter fort ist.

Maria. Was? die Uhr ist fort? sie haben sie doch gestern nicht bey sich gehabt?

Julius. Ach nein! hier liegt meine Jagduhr, die ich gestern bey mir trug. Ich weiß es ganz gewiß, daß ich die andre Uhr gestern Morgen, ehe wir fortritten, hier im Pulte hinhängte, und nun ist sie fort.

Maria. War es denn nicht verschlossen?

Julius. Allerdings! Ich kann gar nicht begreifen, wie sie hat fortkommen können; das Schloß ist unversehrt.

Maria. Das muß mit einem Nachschlüssel geschehen seyn.

Julius. Wer sollte das aber gethan haben? Ich hab sie ja wohl hundertmal hier auf dem Tische liegen lassen, ohne daß sie jemand genommen hat, und nun muß sie grade fortkommen, da ich sie noch dazu verschlossen hatte. Der heutige Tag soll wohl recht ein Wundertag für uns seyn.

Lud:

Ludwig. Fast scheint es so. Ich weiß nur nicht, wer sich dies mit der Uhr sollte unterstanden haben. Noch hat uns doch keiner von den Bedienten etwas entwandt, und es sind ja noch alle die alten.

Joseph, der Kammerdiener des jungen Grafen Julius, trat ins Zimmer.

Julius. Was giebt's?

Joseph. Ein Brief an Eure Excellenz.

Julius las den Brief vor sich durch. „Wer hat ihn überbracht?“ fragte er hastig den Kammerdiener.

„Ein Bauerknabe, gnädiger Herr! Er ist, glaub' ich, noch unten im Schloßhofe.“

„Geschwind laß ihn heraufkommen.“ .... Joseph eilte fort. „Was ist's?“ fragte Ludwig.

Julius. Da lies und staune.

Ludwig. (liest) „Kaum haben Sie ein Abentheuer überstanden, Herr Graf, so begegnet Ihnen ein neuer Unfall. Seyn Sie indessen unbesorgt wegen Ihrer Uhr. Sobald wie möglich werden Sie dieselbe wieder erhalten. Bemühen Sie sich nicht, die Urheber dieses Briefes, noch die Ursache, warum Sie ihr Eigenthum nicht gleich wieder erhalten können, zu entdecken, denn es wird sicherlich alles vergebens seyn, bis wir selbst Ihnen sagen, wer wir sind. Wir verbleiben ihre Freunde.“

I* H*

S*

C

Julius. Nun was sagen sie dazu?

Maria. Sonderbar! warlich sonderbar!

Julius. Ja wohl; kaum reden wir davon, so ist auch schon der verwünschte Zettel da.

Maria. Stille, lieber Graf, ich höre den Bauer kommen.

Ein Bauerknabe trat herein.

Julius. Wer hat dir diesen Brief gegeben?

Knabe. Ein Mann mit einem grünen Rock.

Julius. Kennst du ihn nicht?

Knabe. Nein. Ich war hier unten vorm Schlosse, da kam er zu mir, und gab mir den Brief, um ihn ins Schloß zu tragen, und dafür gab er mir das blanke Stück Geld zum Trinkgeld. Wie er sah, daß ich nach dem Schlosse ging, so eilte er stracks wieder fort.

Maria. Schon gut, mein Sohn; geh jetzt nur wieder fort.

Julius. Nun, lieber Maria, wer mag das gewesen seyn?

Maria. Wer kann das wissen, lieber Julius? Nur gut, wenn sie ihre Uhr wirklich wieder erhalten. Uebrigens versprechen die Verfasser des Briefs ja, sich kund zu geben,

Ludwig. Gieb nur recht genau Achtung, wenn du die Uhr wieder erhältst, und den, der sie bringt, lasse nicht fahren. Er soll dann schon bekennen, woher er sie hat.

Joseph trat hier ins Zimmer, und meldete, daß

der alte Graf aufgewacht sey, und nach Julius und Ludwig gefragt habe. „Wir werden gleich da seyn,“ sagte Ludwig. Joseph ging wieder fort.

„Meinem Vater darf ich hievon nichts sagen,“ sagte Julius zu Maria.

„Es wird das beste seyn, wenn wir den Vorfall verschweigen.“

Sie gingen nach dem Zimmer des alten Grafen.

Dieser hatte sich schon völlig wieder erholt. Er lag auf einem Ruhebette, die Gräfinn war bey ihm. Wie Julius ins Zimmer trat, so eilte er auch so gleich zu dem Bette seines Vaters, ergriff dessen Hand und küßte sie.

„Verzeihung, mein theurer Vater,“ rief er aus, „Gott ist mein Zeuge, ich fehlte unwissend.“

„Als wenn ich das nicht wüßte, mein Sohn,“ rief der Vater aus. “Komm an mein Herz, ich habe nichts zu verzeihen, denn du hast nichts verbrochen. Der ewigen Vorsicht sey gedankt, daß sie das Unglück abgewendet hat.“

„Das sey ihr!“ rief Maria aus, und trat näher zum Bette des alten Grafen.

„Sind sie auch da, mein Lieber,“ rief der Graf, und reichte ihm seine Hand. „Unser Priester soll am nächsten Sonntage öffentlich Gott dafür danken, daß er mich geschützet, und meinen guten Sohn nicht unverschuldet hat Mörder werden lassen. Und du, mein

lieber Julius sollst heute Mittag bey der Tafel deinen Eltern Alles erzählen; denn daß wir neugierig sind, die Ursache deines Betragens zu erfahren, läßt sich leicht denken. Ich wünschte übrigens, lieber Maria, daß von der ganzen Sache nicht viel gesprochen würde, sie werden deshalb so gut seyn, und mit unsern Leuten reden, daß sie den heutigen Vorfall verschweigen sollen."

Der junge Graf Julius ritt an einem schönen Morgen, wenige Tage nach seinem Abentheuer mit dem blauen Manne, spazieren. Er hatte schon einige Zeit sein Pferd willkührlich forttraben lassen, und war ganz in Gedanken über alle die, neulich gehabte, sonderbare Begebenheiten versunken; als er durch ein Gespräch neben sich aus seinen Träumereyen aufgeschreckt wurde. Er sah auf, und, wie fuhr er zusammen, als er den blauen Mann glaubte zu erblicken, der vor einem alten, lahmen Soldaten stand, und sich bemühte, ihn aufzurichten. Er war so sehr hiemit beschäftigt, daß er den Grafen nicht gewahr wurde. Dieser ritt, um nicht von ihm bemerkt zu werden, etwas seitwärts hinter eine große, dicke Eiche. Hier beobachtete er den Thalmann sehr genau. Wie dieser den Bettler aufgerichtet hatte, so fragte er ihn, wo er nun hinwolle.

„Nach meiner Frau, und meinen vier unmündigen Kindern.“

Armer, alter Mann! So vielen Personen sollt ihr durch eure Bitten Unterhalt verschaffen? Kann denn eure Frau nicht selbst arbeiten?

„O! Herr, wenn sie es noch könnte, so würde ich jetzt hier nicht liegen.“ — — Bey diesen Worten entstürzten dem armen Manne Thränen.

Sie ist auch wohl krank?

„Ihre Leiden hören erst auf im Grabe. Sie ist vom Schlage gerührt worden, und dieser hat sie unfähig gemacht, länger zu arbeiten, ja nicht einmal zu betteln. O! Herr, ihr könnt es glauben, ich treibe dies Handwerk nicht aus Faulheit, nein! ich schäme mich, zu betteln, und nur das Elend meines armen Weibes und meiner hülflosen Kinder zwingen mich dazu. Ach, wie mein Weib noch gesund war, da ernährte sie mich alten Krüppel redlich durch ihre Arbeit. Allein seit dem Schicksale meiner guten Tochter, meiner Marie, — — o! Gott, ich zittre, wenn ich daran denke — — — Ach! Herr, ich bin unglücklich, habe viele Leiden; doch, ich habe sie nicht selbst verschuldet, böse Menschen haben meine Glückseligkeit zernichtet!“

Hier stürzten dem guten Greise die Thränen aus den Augen. Der blaue Mann trat näher, faßte ihn freundlich bey der Hand, und sah ihn mit Theilnahme an. Beyde schwiegen einige Minuten. Es war dies wirklich eine rührende Scene, und der Graf ward innig

bewegt. Endlich unterbrach der Greis dies Stillschweigen, und sagte mit schluchzender Stimme:

„Herr! ihr seyd ein edler Mann, ich habe von euch schon viel Gutes gehört, ihr sollt meine zwar kurze, aber fürchterliche Geschichte wissen. Ich diente beym benachbarten Fürsten unter seinen Truppen vier und zwanzig Jahre, und ich und mein Weib ernährten uns und unsre Kinder durch unsre beyderseitige Arbeitsamkeit redlich Im vorigen Jahre mußte ich mit in den Krieg. Ich verlohr gleich in der ersten Schlacht mein rechtes Bein und diesen linken Arm, und ich kam als Krüppel wieder nach Hause Ich erhielt meinen Abschied, und die Erlaubniß, im Lande betteln zu gehn. Damals hatte ich es jedoch nicht nöthig, denn mein treues Weib, und meine älteste, funfzehnjährige Tochter ernährten mich und meine übrigen Kinder durch ihren emsigen Fleiß Meine Tochter hatte ein nicht übles Gesicht, und erregte hiedurch den Neid vieler vornehmen Frauenzimmer. Guter Gott! ihre Schönheit mußte ihr und uns zum Unglücke dienen. Ich und mein Weib hatten sie, nach unsrer Dürftigkeit, zur Religion und Tugend angehalten, und sie war uns auch in allem folgsam O! wie freuten wir uns so innig über diese vermeintliche Stütze unsers Alters! Aber ach! unsre Freude ward uns bald auf das bitterste vergällt. Ein gewisser niederträchtiger Mensch, ich will ihn nicht nennen diesen ehrvergeßnen, adlichen Buben, hatte meine unglükliche Tochter einst gesehen, hatte mit wollüstigen Au-

gen ihre Schönheit verschlungen, und den schändlichen Endschluß gefaßt, diese Rose zu brechen. Er erkundigte sich nach meiner Wohnung, kam zu mir, und schenkte mir, unter dem Vorwande, daß er gehört habe, ich sey so blutarm, zwey Dukaten, versprach auch, für mich beym Fürsten zu sorgen, daß ich einen kleinen Dienst bekommen solle, Ich dankte für sein gutes Herz, nahm sein letztes Versprechen herzlich gerne an, versicherte ihn aber zu gleicher Zeit, daß ich Gottlob! so ganz blutarm noch nicht sey, und daß er sein Geld nur an andre schenken möge, die es nöthiger hätten, als ich. Allein, dies half alles nichts, und ich mußte schlechterdings das Geld behalten Er besuchte mich hierauf alle Tage, bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande. Mit meiner Tochter sprach er sehr wenig, und immer von gleichgültigen Dingen. Aller Argwohn, den ich anfangs gegen den Menschen hatte, verschwand endlich, so sehr wußte er sich zu verstellen.

Einstmals kam er auch nach meiner Wohnung, wie ich und meine Frau gerade ausgegangen waren, und meine Tochter nur allein zu Hause war. Dies dünkt ihn der rechte Zeitpunkt, seinen niederträchtigen Plan zu vollziehen. Er gebraucht alle Lockungen der Wollust, um meine Tochter zu verführen, schildert ihr die Wollust so süß, so reizend, die Tugend hingegen als etwas thöriges, lächerliches, und wie er sieht, daß mein Kind dessen ungeachtet, den Pfad der Tugend nicht verlassen will, so nimmt er zur Gewalt seine Zuflucht.

Meine Wohnung war ziemlich abgelegen in der Vorstadt, er konnte deshalb um so dreister zu Werke gehn. Meine arme Tochter ringt mit ihm nach allen ihren Kräften, muß endlich aber doch der Uebermacht unterliegen. Er stopft mit seinem Schnupftuche ihren Mund zu, und — Herr! und hätte völlig gesiegt, wenn ich nicht grade in dem entscheidendsten Augenblicke in die Stube gekommen wäre. Wie mir bey diesem Anblicke zu Muthe war, kann ich euch nicht sagen. Herr! mir lief die Galle über, ich nahm meine Krücke, und prügelte das Ungeheuer zur Thüre hinaus. Aber, er rächte sich fürchterlich!

Einige Tage hindurch war alles ruhig, bis meine arme Tochter, sechs Tage darauf, o! ich werde diesen fürchterlichen Tag nie vergessen, des Abends spät ausgeht, um Milch zu holen. Kaum ist sie zwanzig Schritte vom Hause entfernt, als vier große Kerls auf sie zuspringen,, der eine sogleich ihren Mund knebelt, die andern sie anpacken und mit sich fortschleppen, bis zu einer nicht weit davon stehenden Kutsche. Sie steigen mit ihr ein, und jagen schnell davon. Wie die Kutsche wieder stille hält, so verbindet der eine Kerl meiner Tochter die Augen, der andre schnürt ihre Hände auf den Rücken zusammen, und so tragen sie sie aus der Kutsche in ein Haus, und — hier muß meine Tochter, ohne daß sie es verhindern, ohne daß sie um Hülfe rufen kann, ihre Unschuld preisgeben, ohne den schändlichen Buben zu sehen. Die Barbaren schleppen

die Unglückliche hierauf wieder in den Wagen, ein teuflisches Gelächter erschallt hinter drein, und der Wagen rollt wieder fort. Endlich hält er stille, man hebt sie aus dem Wagen, lößt schnell ihre Hände, reißt ihr die Binde von den Augen und den Knebel vom Munde, schlägt die Wagenthür wieder zu, und jagt im raschen Galopp davon. Wie meine Tochter wieder zu sich selbst kommt, so sieht sie, daß sie sich auf der nämlichen Stelle befindet, wo man sie zuerst angegriffen Sie wankte nach Hause. Gott! welch' ein Anblick war dies! Mit bleichem Gesichte, zerstörten Haaren, zerrißnen Kleidern, trat sie ins Zimmer, setzte sich schweigend auf einen Stuhl, und stierte den Boden an. Wir erschöpften uns mit Fragen, was ihr fehle; keine Antwort, als hohle Seufzer. So ging es die ganze Nacht durch. Am andern Morgen kam endlich ihre Sprache wieder, und wir erfuhren von ihr alles. Jesus Maria! schrie mein Weib auf, und stürzte, vom Schlage gerührt, nieder. Ich hörte und sah von allem dem nichts, sondern eilte so schnell ich konnte, nach dem Hause des Räubers. Ich konnte mich kaum halten vor Wuth, wie ich an die Hausthüre kam. Ich öffnete sie, ein Bedienter kam mir entgegen, und fragte mich, was ich wolle. „Wo ist dein Herr, der Mädchenschänder; Hund, wo ist er?“ rief ich aus, packte den Kerl bey der Brust, uud stieß ihn nieder. Er schrie um Hülfe, ein ganzer Schwarm von Bedienten erschien, ich ward übermannt, der eine von ihnen lief fort, holte die Wache, ich wurde geschlossen, und in ein dunkles Gefäng-

niß geschleppt. Doch, ich will mich kurz fassen beym Ende meiner Geschichte, ich habe mich so schon zu lange dabey aufgehalten. Der schändliche Bube war Liebling des Fürsten, hatte überall Anhang, ich konnte nichts strenge beweisen, bekam Unrecht, und mußte mit meinem lahmen Weibe, mit meinen unerzognen Kindern Stadt und Land räumen.“

Und eure arme Tochter, unglücklicher Mann?

„O! Herr, die hab' ich nie wieder gesehn. Sie ist, — — gerechter Heiland! ich kann sie nicht aussprechen, diese fürchterlichen Worte.“

Dankt Gott, wenn sie ausgelitten hat, wenn sie etwa todt ist.

„Wohl ihr, wenn sie es wäre! Nein! Herr, sie lebt, lebt — im — Tollhause!“

Allmächtiger Gott! so weit ist es mit ihr gekommen? O! unglücklicher, alter Mann eure Geschichte ist grausam, ist empörend! Ob ihr gleich den Verführer eurer Tochter nicht genannt habt, so kenne ich ihn doch, den Buben. Der Marquis Na . . . . lac — —

„O! schweigt, ich beschwöre euch beym Gekreuzigten, nennt diesen fürchterlichen Namen nicht wieder!“

O! Elender, wenn du jetzt diesen armen Mann

sähest, wenn du sein unglückliches Weib, wenn du seine arme, wahnsinnige, durch dich wahnsinnige Tochter erblicktest, wie müßte dein elendes Herz, wenn es noch nicht ganz Stein wäre, zittern! welche brennende Vorwürfe müßte dir dein Gewissen machen, wenn noch der geringste Funken von Menschenliebe darinn schlüge! — — — Hier guter Alter, nehmt alles, was ich bey mir habe, und — — wo ist euer Weib?

„Drüben Herr, in jenem Dorfe?“

Wißt ihr meine Wohnung?

„Ich werde doch; wer kennte euch in dieser Gegend nicht!“

Kommt Morgen früh zu mir, ich will weiter für euch sorgen.

Er zog seine Börse, warf dem Alten einige Geldstücke hin, und eilte fort. Dem armen Greise stürzten die Thränen aus den Augen, er sah gen Himmel und rief aus: „segne du dort oben meinen Wohlthäter, vergelte du es ihm, ich vermag es nicht!“

Was der Graf bey dieser Scene fühlen mußte, dies läßt sich denken. Die innigste Hochachtung für den blauen Mann entstand in seinem Herzen. „Welch ein guter, edler Mann muß er nicht seyn, was für ein Herz besitzen!“ rief der Graf bey sich selbst aus. Er sprengte hervor, wie der blaue Mann den Bettler verlassen hatte, drückte diesem gleichfalls ein Allmosen in die Hand, und besann sich hierauf einige Augenblicke, ob er dem Thalmann nachreiten solle, oder nicht. „Es sey!“ rief er endlich aus, und sprengte fort. Bald hatte er ihn erreicht. Der blaue Mann sah sich um, wie er jemand hinter sich hörte. Julius glaubte, er würde erschrecken, wenn er ihn so unvermuthet wieder sähe; aber er irrte sich. Mit einer Unbefangenheit, als sey er ihm der gleichgültigste Mensch, sah der Thalmann den Grafen an. Er bog etwas seitwärts aus, ohne ein Wort zu reden, um den Grafen vorbey passiren zu lassen. Dieser ward durch dies Betragen ungemein frappirt. Er wußte nicht, ob er den Mann

anreden, oder vorbey reiten solle. Er faßte endlich ein Herz. „Es ist heute ein schöner Morgen!“ fing er an.

Der Thalmann sah ihn einige Secunden starr an, und sagte endlich ganz kalt: „Ja!“

Julius. (betroffen hierüber.) Kennen sie mich nicht mehr?

Thalmann. Ich wüßte warlich nicht! je das Vergnügen gehabt zu haben sie — —

Julius. (Erstaunt.) Unmöglich! Ich bin der Graf Julius von Tonko, und war ja vor einigen Tagen mit meinem Vetter des Nachts bey ihnen, wo — —

Thalmann. (kalt) So! Wo wollen Euer Excellenz denn jetzt hin, wenn ich fragen darf?

Julius. Nur bloß ein wenig spatzieren reiten. Uebrigens wünschte ich gerne einige Worte mit ihnen zu reden, um — —

Thalmann. Ich will sie jetzt nicht stören in ihrem Spazierritt.

Julius. Ich bitte recht sehr. Es wird im Gegentheil für mich ein großes Vergnügen seyn, mich mit ihnen zu unterhalten, weil sie mir am besten Aufschluß über gewisse Dinge geben werden.

Thalmann. Ich werde ihn geben, sobald ich ihn geben kann. Uebrigens erlauben sie, daß ich mich jetzt empfehle; ich habe Geschäfte, die keinen Aufschub leiden.

Julius. Wenn sie sich nicht wollen halten lassen, so muß ich leider! jetzt dem Vergnügen ihrer Unterhaltung entsagen. Ich wünschte denn aber doch gerne zu wissen, wann sie ohne Geschäfte wären?

Thalmann. Warum, Herr Graf?

Julius. Ich dächte, das könnten sie sich leicht selbst sagen. Um mit ihnen zu reden, um — —

Thalmann. Ich rede mit ihnen am liebsten in der Mitternachtsstunde.

Julius. Und wann wird das seyn?

Thalmann. Wann es seyn kann.

Julius. Und wo?

Thalmann. Nicht in Deutschland.

Er eilte bey diesen Worten schnell durch dichtes Gebüsche, das ihnen zur Seite stand, und war dem Auge des staunenden Grafen entschwunden.

„Nicht in Deutschland?“ wiederholte Julius kopfschüttelnd vor sich. „Warum nicht? und wo denn? Weiß ich doch selbst nicht, wann eh ich Deutschland verlasse; und wie kann er es wissen wollen? O! wenn ich diesen sonderbaren Mann ergründen könnte!“

Nachdenkend über die Worte des blauen Mannes, ritt Julius zu dem Schlosse seines Vaters zurück. Ludwig kam ihm auf der Treppe entgegen. „Ich habe ihn gesehn, gesprochen!“ rief Julius ihm zu, und zog ihn mit sich in sein Zimmer, wo er ihm alles erzählte.

Adelbert war Fürst zu * * * *. Er hatte erst seit einigen Jahren den fürstlichen Thron bestiegen, und zeigte sich gleich anfangs als ein kluger, aufgeklärter Fürst, der überall gerne selbst regiere. Sein Vater war ein schwacher, abergläubischer Regent gewesen, der die Zügel der Regierung ganz in die Hände der Pfaffen und des Adels gelegt hatte. Kaum hatte Adelbert den Thron bestiegen, als die alten Minister entlassen, und an deren Statt geschickte, aufgeklärte Männer angestellt wurden. Die Pfaffen wurden mehr eingeschränkt, mehrere unnütze Klöster aufgehoben, und, was schon der Fürst von * * * vor ihm gethan hatte, nur nicht aus so guten Absichten, wie Adelbert, die Jesuiten, welche bisher immer fast unumschränkt regiert hatten, wurden aufgehoben, ihre Klöster eingezogen, und ihr ganzer Orden in Adelberts Landen vernichtet. Vergebens war das Wüthen dieser listigen Pfaffen, vergebens alle ihre Ränke, vergebens ihre Bitten und Drohungen, Adelbert blieb unerschütterlich bey seinen Grund-

sätzen.

sätzen. Bald sah er auch, wie sehr sein Land durch dies heilsame Gesetz gewonnen habe, und die Guten und Edlen seiner Unterthanen freuten sich mit ihm. Nur die Pfaffen waren in ihrem Herzen ergrimmt bey Adelberts Einrichtungen, weil er es wagte, ihnen die Larve abzureißen, und sie in ihrer Blöße darzustellen. Manche Adliche haßten den guten Fürsten, weil er nicht mehr auf ihren Stammbaum und ihr ererbtes von Rücksicht nehmen wollte; sondern Verdienste und Geschicklichkeiten nur bloß allein als gültige Mittel zu Staatsämtern ansah.

Adelbert hatte einen einzigen Bruder, der aber ganz das Gegentheil von ihm war. Ein feiger, wollüstiger, abergläubischer Prinz, der sich ganz durch Pfaffen lenken und regieren ließ. Ein Glück für das Land war es, daß Adelbert der Erstgebohrnen gewesen war.

Die Prinzessin Albertine von * * * * * war am * * * * schen Hofe angekommen. Sie wollte ins Bad reisen, und hatte ihren Weg durch Talissa, so hieß die Hauptstadt von Adelberts Land, genommen. Da der Fürst noch unverheyrathet war, und die Prinzessinn ihm gefiel, so war er nicht ungeneigt, sich mit ihr zu verbinden. Man suchte deshalb der Prinzessinn ihren Aufenthalt so angenehm, als möglich zu machen. Ihr zu Ehren sollte ein großes Fest angestellt werden, und des Abends in dem erleuchteten Schloßgarten eine Art

von Karnevall statt finden. Es wurden die größten Anstalten zu allem gemacht, und Adelbert zeigte sich zum erstenmale seit seiner Regierung als Verschwender. Indessen war es ihm um so eher zu verzeihen, da er bis jetzt sehr gespart hatte, und das ganze Fest aus seiner eignen Schatulle bestritt, ohne deshalb neue Auflagen zu machen.

Der Fürst ließ den alten Grafen von Tonko mit seiner Familie auch zu dem Feste einladen. Der Graf nahm die Einladung an, und fuhr am Abende vor dem fröhlichen Tage mit seiner Familie schon nach der Stadt ab.

Der festliche Tag selbst erschien endlich. Schon des Morgens um vier Uhr ertönte von den Wällen um Talissa eine dreymalige Salve von Kanonenschüssen, um diesen Tag anzukündigen. Die ganze vornehme Welt in Talissa war heute Morgen ungewöhnlich früher aus den seidnen Betten, wie sonst. Die luftigen Pudergötter hatten heute eine ganz erschreckliche Arbeit, und rennten wie besessen durch die Straßen. Die geschäftigen Kammermädchen mußten heute mit doppelt ängstlicher Sorgfalt sich Mühe geben, die verfallnen Reize ihrer gnädigen Gebieterinnen wieder aufzufrischen, und die pappnen Busen recht natürlich anzubringen. Das ganze andre Geschlecht der vornehmen Welt wetteiferte heute Morgen, um vorzüglich zu glanzen und zu gefallen. Hier saß die Frau Geheimerathinn vor

dem Spiegel, und übersinterte die Furchen ihres Gesichtes auf die bewundernswürdigste Art mit dem blühendsten Karmin, während dero Fräulein Tochter auf ihrem Zimmer mit der größten Sorgfalt sich bemühte, ihre Taille einzupressen, die dero bürgerlicher Kutscher etwas erweitert hatte.

Um zwey Uhr war endlich das große Werk vollbracht, und alles war in vollem Putze. Eine abermalige Salve von Kanonenschüssen gab das Zeichen, sich bey Hofe einzustellen. Nun rasselten die glänzendsten Equipagen durch die staunenden Gassen, bis gegen vier Uhr. Jetzt setzte man sich zur Tafel, die auf das prächtigste servirt war. Die köstlichsten Gerichte dampften in den goldnen Schüsseln, die ausgesuchtesten Weine schäumten in den silbernen Pokalen. Der Fürst war ganz vorzüglich aufgeräumt, weil der Prinzessinn dieser Tag viel Vergnügen machte, und sie ungewöhnlich heiter war. Adelbert ergriff endlich den Becher, und stand auf. Alle Gäste thaten ein Gleiches. „Unsre Prinzessin soll leben!“ rief der Fürst, und alle lallten mit schweren Zungen, unter Pauken- und Trompetenklang es nach. Dies war das Signal zum Aufbruch, und alles erhob sich von der Tafel.

Alle eilten jetzt nach Hause, um sich zu dem Masquenballe, der in einem prächtigen Salon des Schloßgartens gegeben werden sollte, anzukleiden. Julius ging gleichfalls, in einen Mantel gehüllt, fort. Wie

er nicht weit mehr von dem Hause seines Vaters entfernt war, so trat eine Figur in einen weißen Mantel zu ihm, überreichte ihm ein Paquet, mit den Worten: „an Sie!“ und eilte schnell durch ein Seitengäßchen fort. Julius sprang ihm nach, allein er war sehr bald in dem Gewühl der Menschen seinen Blicken entgangen. Unwillig kehrte der Graf nach Hause zurück, und auf sein Zimmer, wo er das Paquet aufriß. Es war eine schöne Tabatiere darinn, mit dem Gemälde eines Frauenzimmers in persischer Kleidung, das zum Entzücken schön war. Der Graf glaubte in seinem Leben keine größere und bezaubernde Schönheit gesehen zu haben. Zwey große, schwarze Augen lächelten ihm entgegen, daß er darauf hätte schwören mögen, sie leben wirklich. Einige Minuten hatte er die Dose schon in den Händen gehalten, und immer nur das Gemälde angestaunt, ohne daß es ihm eingefallen war, sie zu öffnen. Endlich riß er den Deckel ab, und prallte erstaunt einige Schritte zurück, als er seine Uhr unversehrt darinn fand. Folgender Zettel lag dabey:

Herr Graf,

Unserm Versprechen gemäß, erhalten Sie Ihre Uhr zurück. Leben Sie wohl, und gedenken zuweilen Ihrer Freunde.

I* H*

S*

Dem Grafen war es lieb, daß seine Uhr in dieser Tabatiere gelegen hatte. Er glaubte jetzt hoffen zu können dem Originale des schönen Gemaldes nicht ganz unbekannt, ja vielleicht gar etwas interessant zu seyn. Ach! er hätte zehn Uhren in diesem Augenblicke darum geben mögen, wenn er dies reizende Konterfey wirklich und in natura hätte sehn können. Eine plötzliche, heftige Leidenschaft für das Orig nal dieses Bildes entstand in seinem Herzen, die durch das romantische und abentheuerliche der ganzen Sache sehr mit genährt ward. Hundertmal drückte er das schöne Bildniß an seinen Mund, und er würde wahrscheinlich den ganzen Ball vergessen haben wenn nicht Gra Ludwig zu ihm gekommen wäre, um ihn abzuholen. Julius eilte ihm entgegen, und zeigte ihm das schöne Geschenk. Ludwig ward gleichfalls entzückt darüber „Aber zieh dich jetzt nur an, lieber Julius,“ rief er endlich aus, „es ist wirklich schon hohe Zeit“

Julius. Ach! was soll ich jetzt da, für mich ist dort kein Vergnügen.

Ludwig. Bist du gescheut, Julius! Da willst du nun hier sitzen, und dich mit Grillen wegen dem Bilde quälen. Komm doch mit, du tanzest ja sonst gerne, und wer weiß ob du die schöne Perserinn nicht heute Abend auf dem Balle triffst.

Julius Alle Heiligen! wenn das wäre!

Ludwig Komm nur, komm nur, man kann, wie gesagt, nicht wissen.

Julius eilte jetzt, den Wunsch seines Freundes

zu erfüllen; bald hatte er seinen Domino umgeworfen. Ludwig befahl dem Bedienten, vorfahren zu lassen. Maria trat zu ihnen ins Zimmer.

Ludwig. Nun, lieber Maria, wissen sie schon, Julius hat seine Uhr wieder bekommen, und zugleich ein Gemälde eines äusserst schönen Mädchens zum Geschenk erhalten, worinn er sich auch sogleich sterblich verliebt hat.

Maria. Sie scherzen, Graf.

Ludwig. Nein, nein, wirklich lieber Maria. Sehn sie hier die Uhr, und — wo hast du die Dose, lieber Julius? Maria soll uns mal sein Urtheil sagen über die Schönheit des Mädchens.

Julius gab ihm die Dose.

Maria. Ja, das Gemälde ist schön; nur möchte ich wissen, wozu dies alles führen soll. Sagen sie mir mal, lieber Julius, was halten sie eigentlich von dem allen?

Julius. Ich weiß nicht, was es bedeuten soll. Aber mag es auch seyn was es will, wenn ich nur dies holde Bild einst in Wirklichkeit sehe.

Maria. Julius, Julius, wenn ihre Leidenschaft für das Original immer so feurig bleibt, wie jetzt, o! wohin kann sie sie dann noch führen! der Himmel gebe zum Guten!

Joseph trat hier herein. Der Wagen war da, und die Grafen fuhren fort.

Auf das schönste und geschmackvollste war der prächtige Schloßgarten illuminirt, und gewährte dem Auge den herrlichsten Anblick. In der Mitte des Gartens war ein großer freyer Platz, hier stieg ein kostbares Feuerwerk in die Luft, nach dessen Beendigung der Masquenball anfing. Der Fürst eröfnete ihn zuerst mit der Prinzessin. Julius tanzte nicht mit. Mit spähenden Blicken durchlief er den Garten, durchirrte er den geräumigen Saal, um unter den vielen Masquen die schöne Perserinn zu treffen. „Sie ist hier!“ flüsterte eine Stimme dem Grafen zu, als dieser in dem Saal umherschaute. Julius sah sich schnell um. Es war ein weißer Domino, der jene Worte gesagt hatte, und sich jetzt durch die Masquen drängte. Der Graf eilte ihm nach, und ergriff ihn beym Mantel. „Wer ist hier?“ fragte Julius. „Die sie suchen,“ erwiederte der Domino, riß sich los, und eilte durch das Gedränge. Der Graf verfolgte ihn, suchte ihn überall, aber er war verschwunden.

Julius kehrte in den Saal zurück, durchsuchte von neuem alle Masken, aber vergebens. Das liebliche Bild seines Herzens war nirgends zu finden. Unmuthig, foderte er eine Masque auf, und flog mit ihr im stürmischen Walzer durch den Saal. Er stellte sich hierauf mit seiner Masque zum englischen Tanzen. Der Tanz begann, und — Mächte des Himmels! wie war ihm zu Muthe, als er in der Vortänzerinn seine schöne Perserinn erblickte. Sie war zwar verlarvt, allein es war im übrigen ganz die Kleidung, wie sie auf dem Gemälde gezeichnet war, und Julius zweifelte keinen Augenblick länger, daß sie es selbst sey. Ein tobendes, wallendes Feuer stieg bey diesem Anblick schnell durch seine Adern, ein heftiges Zittern befiel ihn, und er war nicht vermögend, länger mit zu tanzen. Er mußte abtreten. Er blickte jetzt nach dem Tänzer der reizenden Masque hin, und o! Himmel, es war der weiße Domino. Die Perserinn tanzte unvergleichlich, Julius glaubte nie eine schönere Tänzerinn gesehn zu haben, und er verschlang mit wollüstigen Blicken jede Bewegung der reizenden Masque. Der Tanz war endlich geendigt, der Domino ging mit seiner Tänzerinn in den Garten, Julius folgte. Er nahte sich schüchtern und mit mächtigem Herzklopfen dem Paare. „Dürft ich um einen Walzer bitten?“ sagte er zu der Perserinn. Sie sah den Domino unschlüssig an, dieser sagte zu ihr einige Worte in einer Sprache, die der Graf nicht kannte, und sie folgte hierauf dem Grafen. Ach! noch nie hatte er mit solcher Empfindung, mit solchem

Feuer getanzt, wie jetzt. Der Walzer war endlich beendigt, beyde waren müde, und der Graf führte seine Tänzerinn in ein Erfrischungszimmer, wo er Melonenpunsch hin bestellte. Beyde waren allein in dem Zimmer.

„Wollen sie sich nicht demasquiren," sagte der Graf stotternd. „Ich dächte die Larve wäre etwas zu heiß."

Stillschweigend nahm die Perserinn die Larve ab, und ach! welches Entzücken durchbebte den Grafen, es war das nämliche himmlische Antlitz, wie auf dem Gemälde, nur unendlich schöner und anziehender. Der Punsch kam endlich, der Graf präsentirte seiner Tänzerinn ein Glas. Beyde saßen einige Minuten schweigend neben einander; Julius war verlegen um ein Gespräch.

„Waren sie heute Mittag auch bey Tafel?" stotterte er endlich, um nur was zu fragen.

Perserinn. Nein. Ich bin erst um vier Uhr in Talissa angekommen.

Julius. Sie sind also nicht aus Talissa?

Perserinn. Nein.

Das Gespräch stockte hier wieder. Hundertmal schwebte es dem Grafen auf der Zunge, wegen der Dose anzufragen, aber immer stockte er wieder. Endlich faßte er ein Herz.

Julius. Ich habe sie heute Abend vermuthet, und anfänglich vergebens gesucht.

Perserinn. (erstaunt) Mich? Ich wüßte nicht die Ehre ihrer sonstigen Bekanntschaft zu haben.

Julius. Das kann seyn. Auch ich habe sie nur erst seit heute Abend kennen gelernt, und zwar durch dieses Bild, das doch vermuthlich Niemanden anders, als sie selbst vorstellen soll.

Er zog bey diesen Worten die Tabatiere heraus, und zeigte sie der Perserinn. Erstaunt blickte diese sie an; und eben so schnell zog sie ihre Blicke von dem Bilde zurück, und starrte den Grafen fest an. „Ihr Name?“ fragte sie endlich ängstlich?

Julius. Graf von Tonko.

Perserinn. O! ihr Heiligen! Kennen sie dies? — — Sie riß ein kleines Miniaturgemälde vom Halse.

Julius. Wie! ob ich es kenne? Gütiger Himmel! es ist das meine. Wie erhielten sie es; wie — —

Perserinn. O! es muß ein höheres Wesen sich in mein Schicksal gemischt haben, und wichtige Absichten durch mich wollen. Hören sie die ganze unglaubliche Geschichte, und staunen sie. Ich — —

Hier hielt sie inne, indem dicht neben ihnen ein dreymaliges, lautes Klatschen geschah „O! warum grade jetzt!“ rief die Perserinn unwillig aus. „Ver-

zeihen sie, Herr Graf," fuhr sie fort, „ich muß jetzt weg, ich — —

Julius. Wie? dies Klatschen — —.

Perserinn. Geht mich an. Ich bedaure herzlich, daß ich ihre geweckte Neugierde jetzt nicht befriedigen darf. Ich muß fort.

Julius. Gütiger Himmel! und wann kann ich sie wieder sprechen, wann die Erzählung erwarten?

Perserinn. Ach! wer weiß, ob jemals, ob wir uns je wieder sehn.

Das Klatschen ward wiederholt. „Ungestümer Mahner!" rief die Perserinn aus. „Leben sie wohl, Herr Graf, ich muß — —

Julius. Und wo wollen sie hin, wo kann ich sie treffen? Können sie denn gar keinen Ort auf diesem großen Runde bestimmen, wo wir uns wieder sprechen können?

Perserinn. Ich bin — —, nein! ich darf nicht. (ihre Thränen zurückhaltend) Leben sie wohl, Herr Graf, behalten sie die Tabatiere zum Andenken an diesen Abend, und vergessen sie mich nicht ganz. Ach! nichts wird uns wieder zusammen führen, als der Zufall, oder ein höheres Wesen.

Julius. Ihr Name?

Perserinn. Josephine. (Man hört zum dritten mal heftig klatschen. Jesus Maria! es ist die höchste Zeit.

Julius. Josephine! Josephiue! und ein solcher Abschied?

Mit ausgebreiteten Armen stand der Graf vor ihr, unentschlossen stand das Madchen da. „Josephine!“ rief Julius noch einmal aus, und trat einen Schritt näher. „Julius!“ stammelte sie, und beyde flogen einander in die zitternden Arme. Sie hielten sich fest umschlossen, ihre Herzen pochten aneinander, Wange ruhte an Wange, und Julius wagte es, feurige Küsse auf Josephinens Rosenmund zu drücken. Alles schwand vor den Blicken des trunkenen Grafen, er fühlte nichts, als das Feuer von Josephinens Wangen. „Fort!“ rief plötzlich eine dumpfe Stimme dicht neben ihnen. Josephine wand sich zitternd und rasch aus Julius Armen. Der Graf blickte umher, dichte Finsterniß war um ihn, er rief Josephinens Namen, ohne Antwort zu erhalten. Er tappte im Zimmer umher, fand endlich die Thüre, und kam wieder in den Garten.

Schnell durcheilte er die erleuchteten Gänge, er fand Masquen genug, aber keine Josephine. Rasch durchspähte er den schimmernden Tanzsaal, ach! überall war sein Suchen vergebens. Mismuthig rief er seinen Bedienten, warf einen Mantel um, und eilte fort aus dem Gewühle nach Hause.

Eckelhaft war für den liebenden Julius nach jenem nächtlichen Abentheuer auf dem Balle die Residenzstadt, und da seine Eltern noch einige Tage in Talissa bleiben wollten, so ließ er sein Pferd satteln, und sprengte am andern Tage allein nach dem Lustschlosse zurück. Ludwig hatte ihm versprochen, bald nachzukommen.

Hier auf dem romantischen Landsitze seines Vaters hatte der verliebte Jüngling in der Einsamkeit Musse genug, seinen Grillen nachzuhängen. Ich habe schon gesagt, daß der Graf viele Neigung zum schwärmerischen und romantischen hegte; diese Geschichte mit Josephinen war romantisch genug, und mußte deshalb einen starken Eindruck auf Julius Herz machen, mußte seine Einbildungskraft ausschlieslich beschäftigen, um so mehr da Josephine ein schönes Mädchen war.

Julius glaubte gewiß, daß der blaue Mann bey dieser Geschichte mit im Spiele sey, und er beschloß des-

halb, da seine Sehnsucht nach Josephinen so groß war, nach dem Thalmanne hinzureiten, um zu sehn, ob er hier Aufschluß erhalten werde. Zwar hatte der blaue Mann zu ihm gesagt: daß er ihn in Deutschland nicht wieder sprechen würde, allein er hielt dies nur für eine Ausflucht damals von jenem, und beschloß, wenigstens einen Versuch zu wagen. Er ließ deshalb sein Pferd satteln, und sprengte fort nach dem Thale. Da er den Weg dahin nicht wußte, so mußte ihn ein Bauer dahin geleiten, und nach einigen Stunden sah er das Thal vor sich liegen. Sein Herz pochte mächtiger bey dem Anblick des Häuschens, er dachte an jene Nacht, als er mit Ludwig hier herritt, und je näher er der Wohnung kam, je enger ward sein Busen. Alles schien ihm hier feyerlicher und heiliger, und mit einer gewissen Ehrfurcht ritt er durch das kleine Thal zu der Wohnung des unbekannten Mannes. Er erreichte endlich das Häuschen. Es war verschlossen, und er pochte hart an. „Gleich, gleich!“ rief eine Stimme inwendig; „nur Geduld!“ . . . die Thüre ward alsbald geöffnet. Ein alter Diener stand vor dem Grafen.

„Was befehlen Sie?“ fragte er, und sah den Grafen dabey musternd an.

„Ist der Herr zu Hause?“ fragte Julius.

Bedienter. Nein! schon seit heute Morgen um 6 Uhr verreist. Wünschten sie ihn zu sprechen?

Julius. Ja.

Bedienter. Um Vergebung, wer sind sie, wenn ich fragen darf?

Julius. Der Graf von Tonko.

Bedienter. Dacht ich's doch gleich. Wollen sie nicht die Güte haben, näher zu kommen? Mein Herr hat einen Brief an sie zurückgelassen.

Julius. An mich?

Bedienter. Ja! an den Grafen Julius von Tonko. Er sagte zu mir, sie würden ihn heute Nachmittag besuchen, allein ein nicht vorhergesehnes, nothwendiges Geschäft hat seine Abreise heute Morgen veranlaßt Doch, sie werden das alles besser im Briefe lesen, wollen sie nur die Güte haben, und näher kommen.

Der erstaunte Julius stieg vom Pferde, und ward von dem Bedienten in das nämliche Zimmer geführt, welches er an jenem Abend mit Ludwig zuerst betrat. Der Bediente war äusserst dienstfertig und gefällig gegen den Grafen „Befehlen Euer Excellenz auch einige Erfrischungen?“ sagte er.

Julius. Ich danke; doch, ein Glas Wasser, wenn ich bitten darf.

Bedienter. Zu ihrem Befehl, gnädigster Herr!

Er flog aus dem Zimmer, und kam schnell mit Wein und Wasser, und etwas Kuchen zurück.

Julius. Sie sind zu dienstfertig. Uebrigens wollten sie ja den Brief — —

Bedienter. Sogleich! — — Er suchte unter andern Papieren, die auf einem Tisch zerstreut la-

gen, herum; endlich überreichte er dem Grafen ein Billet. Julius erbrach es, und las folgendes:

Theuerster Herr Graf!

Sie wollen mich der Ehre Ihres Besuchs heute Nachmittag würdigen, allein ich muß bedauern, daß ich dies Vergnügen nicht genießen kann. Wenn auch nicht schon dringende Geschäfte heute Morgen meine Abreise von hier foderten; so würde ich doch Ihren schätzbaren Besuch haben leider! ausschlagen müssen, da es für mich unmöglich ist, sie in einer solchen Stunde, und in Deutschland zu sprechen.

Ich bin der Ihrige.

Julius. Wann eh hat ihr Herr diesen Brief geschrieben?

Bedienter. Das weiß ich wirklich nicht bestimmt. Er gab ihn mir heute Morgen, ohngefähr um acht Uhr, und ritt gleich darauf fort.

Julius. Das kann nicht möglich seyn!

Bedienter. Nicht möglich? Was nicht, wenn ich fragen darf?

Julius. Daß ihr Herr heute Morgen den Brief an sie gegeben habe, indem ich selbst heute Morgen noch nicht daran dachte, hier her zu reiten, vielweniger konnte ihr Herr das wissen.

Bedienter. (erstaunt) Unmöglich! Haben sie denn meinen Herrn gestern nicht gesprochen, er sagte doch — —

Julius. Mit keiner Sylbe! Es bleiben deshalb nur zwey Fälle übrig. Entweder müssen sie denken, mich glauben zu machen, ihr Herr könne künftige Dinge vorher wissen, oder sie müssen eingestehn, daß das ganze ein lügenhaftes Mährchen sey.

Bedienter. (Mit einer ofnen, treuherzigen Miene.) Ersteres, gnädiger Herr, kann ich nicht glauben von meinem Herrn, denn ich müßte ihn sonst für einen Gott halten; daß ich übrigens aber den Brief heute Morgen erhalten habe, und daß mein Herr gleich darauf fort sey gereist, betheuere ich bey unsrer allein selig machenden Kirche, und so wahr ich dereinst hoffe selig zu werden. Ich denke, Herr Graf, dieser graue Scheitel und mein ehrliches Gesicht wird ihnen Bürge für das Gesagte seyn. Leider hab ich keine andern Mittel in Händen, meine Aussage zu bestätigen, da ich nicht weiß, wo mein Herr hingereist ist.

Julius. Ihr Gesicht, ihre Mienen sind sehr ehrlich, und diese feste Zuversicht, womit sie reden, zeigt entweder einen großen Bösewicht, oder einen guten Menschen. Aber so gerne ich jeden Menschen auch sonst für gut halte, wie kann ich es hier, da es unmöglich ist, daß ihr Herr, wenn er ein gewöhnlicher Mensch ist, vorher wissen konnte, woran ich selbst noch nicht dachte.

Bedienter. Ich kann darauf nicht antworten, um es zu lösen. Aber, bedenken sie nur, gnädigster Herr, wenn ich ein Lügner wäre, so müßte der Brief jetzt erst geschrieben seyn, und mein Herr wäre noch

hier. Sehn sie aber nur fürs erste den Brief an, ob ihm anzusehn ist, daß er vor wenigen Minuten geschrieben sey, und das kann man doch sonst leicht. Ferner ist dies auch nicht gut möglich, denn schauen sie nur hier aus dem Fenster; wir können sie nicht eher sehn, als bis sie schon mitten im Thale sind, und von dort bis hier zum Hause sind nur wenige Minuten, um so mehr, da sie sehr scharf ritten. Endlich will ich, wenn sie es wünschen, Herr Graf, mit ihnen das ganze Haus durchsuchen, ob sie meinen Herrn finden werden. Sehn sie, dies ist alles, was ich sagen kann. Ist übrigens ihre Aussage gewiß, so muß ich gestehn, daß mein Verstand dabey stille steht, wie mein Herr dies hat wissen können.

Julius. Ich kann es auch nicht begreifen. Aber nun noch eine Frage: können sie mir denn keine Auskunft in Ansehung des nächtlichen Abentheuers geben?

Bedienter. Was für ein nächtliches Abentheuer?

Julius. Nun, wissen sie das nicht mehr? wie ich ohngefähr vor vierzehn Tagen — —

Bedienter. Erlauben sie, ich bin noch keine acht Tage bey meinem Herrn.

Julius. So! Ich erinnere mich auch nicht, sie gesehn zu haben. Ja, ja es war in dem Zimmer hier gegen über. Könnten sie es mir nicht noch einmal zeigen?

Bedienter. Sehr gerne.

Er eilte voran, und öffnete dem Grafen das andre

Zimmer. Es war das nämliche, worinn Julius gespeist hatte. Der Graf besah den Fußboden auf der Stelle, wo der Thalmann verschwunden war, sehr genau, allein er konnte nichts bemerken. Er stampfte wiederholt mit dem Fuße, aber der Boden wich auch im geringsten nicht. Endlich verließ der Graf das Zimmer wieder.

„Ich wünschte gerne mein Pferd jetzt aus dem Stalle," sagte Julius. Der Bediente eilte fort und führte des Grafen Pferd vor. „Können sie," fing der Graf zu ihm an, als er wieder ins Zimmer trat, und sah ihn starr dabey an, „können sie beym Bilde des Gekreuzigten hier betheuern, daß alles, was sie heute Nachmittag zu mir sagten, heilige Wahrheit sey?"

Er hielt bey diesen Worten dem Bedienten ein kleines Kruzifix hin, das auf dem Tische stand.

„Ja! gnädigster Herr!" erwiederte der Bediente laut, und ergriff das Kreuz.

„Gut!" sagte der Graf erstaunt. „Machen sie meine Empfehlung an ihren Herrn."

Er setzte sich auf sein Pferd, und sprengte davon.

Graf Ludwig von Tonko ritt am andern Tage, nach dem Balle, es war der nämliche Nachmittag, an welchem Julius nach dem blauen Manne gritten war, mit dem Sohne des Baron Lau — — dale zu dem Schlosse seines Vaters, das dicht bey der Hauptstadt lag. Der alte Baron hatte ihn hiezu eingeladen, und es war eine kleine vergnügte Gesellschaft vorhanden. Neben dem Schlosse war ein schöner, großer Garten im englischen Geschmacke, in welchem die Gesellschaft sich befand. Man scherzte und lachte, und unterhielt sich von dem gestrigen Feste. Der Abend rückte unter den frohen Scherzen näher, der volle Mond stieg auf, und warf seinen Silberschimmer über den duftenden Garten aus. Ludwig ging vertieft durch die schattigen Gänge des Park's, und die sanfte, feyerliche Stille des Abends, das leise Säuseln in den Bäumen gleich fernem Geistergelispel, machten einen mächtigen Eindruck auf das Herz des Grafen. Er bog durch einen Seitengang, da

stand sein Freund, der junge Baron von Lau * * dale vor ihm.

Baron. So allein, Graf! und so vertieft!

Ludwig. Die Reize des schönen Abends haben mich so gefesselt, Baron. (seine Hand ergreifend) Nicht wahr, hier ist's herrlich? Sehn sie nur das reine Blau über uns, die Stille um uns, auf das angenehmste durch das leise Flöten liebender Nachtigallen unterbrochen. O! Baron, ich bin zwar sonst gerne fröhlich, und liebe das rauschende; aber ein solcher Abend entzücket mich doch, und kann meinen Geist fesseln.

Baron. Die Natur ist jedem Herzen theuer, fesselt jeden Charakter durch ihre allmächtigen Reize. Wer ihre Freuden nicht liebt, war nie ein Mensch, oder hat es aufgehört zu seyn . . . . . Kommen sie, Graf, wir wollen jenen düstern Buchengang herunter gehn; wie schauerlich angenehm er uns anwinkt.

Schweigend gingen beyde Freunde neben einander durch die dunkeln Buchen. „Wo denken sie jetzt hin? lieber Ludwig?“ fing der Baron plötzlich an.

Ludwig. Nach unserm Schlosse, an meinen Julius.

Baron. Schade, daß er nicht hier geblieben ist, er würde heute viel Vergnügen gehabt haben.

Ludwig. Was er jetzt wohl macht? vielleicht durchwandelt er eben so, wie wir, den Schloßgarten, und hängt seinen Grillen nach. Wie er heute Nachmittag wohl herumgeschwärmt ist; wo er gewesen seyn mag?

„Bey mir!“ rief eine Stimme plötzlich, und eine große Gestalt trat, in einen blauen Mantel gehüllt, aus dem Gebüsch. Die beyden Freunde prallten einige Schritte zurück. „Wer sind sie?“ fragte Ludwig nach einigen Secunden, und starrte die Gestalt an.

„Ihr Freund!“ sagte sie langsam.

„Mein Freund?“ erwiederte Ludwig, und blickte die Gestalt genauer an. Wie erschrack er! Es war der blaue Mann. „Seh ich recht?“ rief Ludwig; „sind sie es?“

Der Mann. Ich bin's. Trösten sie ihren Freund; er wird sie wieder sehn.

Ludwig. Wie? Wenn? Mich?

Der Mann. Nein! die Perserinn! Josephine!

Ludwig. Wann? Wo?

Der Mann. Nicht in Deutschland! — — Er trat bey diesen Worten schnell in's Gebüsch zurück, und war entschwunden.

„Halt!“ rief Ludwig, und wollte dem blauen Manne nach. Der Baron hielt ihn auf. „Wohin Graf? Sagen sie mir, was war dies, was soll dies?“

„Lassen sie mich!“ rief Ludwig, und riß sich los. Er drang durchs Gebüsche, sein Freund folgte ihm. Beyde durchspähten alle Gänge, durchliefen keuchend den ganzen Garten; vergebens! der Thalmann war entschwunden.

„Was war dies?“ fing der Baron endlich wieder an; „was bedeutete dies?“

„Lassen sie mich jetzt schweigen, Baron; ich muß erst meinen Vetter sprechen. Aber versprechen sie mir, gegen die Gesellschaft von dem ganzen Vorfalle zu schweigen.

Baron. Hier meine Hand darauf, Graf! ich schweige.

Ludwig kehrte am andern Morgen schon ganz frühe nach dem Lustschlosse seines Oheims zurück, und erzählte seinem Julius alles.

„So war er doch nicht zu Hause!“ rief der Graf aus. „Unbegreifliches Wesen, wann wirst du dich mehr nähern? . . . . Und ich sollte sie wieder sehn, Ludwig?“

„Nicht in Deutschland!“

Julius. O! immer nicht in Deutschland! Auch ihn nicht! Und wo denn, wo denn? . . . . O! wer hier erst Licht hätte in diesen dunklen Begebenheiten! . . . .

Am andern Tage, nachdem Ludwig zu seinem Freunde geeilt war, kehrten Julius Eltern und der Hofmeister gleichfalls nach dem Schlosse zurück. Mehrere Tage verflossen Julius jetzt hier im Schooße seiner Familie, ohne daß ihm was Wichtiges wieder begegnet wäre. Die sonderbaren Begebenheiten hatten einen zu tiefen Eindruck auf Julius Herz gemacht, der Graf ward stiller und nachdenkender, und selbst sein alter Vater fragte ihn mehrmalen, ob ihm was fehle.

An einem Abende ging Julius in den Schloßgarten seines Vaters nachdenkend spazieren. Sein Hofmeister nahte sich ihm.

Maria. Sie sind seit einiger Zeit so nachdenkend und ernst geworden, lieber Graf; es muß ihnen was begegnet seyn.

Julius. Maria, glauben sie, daß einige Menschen mit höheren Wesen können in näherer Verbindung stehn?

Maria. Julius wie kommen sie zu dieser Frage?

Julius. Lassen sie das jetzt; wir wollen hernach davon reden. Jetzt beantworten sie nur meine Frage erst, und zwar nach ihrer vollen Ueberzeugung. — — Nun, Maria?

Maria. Ich wünschte, lieber Graf, sie verschonten mich mit dieser Frage.

Julius. Nein, Maria, nein! Ich kann nicht. O! antworten sie, antworten sie, ich bitte sie darum.

Maria. Was kann ich ihnen für Gewißheit darüber geben!

Julius. Will ich denn auch Gewißheit? nur ihre Meynung, Maria, nur was sie davon halten, will ich wissen. —

Maria. Sie wollen es, gut! Ja, Graf, ich glaube es, daß einzelne Menschen können Umgang mit höheren Wesen haben, daß ihnen mehr zu Gebote stehe, als uns übrigen sterblichen Geschöpfen. Ich bin davon überzeugt.

Julius. Und warum, Maria, warum?

Maria. Es ist gewiß, daß wir jetzt die Natur, und ihre Kräfte noch nicht ganz kennen, daß noch vieles von ihr für uns in tiefer Verborgenheit liege. Ist es aber so unglaublich, daß nicht einzelne Menschen sollten, sey's auf welche Art es wolle, tiefer in die innere Werkstatt der Natur geblickt haben? Ich wenigstens halte es im geringsten nicht für unmöglich, daß manche Menschen Kenntnisse von der Natur und ihren großen Kräften besitzen können, die unzählich andern verborgen sind. Nehmen sie nur an, Graf, was für

Entdeckungen hat man nicht seit einiger Zeit in der Natur gemacht, wovon unsre Vorfahren sich entweder nichts träumen ließen, oder wovon sie die absurdesten Meinungen hegten. Und wie manches liegt nicht vor uns verborgen, und ist künftigen Generationen aufgehoben. Warum sollte nun nicht auch die Natnr, die so viele wichtige, mächtige Dinge in sich faßt, Mittel in ihrem Schooße verborgen haben, deren Kenntniß es dem Sterblichen möglich mache, sich mit höhern Wesen, als er selbst ist, in Verbindung zu setzen; oder durch die er zur Einsicht von Geheimnissen gelangen könne, die wir andern, als Profane, unwissend anstaunen, oder gar nicht einmal ahnen? — Ja, mein theurer Julius, ich bin so fest davon überzeugt, wie von einer künftigen Welt, daß noch Dinge im Innern der Natur verborgen liegen, wovon sich unsre Philosophen nichts träumen lassen. O! ich habe selbst in meiner Jugend eine schreckliche Erfahrung in dieser Hinsicht gemacht.

Julius. Sie, Maria?

Maria. Ich, mein Graf. Kommen sie in diese Laube und hören sie. . . . Ich war ohngefähr vier und zwanzig Jahr alt, als ich an einem Abende in * * *, wo ich hingereist war, bey der Table d'hote speiste. Es kam die Rede auch auf Geistererscheinungen, und Personen, die mit höheren Wesen in näherer Verbindung ständen. Ich lachte über dergleichen Geschwätz, und erklärte alles theils für Unmöglichkeit, theils für dummen Betrug. Neben mir saß ein Mann,

der an der ganzen Unterredung keinen Antheil nahm, sondern still und ernst vor sich blieb. „Nicht wahr?“ sagte ich lachend zu ihm, und faßte ihn an, „hab ich nicht recht?“ .... „Nein!“ antwortete er mit fürchterlichem Ernst, und verließ das Zimmer. Ich lachte hinter dem Thoren her, und war gutes Muthes. Ich ging endlich nach Hause, und zu Bette. Mitten in der Nacht wache ich plötzlich auf, und sehe den Mann vor meinem Bette stehn, und mit düsterm Ernste auf eine bleiche Figur zeigen, die am Fenster stand. Ich blickte sie an, und, gerechter Gott! wie ward mir, es war mein Vater. Ich wollte aufspringen, aber alle meine Glieder schienen erstarrt, ich wollte reden, aber ich konnte auch nicht den unverständlichsten Ton hervorlallen. Mit weitaufgerißnen Augen saß ich da, und starrte meinen Vater an. Er öfnete den Mund endlich, und ich hörte meinen Namen schwach rufen. Es war ganz der Ton seiner Stimme. Meine Wanduhr schlug jetzt eins, und mein Vater verschwand. „Glaubst du noch,“ fing jetzt der Mann an, „was du heute Abend bey Tische sprachst? ... Wisse, dein Vater ist in eben der Stunde gestorben.“ ..... Er ging bey den letzten Worten langsam und majestätisch aus dem Zimmer. Kein Wort hatte ich reden können, bis er fort war, jetzt kam meine Sprache erst wieder. Ich schrie laut auf, und sprang aus dem Bette. Alles Nachforschen war vergebens, nirgends war eine Spur von dem Manne zu finden. Alle Thüren zu dem Hause waren noch gehörig verschlossen. Und,

o Graf! stellen sie sich vor, acht Tage darauf erhalte ich einen Brief, daß mein guter Vater todt sey. Er war in der nämlichen Nacht, in der nämlichen Stunde verschieden. Sein letztes Wort war mein Name gewesen.

Julius. Schrecklich! und woran starb er?

Maria. Darnach fragte ich auch gleich. Ich glaubte der Mann möchte vielleicht aus Rache gegen mich Schuld an seinem Tode seyn. Aber, nein! dies war nicht möglich. Frisch und gesund war mein Vater am Abend noch aus dem Hause gegangen, er will unter Weges über einen Zaun springen, ist aber unglücklich dabey, indem ein Bruch, womit er schon seit vielen Jahren behaftet war, austritt, und, da nicht gleich Hülfe da ist, in Entzündung übergeht.

Julius. Sprachen sie denn jenen Mann nicht wieder, der — —

Maria. Er war noch in der nämlichen Nacht, als ich jene Erscheinung hatte, weggereist, und ich habe ihn nie wieder gesehn. Aber, nun, liebster Graf, dürft ich jetzt um die Ursache ihrer Frage bitten?

Julius. O! Maria, es haben sich seit jener Nacht im Thale sonderbare Dinge mit mir zugetragen. Hören sie alles, und erstaunen sie.

Der Graf erzählte seinem Hofmeister alle seine Begegnisse seit jener Nacht. Maria hörte mit Erstaunen zu, „viel Wunderbares hinter einander,“ sagte er endlich, als der Graf geendet hatte. „Aber lieber Julius, erlauben sie ihrem Freunde eine Frage hiebey.

Sie sprechen mit solchem glühenden Enthusiasmus von dieser Josephine; sollten sie sie wirklich lieben?“

Julius. Ja, Maria, ich fühlte noch nie für ein Mädchen, was ich für diese fühle. Ach! ich könnte ans Ende der Welt reisen, um sie zu sehn, zu sprechen.

Maria. Wie, ist dies die Sprache des sonst so bedachtsamen, überlegenden Julius? Ich sollte wähnen, einen raschen Ludwig zu hören. O! mein Gebieter, ich bitte sie, lassen sie dieser plötzlich aufgeloderten Flamme nicht zu viele Nahrung. Noch ist es nicht zu spät, sie auszulöschen; aber, wenn sie weiter um sich greift — — Julius, Julius, diese Liebe könnte gefährlich für sie werden. Haben sie auch schon alles bedacht?

Julius. Ha! Maria, ich sehe, daß der Greis zu mir spricht. Das wäre eine erbärmliche Liebe, die erst bedächte, ob sie vielleicht lieben dürfte, eh sie liebte. O! nein Maria, lieben bis zur heftigsten Leidenschaft kann man in der ersten Minute, da man jemand sieht.

Maria. Sie mögen Recht haben, Graf. Wenn aber nun diese erste Minute verflossen, wenn der erste Taumel verflogen ist, sollte dann die kalte Ueberlegung sich nicht einstellen können? Fragen sie sich jetzt mal selbst, mein Graf, was sie für Absichten bey ihrer Liebe haben, was sie eigentlich wollen, und vorzüglich, wen sie lieben. Julius, Julius, kennen sie die Perserinn schon? Wer weiß, was für ein Geschöpf sie ist,

ob sie es auch verdient, daß sie sich um sie bekümmern, geschweige daß sie, daß Graf Julius sie liebt.

Julius. Ich verstehe was sie sagen wollen, Maria; ich weiß, daß sie es gut mit mir meinen. Aber seyn sie auch versichert, daß ich nicht unbesonnen handeln, daß ich nicht alle Prüfung verächtlich oder leichtsinnig zurückweisen werde.

Maria. Gut, mein Graf, und die heilige Jungfrau gebe ihnen Kraft hiezu! Ich will alles gute wünschen und hoffen, aber, lieber Julius, es giebt Minuten, die bey allen schönen Vorsätzen das Herz hinreißen, und der Vernunft nur hinterher und zu spät sagen lassen, was nicht hätte geschehn sollen.

Die Gräfinn kam hier den Garten herauf, und unterbrach durch ihre Dazwischenkunft das fernere Gespräch.

Die Großmutter des Grafen Ludwig, mütterlicher Seits, wohnte auf ihrem Wittwensitze, der ohngefähr dreyßig Stunden von dem Schlosse des Grafen entfernt lag. Einige Tage nach der Unterredung im Garten erhielt der alte Graf von Tonko einen Brief, mit der Nachricht, daß die alte Dame gefährlich krank liege, und ihren geliebten Enkel Ludwig noch einmal zu sprechen wünsche. Dieser machte deshalb schnell Anstalten, um den Befehl seiner Großmutter zu erfüllen. Julius wollte mit ihm die Reise machen, ward aber kurz vorher durch eine Erkältung etwas unpäßlich, und seine besorgte Mutter wollte ihn deshalb nicht fort lassen.

Vierzehn Tage war Ludwig ohngefähr fort gewesen, als er nach Hause schrieb, daß seine Großmutter bald nach seiner Ankunft gestorben sey. In dem Briefe an seinen Oheim lag einer an Julius Dieser war grade spazieren geritten. „Geben sie ihn ab, lieber Maria,“ sagte der alte Graf zu dem Hofmeister, „wenn Julius nach Hause kommt.“ Spät am Abend

kam der Graf zurück, und der Hofmeister übergab ihm den Brief. Am Ende desselben schrieb Ludwig folgendes:

„Ich bin bald wieder von dem Trauerorte fortgereist, denn was sollte ich da jetzt noch, und eilte, um mich zu zerstreuen, nach dem, acht Stunden vom Gute liegenden * * * * Bade, und was ich hier gesehn habe, muß ich Dir melden, lieber Julius, da es Dich gewiß außerordentlich interessiren wird. Es war an einem Abende Masquenball, ich besuchte ihn, und fand — — Deine Perserinn, in der nämlichen Tracht, wie Du sie auf der Tabatiere hast, und wie sie in Talissa auf dem Balle war. Ich machte mich gleich zu ihr, und sie erschrack sehr, wie sie erfuhr wer ich sey. Ich habe viel mit ihr getanzt, und mich viel mit ihr unterhalten. Du wirst doch nicht böse deshalb? Wenn Du nicht böse seyn willst, so will ich Dir dafür auch sagen, wo sie jetzt ist. Sie hält sich fünf Stunden vom * * * * Bade auf dem Lande bey einer alten Dame auf, die, wie sie sagt, eine Anverwandte von ihr sey. Zweymal hab ich sie hier besucht. Dein Gemälde trägt sie auf dem Busen. Ich wollte gerne von ihr erfahren, was sie Dir im Schloßgarten zu Talissa entdecken wollte; aber sie weigerte sich standhaft. „Dringen sie nicht so sehr in mich, Herr Graf,“ sagte sie das letzte mal zu mir, und eine Thräne trat hell in ihr schönes Auge; „ich darf zu ihnen nicht reden.“ Sie legte auf das ihnen einen besondern Nachdruck;

zu

zu Dir möchte sie also wohl reden. Du weißt also jetzt doch, wo sie ist, lieber Julius, und nun thue, was Dich gut dünkt."

Wie Julius nach Lesung dieser Zeilen zu Muthe war, dies läßt sich denken. Der Gedanke stieg plötzlich bey ihm auf, zu ihr zu reiten, um sie zu sehn, sie zu sprechen. Unruhig ging er zu Bette, und wünschte dieser Nacht Flügel. Endlich erschien der gewünschte Morgen, er sprang eilig auf, und rief seinen Joseph, um zwey Pferde bereit zu halten. Hierauf eilte er zu seinen Eltern, und bat diese um Erlaubniß, nachdem * * * * Bade hinreiten zu dürfen, um dies zu besehn, und seinen Ludwig hier abzuholen. Er hatte bald die Einwilligung seiner Eltern erlangt, und er fing jetzt an, seine Sachen einzupacken. Maria trat zu ihm.

„Sie wollen ausreiten, lieber Graf?"

Julius. Ja, Maria! und zwar diesmal etwas weit. Wir sehn uns vielleicht in mehreren Wochen nicht wieder. Ludwig hat mir in seinem Briefe eine sehr reizende Schilderung von dem * * * * Bade gemacht, und ich habe deshalb beschlossen, ihn von dort abzuholen.

Maria. Und wann wollen sie fort?

Julius. Höchstens in einer Stunde.

Maria. Sie reiten doch nicht alleine?

Julius. Nein, Joseph begleitet mich.

Maria. Nun ich wünsche eine glückliche Reise,

lieber Julius, und mögen wir uns gesund wieder sehn. Machen sie meine Empfehlung an Graf Ludwig. Ich würde einige Zeilen an ihn schreiben, wenn ich nicht gerade jetzt unten ins Dorf hinunter müßte, zu einem kranken Bauer, da der Pfarrer nicht zu Hause ist.

Maria eilte fort. Julius war bald mit dem Einpacken fertig, er bestieg sein Pferd, und sprengte unter Glückwünschen seiner Eltern, mit seinem treuen Joseph fort.

Zwey Stunden war der Graf ohngefähr von seinem väterlichen Schlosse entfernt, als es ihm erst einfiel, was der blaue Mann zu Ludwigen in jenem Garten gesagt hatte. Nicht in Deutschland sollte er seine Perserinn wieder sehn, und ach! der Ort, wo sie sich aufhielt, lag noch in Deutschland. Dies schlug seine Freude, seine Hofnungen mächtig darnieder, und fast wäre der Graf auf den Gedanken gerathen, gradeswegs nach Italien, das ihm das nächste Ausland war, zu reiten. Nur die Vorstellung, daß der blaue Mann von seiner Reise nichts wisse, und die Idee, die Julius noch immer von ihm hegte, daß er kein Mensch sey, der mit höheren Wesen in näherer Verbindung stehe, nur dies war vermögend, ihn zu bestimmen, wenigstens einen Versuch zu wagen, ob er die Geliebte auf dem angegebenen Landsitze treffen werde.

Zwey Tage war der Graf schon vom väterlichen Schlosse entfernt, ohne daß ihm auf der Reise was Wich-

tiges begegnet wäre. Am dritten Tage kehrte er gegen Mittag in ein Kloster ein, wo der Abt sich äußerst gefällig gegen ihn bezeigte, und alles aufbot, um seinen Gast anständig zu bewirthen. Dem Grafen gefiel es hier sehr wohl, so daß er gegen Abend wegritt, um in einem kleinen Städchen, vier Stunden vom Kloster, zu übernachten. Da unsre Reisenden den Weg nicht wußten, so gab der Abt ihnen einen Wegweiser mit, um sie durch einen großen Wald, den sie passiren mußten, zu führen. Sie erreichten bald den Wald, der sehr dicht und schauerlich war. Kaum vermochten die Sonnenstralen durchzudringen, und an manchen Stellen herrschte die tiefste Dämmerung. Ohngefähr die Mitte des Waldes hatten die Reisenden zurückgelegt, als plötzlich aus dem Gebüsch ein Haufen bewaffneter Männer stürzte, und den Reutern in die Zügel fiel. Julius zog seine Pistole, und feuerte ab, aber der Schuß traf niemanden. Er ergriff die zweyte, schoß aber gleichfalls ohne Wirkung. Joseph hatte seine beyden Pistolen auch vergebens abgeschossen. Der Wegweiser war entsprungen.

Die Räuber rissen den Grafen schnell vom Pferde, banden ihm die Hände auf den Rücken, und die Augen mit einer Binde fest zu. Ein gleiches geschah mit dem Bedienten. Sie setzten hierauf beyde wieder aufs Pferd, und führten sie fort. Der ganze Haufe der Räuber sprach kein Wort. Julius fragte verschiedenes, erhielt aber keine Antwort.

Mehrere Stunden war der Graf ohngefähr fortgeführt worden, als die Räuber halt machten. Sie hoben den Grafen und Joseph vom Pferde, und banden ihnen die Binde vom Auge. Julius sah sich vor einer kleinen Hütte in einem düstern Walde. Man führte ihn nebst seinem Bedienten in ein kleines Zimmer, wo einer der Räuber mit rauher Stimme ihre Uhren und Börse foderte, indem er sie zugleich von ihren Banden befreyte. Der Graf übergab gelassen seine Uhren und Börse.

Die Räuber fingen hierauf an zu essen, und liessen dem Grafen nebst Joseph auch Theil daran nehmen. Sie hatten sehr guten Wein bey sich, welchen sie Julius anboten, und da dieser sehr durstig war, so nahm er gerne ihr Anerbieten an. Nach Tische legten sie sich zur Ruhe. Julius erhielt in einer kleinen Kammer ein ärmliches Lager, und zwey von den Räubern hielten vor seiner Kammerthüre Wache. Daß Julius in der jetzigen Lage wenig schlief, läßt sich sehr leicht denken.

Mitten in der Nacht, ward der Graf aufgeweckt. Er mußte sich schnell ankleiden, und fand hierauf schon die ganze Bande vor dem Hause reisefertig. Es wurde schnell etwas gefrühstückt, und hierauf dem Grafen und Joseph die Hände nebst Gesicht wieder verbunden Man setzte sie hierauf wieder aufs Pferd, und ritt mit ihnen davon.

Gegen Mittag hielten die Räuber, die immer auf

ungebahnten Wegen fortzogen, in einer wilden Hayde stille, futterten die Pferde und hielten selbst Mittag hier. Joseph machte sich zu dem Anführer der Bande.

„Wollt ihr mir erlauben,“ sagte er zu ihm, „einige Worte mit euch zu reden?

Räuber. Was? Nur kurz!

Joseph. Wo wollt ihr mit uns hin?

Räuber. Auf solche Fragen hab ich keine Antwort.

Joseph. Nun dann, etwas anders. Nehmt mich unter euch auf.

Räuber. (lachend) Denkst du uns so zu fangen?

Joseph. Ich kann es euch nicht verdenken, wenn ihr mistrauisch bey meinem Anerbieten seyd; aber laßt mich nur erst etwas weiter reden. Wißt, ich bin Leibeigner meines Herrn, habe bisher ein elendes Leben geführt, und ich muß euch sagen, daß ich schon längst den Vorsatz gefaßt hatte, meinen Herrn auf dieser Reise heimlich zu verlassen, es fehlte mir nur bisher an guter Gelegenheit, mich seines Geldes und seiner Uhren zu bemächtigen. Ihr seht hier aus diesem offnen Geständniß, daß ich wahrlich so ein grundehrlicher Kerl eben nicht bin, nehmt mich daher unter euch, ihr sollt sehn, daß ihr keinen schlechten Kerl bekommen habt.

Räuber. Was sagt ihr dazu, Kameraden?

Joseph. Nehmt mich doch auf, ich bitte euch, seyd nicht so mistrauisch. Ihr könnt mich ja anfänglich noch immer bewachen, bis ihr seht, daß es mir mit meiner jetzigen Bitte Ernst war.

Die Räuber berathschlagten einige Zeit unter einander, und gingen endlich Josephs Vorschlag ein. Sie befreyten ihn sogleich von seinen Banden. „Nun, Herr Graf!“ fing der Kerl an, und trat hönisch vor Julius, „jetzt hat das Befehlen mit Euer Excellenz ein Ende.“

„Elender!“ sagte Julius verächtlich, ohne ihn anzusehn.

Man brach endlich wieder auf, und zog weiter nach einem großen Walde hin. Spät gegen Abend kam die Bande zu einem kleinen Häuschen im Walde. Die Räuber pochten an; ein alter Mann öfnete die Thüre, und sie zogen lärmend ins Haus. „Wein her!“ schrieen alle, wie sie ins Zimmer traten, und pflanzten sich um einen langen Tisch; Julius saß allein im Winkel des Zimmers. Der Alte brachte Wein und Essen, und die ganze Gesellschaft war ausgelassen lustig; vorzüglich Joseph. Julius mußte sich endlich mit zur Tafel setzen, und mit trinken. Der Anführer der Bande ging endlich mit Joseph und dem Alten hinaus, und es währte lange, eh sie wieder herein kamen. Die übrigen versammelten sich um sie herum, und sprachen leise unter einander. Julius horchte hoch

auf, und vernahm endlich von dem Anführer die Worte zu dem Alten: „wir schließen ihn unten ein, und lassen ihn todthungern.“ Wie bebte der arme Jüngling bey diesen grausamen Worten zusammen; denn daß sie auf ihn gingen, konnte er sich leicht vorstellen.

„Jetzt zur Ruhe,“ sagte der Anführer zu der Bande; „und ihr“ indem er sich zu dem Grafen wandte, „folgt dem Alten.“

„O! habt Erbarmen!“ rief Julius aus. „Fodert was ihr wollt für meine Auslösung, sie soll euch werden, und ich will euch den fürchterlichsten Eyd ablegen, daß nie ein Wort von euch über meine Zunge kommen soll. Tödtet mich nur nicht, ich bin der einzige Sohn der besten Eltern.“

Der Anführer sah ernst den Alten an. Dieser zog die Augenbrauen düster übers Gesicht, und schüttelte unwillig mit dem Kopfe. „Fort! rief der Anführer zum Grafen; „folgt!“

Julius. Laßt euch erweichen, was ist euch mit meinem Blute gedient!

Anführer. Davon wollen wir Morgen sprechen, jetzt fort mit Gutem, oder — —

Der unglückliche Jüngling wankte hinter seinem Führer her. Dieser stieg mit ihm mehrere Stufen hinunter in ein düsteres Gewölbe, schloß eine kleine

Thüre auf, und führte den Grafen in ein schauerliches Gefängniß. Er zündete eine Ampel an, und wünschte Julius eine geruhige Nacht.

Der bebende Graf stürzte vor ihm nieder, und bat um Schonung seines Lebens. „Bey dem greisen Haare ihres Hauptes beschwöre ich sie,“ rief er aus; führen sie den barbarischen Vorsatz nicht aus, lassen sie mich nicht todt hungern.“

„Haben sie uns behorcht?“ rief der Unmensch hohnlächelnd, und warf die Thüre hinter dem ohnmächtigen Grafen zu.

Da saß der unglückliche Jüngling nun jetzt in einem fürchterlichen Kerker; er, der noch vor wenigen Tagen in der glänzendsten Lage von jedem beneidet werden konnte, ach! hätte jetzt gerne mit dem gemeinsten Bettler getauscht, der glücklicher war, als er. So schnell hatte das flüchtige Glück ihn von der beneidenswerthesten Stufe hinunter in den tiefsten Abgrund geschleudert, in einen Abgrund, der vor wenigen Tagen dem Grafen noch unmöglich geschienen hätte. O! wo blieben jetzt alle seine glänzenden Plane, seine goldnen Hofnungen, seine schönen Aussichten, seine entzückenden Freuden des Wiedersehns der Geliebten; ach, alles, alles zerschellte hier an den düstern Wänden seines grausen Kerkers! Der Unglückliche ergriff die flimmernde Lampe, um diese Behausung des Todes etwas näher zu beleuchten, und um zu sehn, ob nirgends, nirgends eine Hofnung zur Befreyung sich zeige. Er trat zu einem halbvermoderten Strohlager, und o! Entsetzen, wie prallte der fühlende Jüngling zurück, als

er ein Gerippe eines Menschen darauf liegen fand. Mit emporgesträubten Haaren eilte er in den entgegengesetzten Winkel des Kerkers, und stürzte hier auf seine Kniee nieder. „O! rette mich, rette mich, heilige Jungfrau!“ rief er aus, und streckte die Hände mit Inbrunst in die Höhe. Da vernahm sein horchendes Ohr von ferne leise Fußtritte im Gewölbe, die immer näher und näher kamen. Es rasselte endlich an der Thüre, sie flog auf, und mit einer Blendlaterne trat eine Gestalt in den Kerker. Sie winkte Julius, und eilte fort. Der Graf sprang schnell auf, und folgte der Gestalt. Sie führte den staunenden Grafen aus dem Gewölbe durch das kleine Haus ins Freye. Zwey Pferde standen hier an Bäumen gebunden. Der Führer des Grafen setzte sich auf das eine, Julius auf das andre, und so ging es im gestreckten Gallopp fort. Eine Stunde ohngefähr waren beyde geritten, jetzt ward der Wald lichter, und bald kamen die Reuter zu einer großen Ebne. Der Befreyer des Grafen sprengte stets im raschen Gallopp voran, und winkte nur von Zeit zu Zeit letzterem zu folgen. Die Sonne stieg endlich herauf, und der Graf konnte jetzt seinen Führer deutlicher sehn. Er ritt langsamer, und Julius nahte sich ihm.

„Wem verdank ich meine Rettung?“ fing Julius an. Der Führer sah sich um, und wie erschrack der Graf, es war — Joseph. „Es läßt sich erklären,“ fing er zum Grafen an, „warum sie staunen. Aber er-

lauben sie, gnädiger Herr, daß ich ihnen alles erzähle, und sie werden mein gestriges Benehmen und ihre Befreyung durch mich sehr gut zusammen reimen können. Wie wir die erste Nacht bey den Räubern zubrachten, da war mirs, als werde ich plötzlich im Schlafe gerufen. Ich stehe auf, und vor mir stand eine Gestalt in einem blauen Mantel, mit eben der Blendlaterne, die uns aus dem Kerker leuchtete. Ich erschrack heftig, kreuzigte mich, und betete ein Ave Maria! „Fürchte dich nicht," sprach die Gestalt zu mir, „und höre zu, was ich dir zu sagen habe." Ich blickte ängstlich die andern Räuber an, die neben mir lagen, und fest schnarchten „Sey unbesorgt vor diesen," fuhr die Gestalt fort, „die wachen nicht auf, so lange ich hier bin. Du mußt deinen Herrn retten!" — — — „Wie kann ich dies?" sagte ich angstvoll stotternd. .... „Höre!" sagte die Gestalt. „Biete dich Morgen an bey den Räubern, such durch Bitten und Betheurungen sie dahin zu bewegen, daß sie dich unter sich aufnehmen, behandle den Grafen verächtlich, und sie werden dadurch hintergangen werden, zu glauben, daß alles wirklich dein Ernst sey Morgen Nacht wird man den Grafen in ein unterirdisches Loch stecken, um hier den Hungertod zu sterben. Da die Räuber dich durch deinen Beytritt für ihren Freund halten, so werden sie dich nicht mehr binden, und auch nicht bewachen. Stehe mitten in der Nacht aber auf, nimm diese kleine Blendlaterne, sie wird dir den Weg zu dem Kerker des Grafen zeigen. Berühre mit ihr die Thüre

des Kerkers, und sie wird aufspringen. Führe den Grafen heraus, draußen werdet ihr eure Pferde finden, schwingt euch darauf und eilt fort. Wegen der Räuber sey ohne Sorgen, ich will den Schlaf eines Todten über sie ausschütten, sie sollen nicht eher erwachen, bis ihr in Sicherheit seyd. Grüße den Grafen von mir, er kennt mich, und wird mich wieder sehn. Gerne würde ich ihn selbst gerettet haben, aber ich durfte ihn nicht in Deutschland sprechen." Er gab mir bey diesen Worten eine kleine Laterne, die ich zu mir steckte. „Noch eins" fing er zu mir an; „wenn alles glücklich gehn soll, so darfst du nicht eher ein Wort mit dem Grafen sprechen, als bis die Sonne aufgegangen ist." Bey diesen Worten verschwand er. Und nun, gnädiger Herr, werden sie meine Frechheit gestern gegen sie verzeihen? Die heilige Jungfrau ist mein Zeuge, ich that es bloß um sie desto sicherer zu befreyen.

Julius. Dir dank ich meine Befreyung, Joseph, und ich werde das nie vergessen. Wenn wir erst wieder zu Hause sind, so will ich mich dafür erkenntlich beweisen. Aber, Joseph, was du da vorhin erzähltest, war dies kein Traum?

Joseph. Nein! gnädiger Herr. Und wie könnte es auch, da die Laterne der sicherste Beweis von der Erscheinung des unbekannten Wesens ist.

Julius Joseph, Joseph, täusche mich nicht. Wenn du lügest, so — —

Joseph. So verstoße mich einst die heilige

Jungfrau in der Stunde des Todes. O! gnädiger Herr, warum wollen sie denn nicht glauben, daß höhere Geister sich ihres Unglücks angenommen haben? Kann die heilige Mutter Gottes ihnen nicht selbst jenen Engel gesandt haben, um sie durch mich, als schwaches Werkzeug, zu befreyen? Sie sind ja sonst immer fromm, und ein Verehrer der heiligen Jungfrau. Nein, gnädiger Herr, zweifeln sie nicht, glauben sie es immer, es würde mich schmerzen, wenn sie einen Verdacht hätten, als wollte ich sie belügen.

Unsre Reitenden bemerkten jetzt, daß der Himmel sich mit Wolken umzogen habe; auch fielen schon einzelne Tropfen nieder. Sie sprengten drum rasch fort, um bald eine Herberge zu erreichen.

An eben dem Morgen, an welchem Julius von seinem treuen Joseph auf so wunderbare Art befreyt ward, kehrte Graf Ludwig wieder heim zu dem Schlosse seines Oheims. Wie Julius Eltern sich wunderten, als sie ihren Neffen allein ohne ihren Sohn wiederkehren sahn, ist nicht zu beschreiben. Der gute Ludwig erschrack gleichfalls nicht wenig, wie er hörte, daß sein Vetter zu ihm habe reisen wollen, und er ihm doch nicht einmal unterwegs begegnet sey. Er ließ sich jedoch gegen seine Pflegeeltern nichts von seinen Besorgnissen merken, vielmehr suchte er alles hervor, um sie zu beruhigen und zu trösten. Kaum war er aber von ihnen, als er zu Maria eilte, um diesem seine Besorgnisse mitzutheilen.

Ludwig. Nun, lieber Maria, was sagen sie zu dieser Reise unsers Julius?

Maria. Vermuthlich hat er einen andern Weg genommen, als sie, lieber Graf; auch kann er sich etwas verirrt haben; es lassen sich da ja vielerley Dinge den=

ken, ohne daß er grade sollte Schaden genommen haben.

Ludwig. Es scheint, als wenn sie die eigentliche Absicht seiner Reise nicht wissen. Hat er nichts zu ihnen gesagt?

Maria. Nun ja, er wollte sie ja besuchen im * * * * Bade, wenigstens hat er dies zu mir als Ursache angegeben.

Ludwig. Ach! da hat er die rechte verschwiegen. Denn daß ich nicht so lange im Bade bleiben würde, konnte er leicht denken; auch habe ich hievon kein Wort an ihn geschrieben. Nein, lieber Maria, es hat ganz gewiß seine schnelle Reise einen andern Grund.

Ludwig erzählte dem Hofmeister jetzt alles, was er an Julius von der Perserinn geschrieben hatte, und es ward Maria jetzt auch einleuchtend, daß Julius Reise einzig und allein darauf hinausgehe, um die Perserinn zu sehn und zu sprechen. „Hätte ich es doch nie geglaubt," rief Maria aus, „daß Julius in dieser Hinsicht so ernsthaft denken würde!"

Ludwig. So was ahnete ich auch nicht; sonst würde ich kein Wort davon zu ihm geschrieben haben. Wenn seine Eltern dieß wüßten!

Maria. Das würde eine schöne Sache werden. . .

Mehrere Tage vergingen, ohne daß Julius Eltern Nachricht von ihrem Sohne erhielten. Ihre Angst stieg auf höchste, vorzüglich war die Gräfinn sehr niedergeschlagen, und Ludwig sowohl als Maria mußten alles aufbieten, sie nur noch bis zum nächsten Posttag zu beruhigen.

Die:

Dieser erschien, allein ohne Antwort von Julius Seite. Jetzt stiegen die Klagen der besorgten Mutter aufs höchste, und Ludwig befand sich in einer mißlichen Lage, da er sich schon längst mit Trostgründen erschöpft hatte. Unmuthig ging er ins freye Feld, als ein Knabe ihm einen Brief gab. Schnell erbrach er den Brief, denn es war Julius Hand, und las:

Lieber Ludwig!

Durch Verirrungen und mancherley Abentheuer kam ich von dem rechten Wege nach dem * * * * Bade ab, und traf deshalb erst ziemlich spät dort ein, wo ich zu meinem größten Mißvergnügen erfuhr, daß Du schon fortseyst. Tröste und beruhige meine guten Eltern, die vielleicht schon glauben, daß ich Schaden genommen habe. Grüße sie und Maria vielmals von mir, und bleibe gut Deinem Bruder Julius.

Ohne an den Knaben weiter zu denken, sprang Ludwig hastig fort nach dem Schlosse. „Gute Botschaft, liebe Tante!“ rief er aus, als er ins Zimmer trat, und gab ihr den Brief von Julius. „Wer hat ihn gebracht?“ fragte die Gräfinn, nachdem sie den Brief gelesen hatte. Ludwigen fiel jetzt erst ein, an den Knaben zu denken. Es ward schnell ein Bedienter abgeschickt, um den Boten aufs Schloß zu bringen: allein dieser hatte sich schon entfernt, und alles Nachsuchen war vergebens. „Schade,“ sagte Maria, „daß wir nicht wissen, durch wen der Brief gebracht ist. Wenn es nicht ganz deutlich Julius Hand und

Bayerische Staatsbibliothek München

sein Pettschaft wäre; so möchte ich fast zweifeln, daß der Graf ihn selbst geschrieben habe."

„Ich auch, lieber Maria," sagte die Gräfinn, „denn der Brief ist zu kurz; auch schreibt Julius ja nicht einmal, was ihm begegnet ist. Und warum schrieb er nicht an seine Eltern?"

„Vielleicht, liebe Tante," sagte Ludwig, um zu verhüten, daß die Gräfinn nur nicht gar am Ende auf den Gedanken komme, als sey der Brief falsch, „vielleicht war die Zeit zu kurz, er mochte vielleicht die Gelegenheit ziemlich spät erfahren, und um doch etwas zu schreiben, so setzte er schnell das Briefchen an mich auf: denn an Sie, liebe Tante, mußte er ja doch ausführlicher schreiben."

Die Gräfinn war bald beruhigt, weil sie selbst so sehnlich auf Nachricht von ihrem Julius gehofft hatte; und was man gerne wünscht, dafür läßt man sich auch leicht überreden......

Nicht lange war Graf Julius mit seinem Bedienten rasch fortgeritten, als sie vor sich ein kleines Dorf erblickten. Einige hundert Schritte vor dem Dorfe zog eine große Säule, troz dem heftigeren Regen, Julius Aufmerksamkeit auf sich. Der Graf ritt heran, und wie erstaunte er, als er mit großen goldnen Buchstaben an der Säule geschrieben fand: Finis regni germanici. „Joseph!“ rief er seinem Bedienten zu, „weißt du, wo wir sind?“ .... „Nein, gnädiger Herr!“ .... „Hier ist die Gränze von Deutschland. Doch laß uns eilen, um das Dorf zu erreichen; dort werden wir mehr erfahren.“

Sie kamen bald ins Dorf an, wo sie vor einem ziemlich elenden Wirthshause abstiegen. Der Wirth sprach gebrochnes Deutsch. „Wir sind vermuthlich“ sagte Julius zu Joseph, als sie grade allein im Zimmer waren, „an der *** schen Gränze; sieh nur, wie schmutzig alles ist, auch ist die Sprache der Leute darnach.“

„Es kann seyn, gnädiger Herr," sagte Joseph; „aber mir fällt eben was wichtigeres ein, woran sie gewiß noch nicht gedacht haben."

„Nun?"

„Wie wollen wir wieder nach Hause kommen; hinbetteln werden Sie sich doch nicht?"

„Wie so hinbetteln?"

„Sie scheinen vergessen zu haben, daß die Räuber uns etwas leichter machten. Oder haben Sie vielleicht noch — —

„Gütiger Himmel! Nein. Daran hab' ich gar nicht gedacht. Ich besitze keinen Heller; auch nicht, was Geldeswerth ist."

„Ich auch nicht, gnädiger Herr! Diese paar Pfennige sind mein alles, wovon wir höchstens ein elendes Mittagsessen bezahlen können. Wenn es nicht anders ist, müssen wir wohl mein Pferd verkaufen."

„Und wie willst du denn fortkommen?"

„Ich gehe neben Ihnen her."

„Das würde dir sauer ankommen, lieber Joseph. Ich will mich nur zuvor beym Wirthe erkundigen, ob nicht in der Nähe eine Stadt sey, vielleicht treffen wir dort jemand, an den wir uns wenden können."

Der Wirth trat jetzt wieder herein, und brachte ihnen ein ärmliches Mittagsmahl. Julius erkundigte sich bey ihm nach der nächsten Stadt, und erfuhr, daß dieselbe fünf Stunden vom Dorfe liege.

„Können Sie uns nicht sagen," fragte Julius,

„wie weit von hier, bis zum * * * * Bade ist? es muß doch so gar weit nicht seyn?“

„Man rechnet es ohngefähr auf zwölf Stunden,“ sagte der Wirth.

Julius erkundigte sich hierauf nach dem Wege dahin, und ob es keinen andern Rückweg gäbe, als den sie gekommen wären, weil er sich nicht gerne wieder der Gefahr aussetzen wollte, von den Räubern nochmal angefallen zu werden. Der Wirth beschrieb ihm einen andern Weg, der aber einige Stunden um war.

„Komm, Joseph,“ sagte Julius endlich zu seinem Bedienten, nachdem sie ihr Mittagsmahl bezahlt hatten, „wir wollen jetzt in der nächsten Stadt, wo wir hinkommen, unsere Pferde verkaufen, und dann mit Extrapost ins Bad fahren. Vielleicht treffe ich hier Graf Ludwig noch an, wo nicht, so erhalte ich hier schon eher Vorschuß.“

Sie ritten wieder fort. Das Wetter hatte sich sehr verschlimmert, und der Regen ward immer anhaltender und stärker. Zwey Stunden waren sie ohngefähr geritten, als sie vor einem ansehnlichen Kloster vorbey kamen.

„Lassen Sie uns hier etwas stille halten, gnädiger Herr. Unsre Pferde können wahrlich nicht mehr vorwärts. Ich denke, man wird uns in diesem Kloster ja wohl umsonst aufnehmen, zumal, wenn wir unser Unglück erzählen.“

„Ich zweifle, Joseph.“

„Wenn Sie erlauben wollen, so will ich absteigen, und anfragen. Das haben wir doch wenigstens umsonst.“

„Meinetwegen!“

Joseph eilte ins Kloster; bald kam er mit einem Klosterwärter zurück. „Alles gut, gnädiger Herr!“ rief er dem Grafen entgegen. Der Wärter übernahm die Pferde, und führte unsre durchnäßten Reuter ins Kloster, in ein sehr schönes Zimmer. Ein Mönch trat hier zu ihnen, und erkundigte sich im Namen des Priors bey dem Grafen nach seinem Namen. Er eilte hierauf wieder fort. Bald erschien ein anderer Mönch, und bat den Grafen im Namen des Priors, wegen des schlechten Wetters heute Nacht hier zu bleiben, und sich von der Reise zu erholen.

Julius ließ sich nicht lange bitten, und nahm mit Freuden diese Einladung an. Der Mönch bot ihm hierauf frische Kleider an, um seine durchnäßten trocknen zu lassen, die der Graf willig annahm. Der Pater verließ ihn, um sich anzukleiden, und versprach bald wieder dort zu seyn. Es währte auch nicht lange, so stellte er sich wieder ein, und benachrichtigte den Grafen zugleich, daß der hochwürdige Prior sich die Ehre von seiner Excellenz ausbäten, da er etwas unpäßlich wäre, und nicht dem Grafen seine Aufwartung machen könne. Julius folgte seinem Führer, der ihndurch einige sehr prächtige Zimmer in das Kabinet des Priors führte. Julius erstaunte über die Pracht und Bequemlichkeit, die in diesem Zimmer

herrschte. Alles strotzte von Gold und Seide. Der Prior trat durch eine Seitenthüre ins Kabinet. Es war ein ziemlich ältlicher, sehr dicker Mann. Mit einem gewissen gravitätischen Air näherte er sich dem Grafen, und bewillkommte ihn ziemlich kalt. „Wir setzen uns," sagte er zum Grafen, und nöthigte ihn zu sich auf eine Ottomanne. „Maria mag Wein bringen," sagte er zum Mönche, der sich entfernte. Julius mußte dem Prior ausführlich seine Begebenheiten erzählen, wobey dieser sehr aufmerksam zuhörte, Ein bildschöner Knabe, in weißen Taft, mit einer rothen Schärpe, gekleidet, trat während der Erzählung ins Zimmer, und brachte Kuchen und Wein, den er, wie ein zweyter Ganymedes, dem Grafen präsentirte. „Laß uns allein, Maria," sagte endlich der Prior zum Knaben, der sich sogleich entfernte.

Prior. Sie sind also aus * * * *?

Julius. Ja, hochwürdiger Herr.

Prior. Es liegt nicht weit von dem ***schen.

Julius. Beyde Länder gränzen an einander.

Prior. Ja, richtig. Nun, was sagen Sie denn, Herr Graf, zu ihrem neuen Fürsten? Er macht, wie ich gehört habe, viele neue Einrichtungen.

Julius. Ja, er hat vieles abgeschafft, oder anders eingerichtet.

Prior. Er soll eben kein eifriger Freund unsrer allein seligmachenden Kirche seyn.

Julius. So?

Prior. Ja, ja, ich hab' es gehört. Sie müßten ja das wohl wissen.

Julius. Ich kenne den Fürsten in dieser Hinsicht zu wenig.

Prior. Er ahmt der gottlosen Regierung in *** nach. Die Jesuiten hat er ja auch abgeschafft. Ueberhaupt soll er ein Feind der Klöster und ihrer Bewohner seyn. Ja, ja, es ist himmelschreyend, wie manche Fürsten heut zu Tage mit den Dienern unsrer alleinseligmachenden Kirche umgehn. Sie wollen katholische Fürsten heißen, und handeln nicht selten so, als wären sie die eifrigsten Anhänger der lutherischen Rotte. O! wohin wird das noch führen! — — Meinen Sie nicht auch, Herr Graf?

Julius. Sollte dies bey meinem Fürsten wirklich der Fall seyn?

Prior. (näher rückend) Ja, ja, gnädiger Herr! ich hab' es aus sichern Händen. Und lassen Sie es nur weiter hinkommen, so geht er noch weiter. Wer weiß, heilige Jungfrau! ob er nicht am Ende gar noch lutherisch wird. Doch, das würden sie nicht zugeben, Herr Graf!

Julius. Ich?

Prior. Nun, Sie eben nicht allein, aber so die Stände, und vorzüglich die Vornehmen. Sie haben doch wirklich auch eine der wichtigsten Stimmen mit im Lande. Doch, ich weiß nicht, ob Sie nicht vielleicht auch von jenen ketzerischen Grundsätzen ange=

steckt sind. Verzeihen Sie meine Aeußerung übrigens, Herr Graf.

Julius. Ich bemühe mich, ein guter Christ zu seyn, Herr Prior, ohne mich weiter um die Denkungsart anderer zu bekümmern.

Prior. Da thun Sie auch recht an. Bleiben Sie der Religion Ihrer Väter getreu, und fliehen Sie die Denkungsart der Neueren. Ihr Herr Vater soll auch ein guter frommer Katholik Zeit seines Lebens gewesen seyn. Nun dafür hat ihn der liebe Gott auch gesegnet. . . . . Doch, noch eine Frage. Kennen Sie den Bruder des Fürsten?

Julius. Sehr wenig.

Prior. Es soll ein sehr guter, frommer Herr seyn, ein wahrer Freund unsrer Kirche, ganz das Gegentheil von seinem Bruder. Ja, ja, Herr Graf, wenn der statt Adelbert Regent geworden wäre, dann würde es besser um Kirche und Adel und Land stehn. Nicht wahr?

Julius. Verzeihen Sie, ich kann darüber nicht urtheilen.

Prior. Sie sind auch gar zu zurückhaltend, Herr Graf.

Julius. Ich wüßte nicht. Ich mag nur nicht gerne über Dinge urtheilen wollen, worüber ich nicht urtheilen kann. Ich habe bis jetzt noch so ganz gelebt, ohne mich um des Staates Wohl viel zu bekümmern, und mich nach allem genau zu erkundigen, was

im Staate vorgeht. Ich bin dabey zufrieden gewesen, nur nicht wider denselben zu handeln.

Dem Grafen war dies Gespräch des Priors höchst fatal, da er von seinem Vater die kluge Regel gelernt hatte, über die Verfassung des Staats, worin man lebe, sich nicht in Gespräche einzulassen. Er suchte daher dies Gespräch jetzt abzubrechen, und bat deshalb beym Prior um die Erlaubniß, die Merkwürdigkeiten des Klosters besehn zu dürfen. Julius sah bald aus den Mienen des Priors, daß es diesem eben so unlieb sey, das Gespräch abzubrechen, als es dem Grafen lieb sey. „Sie werden in unserm Kloster wahrlich nichts merkwürdiges finden,“ sagte er zum Grafen. „Ich glaube doch, hochwürdiger Herr! wenigstens ist schon dasjenige, was ich gesehn habe, obwohl nur flüchtig, der Mühe werth, es genauer zu betrachten.“

„Wenn Sie wollen,“ sagte der Prior verdrüßlich, „so soll ein Mönch Sie herum führen.“ Er schellte, und der Graf ging mit dem eintretenden Pater ab.

Nachdem der Graf alles sehenswürdige betrachtet hatte, ward er zur Tafel gerufen in des Priors Zimmer. Er fand hier außer dem Prior noch einige der angesehensten Mönche, und es war ihm dies in so ferne äußerst lieb, da er schon befürchtet hatte, mit dem Prior vielleicht allein speisen zu müssen, der denn wahrscheinlich die heute Nachmittag abgebrochene Unterhaltung wieder anknüpfen würde. Jetzt konnte der Graf doch leicht eine andre Materie aufs Tapet bringen.

Die Tafel war ganz eines Priors würdig, und da Julius seit einigen Tagen sich eben nicht am besten hatte behelfen müssen, so ließ er sich Essen und Trinken sehr gut schmecken. Die Unterhaltung war ziemlich allgemein, und zur Freude des Grafen, schien der Prior ihr voriges Gespräch ganz vergessen zu haben.

Es fiel dem Grafen bey Tische ein, daß seine Kasse in so schlechten Umständen sey, und er fragte daher bey dem Prior an, ob dieser ihm nicht seine Pferde abkaufen wolle. Der Prior schlug dies aus, erbot sich aber, dem Grafen mit einer beliebigen Summe Morgen auszuhelfen. Julius dankte verbindlichst für den Antrag, und versprach deshalb einen bündigen Wechsel auszustellen.

Da der Graf ziemlich ermüdet von der Reise war, so ließ er sich, nach aufgehobener Tafel, in sein Schlafgemach führen, wo er auch sehr bald, ohne lange Betrachtungen, einschlief.

Der Graf hatte ohngefähr einige Stunden geschlafen, als er plötzlich aufwachte. Es war, als wenn ein leiser Wind ihn angefächelt, und eine Stimme seinen Namen gerufen hätte. Die Klosterglocke schlug grade, Julius zählte die Schläge; es war Zwölfe. Er fuhr zusammen, wie er den letzten Schlag gezählt hatte, er dachte an den blauen Mann. Sein Nachtlicht flammte hell im Zimmer. Kaum war der letzte Schlag der Uhr vorbeygesumst, als die sanftesten Töne an das horchende Ohr des Grafen schlugen. Nie glaubte er solche Töne gehört zu haben. Anfangs waren sie schwach und schienen weit entfernt zu seyn, endlich kamen sie näher, und immer näher. Der Graf richtete sich etwas auf im Bette. Plötzlich verlöschte die Lampe, und Julius bemerkte jetzt eine feurige Flamme an der Wand. Sie ward größer und immer größer, und endlich schien die ganze Wand eine einzige blaue Flamme. Siehe, da trat eine Figur aus der Flamme hervor, und eh' der staunende Julius sich ganz besinnen konnte, stand der blaue Mann vor ihm.

„Bleiben Sie," sprach er mit einem unbeschreiblichen Ernste, da er sah, daß Julius eine Bewegung machte, aufzustehen. „Ich bin Ihr Freund, und komme, mein Versprechen zu erfüllen. Die Stunde der Mitternacht ist da, und wir sind n i c h t in Deutschland."

Julius wollte reden.

„Schweigen Sie," fuhr der blaue Mann fort, „die Zeit ist kostbar, und ich habe Ihnen manches zu sagen. Trauen Sie dem Prior nicht, er ist Ihr Feind, und hat schlechte Absichten mit Ihnen. Nicht umsonst fing er heute das sonderbare Gespräch mit Ihnen an. Eilen Sie Morgen frühe, unter dem Vorwande, etwas spazieren zu gehn, sobald als möglich, mit Ihrem treuen Joseph zu Fuße aus dem Kloster fort. Verfolgen Sie den Weg durch ein kleines Hölzchen, Sie werden hier Ihre Pferde finden. Nehmen Sie von dem Prior kein Geld an, sagen Sie aber zu ihm, daß Sie es nehmen wollten, wenn Sie von Ihrer Promenade zurück kämen. Da Sie zu Fuße fortgehn, so wird er keinen Verdacht der Flucht ahnen. Dies habe ich Ihnen in Ansehung des Priors zu sagen; verachten Sie meine Worte nicht, es würde bey der ewigen Urkraft Ihr großer Schade seyn! Sie haben viel Unglück auf Ihrer Reise erlebt, dies war verdienter Lohn, wegen Ihrer Unbesonnenheit, um eines Mädchens willen eine solche Reise zu unternehmen."

„Wie? Sie tadeln dies?“ rief der Graf aus. „Wo ist Josephine?“

„Wünschen Sie, sie zu sehn?“

„Ob ich es wünsche? Gütiger Gott, wie Sie so fragen konnen!“

„Sie werden Morgen Ihren Weg nach der nächstgelegenen Stadt nehmen wollen. Eine Stunde vor der Stadt geht ein Weg ab, der mit Obstbäumen bepflanzt ist. Verfolgen Sie diesen, er wird Sie bald zu einem kleinen Dörfchen bringen. Hier steigen Sie ab vor dem Wirthshause, und gehn dann in den herrschaftlichen Garten.“

„Und hier?“ rief Julius.

„Hier werden Sie finden, was sie wünschen. Nur weilen Sie nicht zu lange hier. Wo ist die Tabatiere?“

„Ach! leider fort! Die Räuber — —

„Sie werden sie wiedererhalten, allein Ihre andere Sachen kann ich wenigstens Ihnen nicht wiederschaffen. Und nun schlafen Sie wohl, Herr Graf, ich muß fort. Vergessen Sie nicht, was ich Ihnen sagte.“

„Noch eins! Ich beschwöre Sie, sagen Sie mir, stehn Sie mit dem Prior in keiner Verbindung?“

„Meine Wege sind nicht die seinen; ich kenne ihn nicht.“

„Aber, wie ist es möglich, daß Sie hierherkommen?“

„Fragen Sie nicht, wo Sie nicht begreifen können.“

Er ging langsam bey diesen Worten zurück; die Flamme an der Wand ward heller. Julius sprang auf. „Nein, Sie dürfen so nicht fort,“ rief er aus; „ich muß wissen, wer Sie sind, Mensch oder Geist?!“

Der blaue Mann drehte sich um, und sah den Grafen starr an. „Was wollen Sie?“ fragte er mit furchtbarem Ernste. „Bleiben Sie geruhig liegen, wir werden uns wiedersehn.“

„Nein! ich kann nicht, ich muß — —

„Tollkühner! wagen Sie nichts! Zurück!“

„Nein! Wer sind Sie?“

Er faßte bey diesen Worten den Thalmann bey der Brust. Ein zischender Blitz fuhr in dem nämlichen Augenblick durchs Zimmer, und ein heftiger Schlag, den der Graf beym Angreifen des blauen Mannes erhielt, erschütterte alle seine Nerven

„Hülfe! Hülfe!“ rief er, und sank betäubt nieder.

Ein heftiges Gepolter entstand auf der Treppe zu dem Zimmer des Grafen, die Thüre ward endlich aufgerissen, und der Prior trat mit einigen Mönchen mit Windlichtern in das Zimmer des Grafen. Alle waren ganz im Negligée, und aus den schlafsüchtigen Augen der mehrsten konnte man sehn, daß sie eben erst aus ihrem Schlummer mußten geweckt seyn. Julius schlug bey ihrem Eintritt ins Zimmer die Augen wieder auf, und sprang schnell auf.

„Mein Gott! was geht hier vor, gnädiger Herr?“ fragte der Prior zitternd, und seine Zähne klapperten vor Frost, „Es war hier ein Gepolter, und Sie haben, wie meine Mönche mir gesagt haben, laut um Hülfe geschrieen. Was fehlt Ihnen, gnädiger Herr?“

Ein Mönch. Ach, ja! ich und Pater Martin schlafen nicht weit von Ihrem Zimmer, und wir hörten ganz deutlich Ihr Schreyen. Wir fürchteten uns, allein zu Ihnen zu gehn, und holten den hochwürdigen Prior, nebst den andern ab.“

Julius.

Julius. Sie kommen wirklich eben erst aus dem Bette, hochwürdiger Herr?

Prior. Mein Gott, ja! Sie können es ja auch selbst an meinem Anzuge sehn. Die Luft geht so kalt; lieber Himmel! wenn ich nur nicht krank davon werde. Aber, was hat sich denn eigentlich hier zugetragen, gnädiger Herr? So erzählen sie uns doch!

Julius. Nichts, hochwürdiger Herr! Ich habe die üble Gewohnheit, im Schlafe zu reden, aufzuspringen, kurz sehr heftig zuweilen zu träumen.

Prior. Sie haben vermuthlich zu dickes Blut. Gelobt sey übrigens die heilige Jungfrau, daß es nichts weiter ist! Stellte ich mir doch wunder was vor! Allein, erlauben sie jetzt, gnädiger Herr, daß ich zwey meiner Mönche hier bey ihnen lasse. Sie möchten wieder im Schlafe aufspringen, und könnten Schaden nehmen.

Julius. Ich danke für ihre Fürsicht um meinetwegen. Ich werde jetzt gewiß sehr gut schlafen, und es bedarf also dessen nicht. Ich bedaure nur, Herr Prior, daß ich sie aus dem Schlafe gestört habe.

Der Prior kapitulirte noch lange mit dem Grafen, und bestand darauf, daß dieser zwey Mönche bey sich behalten solle; allein der Graf schlug dies Anerbieten eben so standhaft aus. Der Prior entfernte sich endlich mit seinen Mönchen. Der Graf war zu müde, er konnte deshalb nicht lange nachdenken über diesen ganzen Vorfall, und schlief sehr bald ein.

Die Sonne war schon eine ziemliche Zeit aufgegangen, als Julius am andern Morgen erwachte. Wie er die Augen aufschlug, stand Joseph mit einer Armensündermiene vor ihm.

„Was giebt's!“ fragte Julius.

„Ach! stellen sie sich vor, gnädigster Herr, wie ich so eben in den Stall gehn will, um nach unsern Pferden zu sehn; so sind beyde fort. O! wie unglücklich wir sind!“

„Hast du unten schon davon gesagt, zum Prior, oder zu sonst jemand?“

„Ach! nein, ich bin in der Bestürzung hier gleich zu ihnen herauf gelaufen; aber ich will gleich Lärm machen.“

Der Graf verbot ihm dies, und befahl ihm, sich ganz ruhig zu verhalten, und reisefertig zu machen. Julius stand hierauf auf, und ließ sich schnell von Joseph ankleiden. Ein Mönch kam während dem herein, und brachte dem Grafen das Frühstück. Julius erkundigte sich, ob der Prior schon aufgestanden sey.

„Ja, gnädigster Herr! Da wir aber gleich in die Mette müssen, so läßt er Euer Excellenz ersuchen, ihm hernach die Ehre ihres Besuchs zu erzeigen.“

Julius versprach dies, und der Mönch entfernte sich wieder. Der Graf nahm schnell sein Frühstück zu

sich, und eilte hierauf aus dem Kloster. Da die Mönche alle in der Kirche waren, so kam er, samt Joseph, ungehindert aus den heiligen Mauern, und eilte jetzt schnell, auf dem, vom blauen Manne ihm vorgezeichneten Wege, fort. Der erstaunte Joseph fragte oft seinen Herrn nach der Ursache dieser Flucht, und wohin die Reise gehen solle; aber Julius gebot ihm Stillschweigen und Eile.

Sie fanden bald im Gehölze ihre Pferde an einen Baum gebunden. Joseph schrie vor freudigem Erstaunen laut auf, und umhalste sein geliebtes Pferd. Sie setzten sich darauf, und sprengten schnell fort.

Julius fand in Ansehung des Weges alles so, wie der blaue Mann es zu ihm gesagt hatte. Sie erreichten bald den Scheideweg, und lenkten auf demselben ein. Das kleine Dorf lag bald vor ihnen; sie stiegen im Wirthshause ab. Der Wirth kam dem Grafen äußerst höflich entgegen. „Sind sie, um Vergebung, der Herr Graf von Tonko?" fragte er unsern Julius, als er ihn ins Zimmer führte. Der Graf bejahte erstaunt des Wirths Frage.

Wirth. Wann befehlen sie zu essen? Es ist alles schon bereitet, wie Euer Gnaden befohlen haben.

Julius. Ich!?

Wirth. Nun, verzeihen sie, sie selbst zwar nicht; aber ich meine nur durch dero Bedienten. Es kam ja heute Morgen ein Mensch hier angeritten, und bestellte Logis für sie, nebst Bedienten und zweyen Pfer-

den. Auch befahl er heute Mittag ein gutes Essen bereit zu halten, und er hat auch schon alles dafür bezahlt. Sie sind denn doch wohl, der gnädige Herr Graf, den — —

Julius. Ja, ja, es ist alles gut; besorgen sie nur jetzt, daß der Tisch gedeckt werde, denn ich spüre Hunger.

Der Graf konnte leicht denken, daß diese Anstalten vom Thalmanne herrührten, und er war ihm sehr verbunden dafür. Die Tafel war bald gedeckt, und Julius fand ein Mahl zubereitet, so gut wie er es sich nur immer wünschen konnte. Bey Tische erkundigte sich der Graf bey dem Wirthe nach dem herrschaftlichen Garten. Der Wirth machte eine ausserordentliche Beschreibung von der Schönheit und Größe desselben. „Den müssen Euer Excellenz sehn!“ rief er zuletzt aus.

„Darf man so ohne Erlaubniß herein gehn?“ fragte der Graf.

„O! ja, es steht jedem frey; und wenn Euer Gnaden sich nach Tische einen kleinen Spaziergang dahin machen wollen, so — —

„Ja, ja, das will ich thun. Ich bin ein Freund von schönen Gärten.“

Julius eilte, mit dem Essen fertig zu werden, um bald die geliebte Unbekannte zu sehn. Er trat endlich seine Wallfahrt an. Der Wirth begleitete ihn bis zur Gartenthüre, wo er ihn verließ. Erwartungs-

voll und mit pochendem Herzen betrat der Graf den Garten.

Mehrere Gänge hatte er schon durchstrichen, ohne Josephine zu finden. Der Garten hatte schöne Anlagen, aber sie zogen des Grafen Aufmerksamkeit nicht auf sich, er dachte nur an Josephine, suchte nur sie. Endlich hörte Julius die sanften Töne einer Guitarre. Er eilte dem Schalle nach, vernahm sie bald deutlich, und zugleich eine weibliche Stimme dabey singen. Die Sängerinn mußte in einer nahen Laube seyn Der Graf schlich heran. Deutlich vernahm er folgendes Lied:

Mächtig bebt
Mein sehnend Herz,
Wallend hebt
Mein Busen sich!
Die Thränen
Sie fließen
Vergebens dahin;
Ein Sehnen
Umdüstert
Den liebenden Sinn! —

Minnst du noch
Geliebter! treu?
Fliege doch
Dem Mädchen zu!

Du eilest
Wohl nimmer
Zum Mädchen zurück,
Und weilest
Bey Liebchen
Mit zärtlichem Blick!

Julius sprang bey den letzten Worten in die Laube. Mit einem halb unterdrückten Schrey warf das Mädchen die Guitarre fort. Julius umarmte sie fest; es war Josephi —

„Träum ich, oder wach ich? rief sie aus, und sah den Grafen zärtlich an.

Julius. Kein Traum, liebe Josephine! Wirklichkeit, schöne Wirklichkeit halte ich umschlungen. O! gelobt sey die heilige Jungfrau, daß ich sie wiederfinde! Aber, verzeihen sie, daß ich so rasch eindrang, sie aus einer schönen Andacht störte. Wem galt das kleine Liedchen?

Erröthend blickte Josephine auf das Gemälde nieder, das an ihrem Busen hing. Es war Julius bekannte Silhouette.

Julius. Wenn ich so stolz, so kühn seyn dürfte, liebe Josephine! Wenn ich glauben dürfte, dies Liedchen — —

Josephine. (einfallend) Sind sie schon lange hier, Herr Graf?

Julius. Seit einer Stunde ohngefähr.

Er erzählte Josephinen seine Unglücksfälle, die er unterwegs von den Räubern erlitten hatte. „Mein Vetter schrieb mir von ihnen, liebe Josephine, er habe sie im * * * Bade auf einem Balle gesprochen, und sie hielten sich nicht weit von da auf. Ich wollte dort hinreisen; allein jetzt ist es gut, daß die Räuber dies verhindert haben. Sind sie schon lange hier?

Josephine. Nein, Herr Graf! Seit einigen Tagen. Eine Anverwandte von mir wohnt in diesem Schlosse. Es freut mich übrigens, daß ein glückliches Ohngefähr sie hierher führte, und ich dadurch das Vergnügen genießen konnte, sie wieder zu sehn.

Julius. Kein glückliches Ohngefähr hat mich hierher gebracht; ich wußte, daß sie hier waren.

Josphine. Das wußten sie? und durch wen?

Julius erzählte Josephinen sein ganzes Abentheuer mit dem blauen Manne im Kloster; erstaunt hörte das Mädchen zu. „O! du unbegreifliches Wesen!“ rief sie aus, als Julius geendet hatte; „wann eh wirst du uns Licht geben über deine Thaten, und uns sagen, wer du seyst? O! Herr Graf, dieser Mann muß in unser Schicksal einen wichtigen Einfluß haben!“

Julius. Auch sie kennen ihn? doch, es ist wahr, sie versprachen mir ja damals in Talissa eine wunderbare Geschichte zu erzählen; vielleicht hat er auch darauf Einfluß Dürft ich jetzt darum bitten?

Josephine. Sie haben ein Recht, dies zu fo-

dern. Gerne würde ich jetzt gleich ihren Befehl erfüllen; aber ich muß ins Schloß, ich sehe dort schon den Bedienten heraufkommen, um mich abzuholen. Verzeihen sie also —

Julius. Und wann denn, liebe Josephine?

Josephine. Kommen sie heute Abend um zehn Uhr in diesen Garten, nach jenem kleinen Wäldchen. Sie werden bald einen kleinen Bach rauschen hören, und leicht den Weg zu ihm finden. Eine mit Rosenbüschen umwachsene Rasenbank ist hier angebracht, dort erwarte ich sie. Wir sind da sicher vor Zeugen.

Sie eilte fort bey diesen Worten. Julius blieb noch einige Zeit im Garten, und eilte gleichfalls darauf fort in sein Quartier.

Mit einem ungemein freundlichen Gesichte kam Joseph seinem Herrn entgegen, als dieser wieder ins Wirthshaus trat. „Es ist angekommen, es ist angekommen, gnädigster Herr! rief er aus. „Was ist angekommen?“ fragte Julius erstaunt. „Das Geld, das Geld! “ rief Joseph. „Haben sie denn nicht darum geschrieben gehabt? Hier ist es.“ Er zog bey diesen Worten eine Rolle mit Geld, und einen Brief aus der Tasche, und übergab es dem Grafen. Dieser machte große Augen.

„Von wem ist das, Joseph?“

„Ja! bey der heiligen Jungfrau, wenn sie es nicht wissen, gnädiger Herr! ich weiß es warlich nicht. Ein ziemlich ordentlich gekleideter Mann ist vor einer halben Stunde ohngefähr angeritten gekommen, fragt nach ihnen, und da sie nicht da waren, gnädiger Herr, so führte der Wirth ihn zu mir. Er übergab mir beydes; ich fragte von wem; das wüßten der Herr Graf

schon, war die Antwort. Und damit empfahl er sich wieder, und ritt davon."

„Ich werde ja sehn, von wem das Geld ist."

Der Graf erbrach den Brief, und las folgendes:

„Sie sind durch Beraubung ihrer Effekten, gnädiger Herr, in Verlegenheit gesetzt worden. Erlauben Sie uns, Ihnen hier funfzig Dukaten anzubieten. Es wird eine Zeit kommen, wann Sie Ihre Schuldner werden befriedigen können, und dann wollen wir uns nennen. Wir verbleiben Ihre unbekannten Freunde."

I* H*
S*

Julius war vergnügt, aus einer ziemlichen Verlegenheit gerettet zu seyn, und dankte im Geiste den unbekannten Gläubigern für ihre Hülfe. Er dachte nicht lange mehr darüber nach, wo dies Geld hergekommen, wer jene Leute seyn möchten, da er sah, daß all sein Grübeln deshalb vergebens seyn würde. Auch war seit einiger Zeit das wunderbare und geheimnißvolle für ihn zur Tagsordnung geworden.

Eine Ewigkeit ward dem liebenden, ungeduldigen Grafen die Zeit, bis die erwünschte Stunde schlagen würde. Er ließ sein Pferd satteln, und ritt, um seine Langeweile zu tödten, mit seinem Joseph spazieren, und betrachtete die umliegende Gegend. Spät

gegen Abend kehrte er zurück. Der Wirth wartete schon mit dem Abendessen auf Julius. Beym Essen unterhielt er den Grafen mit mancherley Geschichten so gut, daß dieser endlich erstaunt aufsprang, wie die Stunde der Liebe schlug. Er warf schnell einen Mantel um, und eilte zu dem Garten.

Es war ein schöner, mondheller Abend, und der Graf fand daher sehr bald das kleine Wäldchen. Er hörte das Murmeln des Baches, und drängte sich durch die Gebüsche dem Tone nach. Endlich sah er auf einer umbuschten Rasenbank eine weisse Gestalt sitzen, die sang, und mit der Laute dazu accompagnirte. Es war Josephine. Julius stand einige Minuten stille, und sein Auge verschlang den feyerlichen Anblick, der sich vor ihm darbot. Hoch am Himmel stand der Mond, und warf seine silbernen Strahlen weit über die ruhende Gegend, die in einer kleinen Fläche sich ausbreitete, an deren blumigen Ufern ein See seine murmelnden Wellen schlug. Nahe bey dem Rasen, worauf Josephine saß, rauschte ein wilder Bach, der sich durch die Ebne schlängelte, und sich endlich in den Strom ergoß. Das Ganze dieser Aussicht machte einen ernsten, fühlenden Eindruck auf Julius Herz. Er schlich leise näher zu Josephinen, ohne von ihr bemerkt zu werden, und behorchte ihren Gesang. Nachdem sie einige Griffe in die Laute gethan hatte, fing sie mit ihrer schönen Silberstimme an:

Silbern strahlst du nieder
Von des Aethers Blau,
Dich begrüßt durch Lieder
Philomele wieder
Auf der grünen Au.

Horch! zu diesen Sträuchen
Naht sie sich heran;
Soll ich vor dir weichen,
Weil ich nicht erreichen
Sängerinn, dich kann? . . .

Ich sehe im schimmernden Kleide
Der Nächte Königinn,
Und blicke mit heimlicher Freude,
Geschaffen aus düsterem Leide,
Gefühlvoll zu ihr hin!

In des Abends linder Kühle,
In der sternenhellen Nacht,
Seh ich nach des Tages Schwühle
Wie sie mir entgegen lacht!
Im Hayn',
Bey grauer Dämm'rung Schatten
Von Florenz Duft erquickt,
Auf veilchenreichen Matten
Gelehnt,
Ihr Schimmer mich entzückt.

Töne
Läute
Ihr zur Ehre,
Mische
Traute
In die Chöre
Der kleinen, befiederten Sänger dich ein!

Sanft begleite
Meinen Wunsch,
Den mein Herz
Singet heute
Zu der leuchtenden Göttinn empor!

O! laß mich Phöbe! stets so rein, wie du nur wallen,
Stets schuldlos, wie du seyn,
Durch gute Thaten hier der Urkraft nur gefallen,
Mein Leben ganz dir weihn!!

Sie machte bey dem letzten Worte einige schnelle Gänge durch die Laute, und schwieg hierauf stille. Der horchende Julius stand einige Secunden noch still; endlich trat er hervor.

Josephine. (aufstehend) Ach! sieh da, Herr Graf! Ich glaubte schon, sie heute nicht zu sehn.

Julius. Bleiben sie sitzen, Josephine. Verzeihen sie mir, schon eine ganze Zeit habe ich sie be-

lauscht, ich mochte sie nicht stören. (sich neben sie setzend) Sie lieben die Laute wohl sehr?

Josephine. Ja, gnädiger Herr! Es ist mein Lieblingsinstrument.

Julius. Es muß ein schönes, schwärmerisches Vergnügen gewähren, an einem solchen Abend, wie dieser, bey einer solchen entzückenden Aussicht, im Angesichte des leuchtenden Mondes, seine Gefühle auf der Laute auszudrücken, und mit den liebenden Nachtigallen einen Wettkampf zu beginnen.

Josephine. Letzteres würde für mich sehr anmaßend seyn, und ich würde gewiß sehr schlecht dabey bestehn. Ach! ich sollte überhaupt diese Laute forthängen, ich sollte sie nie berühren; o! sie ist ein sehr gefährliches Instrument für mich.

Julius. Für sie! ?

Josephine. Nie ergreif ich sie, nie berühren meine Finger die silbernen Saiten, um den Frohsinn meines Herzens auszudrücken, nie stimme ich sie zu sanften unschuldigen Freudenliedern. Lange konnte ich sie spielen, aber ich achtete ihrer nicht. Am Todestage meiner Mutter, es war in der Mitternachtsstunde, das Wetter war fürchterlich, der Donner rollte dumpf durch die Gebirge, da ergriff ich sie; ging in die furchtbare Nacht heraus, und spielte, und sang; bis der Strahl der Morgenröthe durch die schwarzen Wolken drang. O! wie theuer ward sie für mich seit jener furchtbaren Nacht. Sie giebt mir die süße Wollust, zu weinen, ich fühle bey ihren Tönen einen angenehmen Schmerz,

und die Gefühle meines Herzens schmilzt sie zur milden Trauer, zu süßer Wehmuth. O! auch auf den Unglücklichen sah die ewige Urkraft gütig herab, sie gab ihm Freude in seine Thränen! Dies lehrte sie mich.

Julius. Sie haben Leiden?

Josephine. Ich war seit dem Tode meiner Mutter nie ganz glücklich mehr. Mit ihrem Sterben schwanden meine glänzenden Hofnungen, die die jugendliche Einbildungskraft des Mädchens sich geschaffen hatte, verwelkten die Rosen meines Lebens, und die Farbe meiner Tage ward schwarz. Ob ich meine Tage nicht anders hätte schaffen können, will ich nicht entscheiden. Aber, warum gab mir der ewige Schöpfer nicht weniger Phantasie? warum legte er nicht weniger Gefühl in diesen Busen, und verlieh mir dafür mehr Muth, über Außendinge erhaben zu seyn! Ach! es ist eine üble Sache, wenn das Herz zu reizbar ist!

Julius. Liebe Josephine! —

Josephine. Einem solchen Herzen werden Dinge drückend, die der kältere Mensch gleichgültig ertragen, und ruhig vorüber stürmen lassen kann. Unfälle, Widerwärtigkeiten, die eine gelaßnere Seele leicht aufnimmt, werden für ein solches Herz die drückendste Bürde, und verstimmen alle Gefühle zu einem lange forthallenden Schmerze. Solche Menschen sind nie glücklich; sie können es nicht seyn!

Julius. Josephine! welch eine Schilderung geben sie da! Und so wäre ihr Herz? zu der Zahl solcher Menschen gehörten sie?

Josephine. Ich, Herr Graf! Ja! Kleine Widerwärtigkeiten, bey denen ihre Seele vielleicht gelächelt hätte, trafen mein Herz so stark, berührten meine Nerven so heftig; o! daß ich nicht selten unter meinen Thränen hätte vergehn mögen. Meine Einbildung sah alles in zu schwarzer Farbe, und schuf sich Leiden, wo keine waren .... Die Nacht ist so schön, ich will ihnen, wenn sie Vergnügen daran finden, kurz meine Geschichte erzählen.

Julius willigte gerne ein, und Josephine begann.

„Wer mein Vater gewesen ist, weiß ich nicht. Wenn ich zuweilen meine Mutter darnach fragte, so antwortete sie stets, du sollst es schon erfahren. Ich beruhigte mich hiemit, und vertändelte die Jahre meiner Kindheit in schuldloser Freude. Nie trübte Unglück meine Tage, ich lebte mit meiner Mutter auf dem Landsitze ruhig und zufrieden im Schooße der Natur. Alle Jahre kam einmal ein sehr schön und reich gekleideter Mann zu uns, der mehrere Stunden mit meiner Mutter allein blieb, und dann wieder fortreiste. Wahrscheinlich war dies mein Vater. Er kümmerte sich nicht viel um mich, außer daß er mir einmal bey seiner Abreise eine goldne Dose schenkte, und mich küßte. Außer diesem Manne kam fast niemand zu uns, und wir lebten, in einer gewissen Abgeschiedenheit von der Welt, nur uns. Dies dauerte bis zu meinem vierzehnten Jahre; hier kostete ich zum erstenmale die Hefen des Unglücks. Meine gute Mutter starb an einem Schlagfluße. O! Herr Graf, ver-

zeihen sie, wenn noch jetzt meine Thränen wegen der besten Mutter fließen! Ach! ich habe zu viel verlohren. Kurz vor ihrem Ende rief sie mich an ihr Bette. Sie wollte zu mir reden, ein wichtiges Geheimniß schwebte auf ihrer Zunge; allein ihre Sprache war dahin, sie konnte nur unverständlich lallen, und bald darauf verschied sie. Was ich in jener Minute fühlte, als ich die geliebte Seele entschwinden sah, wage ich nicht zu schildern. Ich war untröstlich. Jede Nacht eilte ich in der Geisterstunde hin zu dem Grabe meiner Mutter, und benetzte es mit meinen Thränen. Meine Laute war jetzt meine einzige Freundinn. So verstrich ein trübes, düstres halbes Jahr für mich. Eine bejahrte Dame, die Gesellschafterinn meiner Mutter, war auch meine einzige Freundinn; sonst kam niemand zu uns. Ich sprach mit der alten Dame von meiner Geburt, und meinem Stande, und foderte Auskunft von ihr; aber sie betheuerte mit den heiligsten Schwüren, daß sie nicht das geringste wisse. Ach! wie viele Thränen hab' ich wegen dieser Ungewißheit geweint; ich hielt mich für das verlassenste, unglücklichste Geschöpf!

An einem heitern Frühlingsmorgen ging ich allein ins Feld. Bey meiner Zurückkunft fand ich einen ansehnlichen Mann bey meiner Freundinn. „Das ist sie?“ frägte er bey meinem Eintritt in die Stube, und sah mich dabey wohlgefällig an. Er wandte sich hierauf zu mir, und sagte mir vielerley wegen des

Todes meiner Mutter, was einem Troste ähnlich seyn sollte. Ich war immer still und furchtsam, und antwortete wenig. Er blieb bey uns zu Tische, und beym Essen erfuhr ich von meiner Gesellschafterinn, daß der Herr Baron, so nannte sie ihn, hierher gekommen sey, um mich abzuholen. „Wohin?“ fragte ich hastig, und stand unwillig auf vom Tische. Der Baron sah die alte Dame einige Sekunden unruhig an, und wandte sich endlich zu mir. „Fürchten sie nichts, liebe Josephine, ich bin ihr Freund, und bringe sie zu Freunden von ihnen. Hier können sie nicht länger bleiben. Personen, die ihrem Herzen nahe sind, sehnen sich nach ihnen.“ Ich wollte, trotz allen diesen Zuredungen, doch schlechterdings nicht von dem geliebten Orte meiner Jugend fort, und der Baron drohte endlich, mit Gewalt mich mitzunehmen, da er von meinem Vater den Befehl dazu habe. Da ich hörte, daß ich zu meinem Vater solle, so weigerte ich mich nicht länger, denn ich hatte ein großes Sehnen darnach, meinen Vater kennen zu lernen. Die Abreise sollte am andern Morgen geschehn. Der Baron war die ganze Zeit, daß er bey uns war, äußerst freundlich gegen mich; allein er hatte bey alledem etwas abschreckendes für mich in seinem Gesichte, ich konnte ihm nicht gut seyn. Mitten in der Nacht, es war die letzte, die ich in dem kleinen Landhäuschen zubrachte, ergriff ich, wie gewöhnlich, meine Laute, und eilte nach unserm kleinen Garten, zu dem Grabe meiner Mutter. Es war eine schöne, mondhelle Nacht,

grade wie die heutige. Meine Gefühle waren nie so mächtig gewesen, wie in jener Nacht, nie waren meine Thränen reichlicher auf den Aschenhügel meiner Mutter gefallen, als damals. Ich war unvermögend zu spielen. Ich hörte endlich einen leisen Harmonikaton in der Ferne. Ich horchte hoch auf. Die Musik kam immer näher, und ich muß noch jetzt gestehn, daß ich nie etwas schöneres gehört habe. Plötzlich schwieg sie, und aus einem nahen Rosenbusche trat eine große Figur, in einen blauen Mantel gehüllt, hervor. Erstaunt betrachtete ich die Gestalt, und wagte es nicht, zu reden. „Weine nicht, Josephine,“ sprach sie ernst. „Folge dem Baron, aber hüte dich vor ihm. Bleibe standhaft, und wir sehn uns wieder!“ — — — „Wer bist du?“ wagte ich zu fragen. „Dein Freund!“ erwiederte die Gestalt. Die himmlische Musik fing bey den letzten Worten wieder an, und die Gestalt zerfloß, wie ein dünner Nebel. Bald verstummte auch die Musik, und ich war allein in den Schauern der Mitternacht. Es war mir so wohl, in der Stille der Nacht hier auf dem Grabe meiner Mutter liegen zu können, kein Grauen stieg in meine Seele, und ich weilte fast noch eine gute Stunde an dieser für mich so heiligen Stätte. Endlich eilte ich in mein Zimmer, und am andern Morgen frühe fuhr ich fort. Mein Schmerz war überwiegend, eine leise Ahnung sagte mir, daß ich nie, nie diese schönen Gefilde wieder sehn würde, und meine Thränen flossen unaufhaltsam. Ach! sie ist wahr geworden, gnädiger Herr

jene Ahnung; bis jetzt habe ich den friedlichen Ort meiner Jugendjahre noch nicht wieder gesehn, das theure Grab meiner Mutter noch nicht wieder besuchen können. — — "

Josephine weinte bey diesen Worten lauter, sie ergriff die Laute, wild durchstürmten die zarten Finger die silbernen Saiten, und mit wehmüthiger Stimme sang sie:

Nimmer sieht mein Blick die goldnen Tage
Meiner Kindheit wieder nah'n,
Wo ich frey vom Kummer, fern von Plage,
Ungetrübt mein Leben fließen sah.

Nimmer grüß' ich jene Fluren wieder,
Wo mein goldner Jugendtraum entschwand;
Nie ertönen meine Trauerlieder
Ferner an der Mutter Aschenkrug!

O! die Wollust muß ich jetzt entbehren,
Bey dem Grab' in düst'rer Nacht zu ruhn;
Keiner wird den heißen Wunsch gewähren,
Ihren Hügel noch einmal zu sehn!

„Ja, gnädigster Herr," fuhr Josephine fort, und ergriff die Hand des Grafen; „ich weiß es, wie schmerzlich für meine Gefühle das Grab meiner Mutter seyn würde, aber doch, doch wünschte ich so gerne, es wieder betreten, und bey ihm jene nächtlichen Wallfahrten fortsetzen zu können. Doch, ich will hievon schweigen, und in meiner kleinen Geschichte fortfahren.

Ich reiste mit dem Baron also fort. Wir fuhren mehrere Tage ununterbrochen fort, ohne uns an einem Orte länger, als einige Stunden aufzuhalten. Wenn ich fragte, wohin ich solle, so hieß es immer, ich würde es bald sehn. Endlich kamen wir an einem Abende zu einem sehr schönen Landsitze. Die Gegend war ringsum sehr romantisch, und der Baron fragte mich, wie es mir hier gefalle. Die Gegend ist schön, antwortete ich. Das freut mich, rief er aus, daß sie Ihren Beyfall hat, liebe Josephine, wir wollen hier einige Tage verweilen. Wir stiegen vor dem Landhause ab, mehrere reich gekleidete Bediente traten heraus, und ich wurde in ein sehr schönes Zimmer getragen. Der Baron folgte nach. Eine vornehme, bejahrte Dame trat aus einem Nebenzimmer zu uns, und empfing uns sehr freundlich. Der Baron sprach mit ihr einige Minuten allein, während dessen sie mich sehr aufmerksam betrachtete, und sich hierauf mit mir sehr freundschaftlich unterhielt. Wir gingen endlich zu Tische, und alles bey der Tafel zeugte von dem Reichthum der Wirthinn. Ich war sehr müde, und bat daher nach aufgehobener Tafel um die Erlaubniß, mich in mein Schlafzimmer entfernen zu dürfen. Ein Kammermädchen mußte mich hinführen, und ich schlief sehr bald ein. — —

Mehrere Tage war ich schon hier gewesen, und der Baron schien noch immer an keine weitere Abreise zu denken. Ich fragte ihn endlich an einem Abende,

ob wir nicht bald weiter reisen wollten, und ich zu meinem Vater kommen würde? Nein, liebe Josephine, antwortete er. Ihr Vater ist in Geschäften weit verreist, sie können jetzt noch nicht zu ihm. Sie müssen auf einige Zeit hier bleiben, bey ihrer Tante.... Bey meiner Tante? fragte ich verwunderungsvoll. Nicht anders, fuhr der Baron fort. Unsre Wirthinn ist die Schwester ihrer Mutter. Aber, wer ist denn mein Vater? fuhr ich fort; was ist ist er, wo ist er? Ich kann ihnen jetzt hierüber keine Auskunst geben, ich muß schweigen, sagte der Baron zu mir. Gedulden sie sich nur, sie werden alles erfahren; nur jetzt nicht, ihr Vater würde unglücklich dadurch werden, wenn — — Mein Vater unglücklich? fiel ich dem Baron in die Rede. O! schweigen sie, schweigen sie! darf er sich meiner schämen? Ach ich unglückliches Mädchen! Ich verhüllte mein Gesicht bey diesen Worten in mein Schnupftuch, und heiße Thränen stürzten aus meinen Augen. Ich eilte fort in den Garten, setzte mich in den abgelegensten Theil desselben, und meine Thränen flossen hier ungehindert.... O! Herr Graf, er mag wohl recht haben, der Baron, denn ach! Jahre sind jetzt schon seit jenem Abende verflossen, und noch habe ich den Vater nicht gesehn, noch kenne ich ihn nicht, noch hat mein sehnendes Herz nicht an dem seinen schlagen können. O! ist das kein unglückliches Loos! Die Tochter darf den Vater nicht sehn, damit er nicht unglücklich dadurch wird! Und warum, warum?

O! wie tief muß dies alles mein Herz kränken!“ — — — —

Sie weinte bey diesen Worten laut. Julius suchte sie vergebens zu trösten. Die Schloßuhr schlug Eins. „Verzeihen sie,“ sagte Josephine, „ich kann jetzt nicht weiter erzählen, mein Herz ist zu betrübt; auch ist es schon spät. Lassen sie uns gehn; Morgen sollen sie alles erfahren.“

Sie stand auf, Julius nahm ihren Arm, und führte sie schweigend durch den Garten zum Schloßthore. Er küßte hier gefühlvoll ihre Hand. „Schlafen sie besser, wie ich!“ rief sie aus, warf sich mit einer gewissen Wildheit in seine Arme, drückte ihn an ihren bebenden Busen, und eilte drauf schnell ins Schloß. Der Graf kehrte ins Wirthshaus zurück.

Früh am andern Morgen stand Julius auf. Die Sonne ging grade auf, und verkündete den schönsten Tag. Der Graf kleidete sich schnell an, und nachdem er etwas gefrühstückt hatte, eilte er in die freye Natur. Sein Weg führte ihn vor dem Schloßgarten vorbey. „Vielleicht ist sie drinne," sagte er zu sich selbst, und stand einige Minuten stille. Er ging endlich in denselben hinein, und wandelte langsam durch die breiten Gänge, die mit aromatischen Gerüchen angefüllt waren. Gedankenvoll war der Graf eine Viertelstunde ohngefähr herumgeschlendert, als er Josephine im leichten Morgenanzuge erblickte. Sie kam aus einem Buchengange, und las. Noch hatte sie den Grafen nicht bemerkt. Julius ging näher, und ein leichter Schrecken überfuhr sie, als sie den Grafen erblickte.

„Sie sind schon am frühen Morgen so fleißig, liebe Josephine?" sagte Julius, und ergriff ihre

Hand. „Und worin lesen Sie, wenn ich fragen darf?“

Josephine. In Rousseau's Heloise. Aber, sie sind sehr frühe aufgestanden, gnädiger Herr!

Julius. So frühe stehe ich gerne immer auf. Es wäre warlich ja Sünde, einen solchen schönen Morgen zu verschlafen, und noch dazu auf dem Lande. Nein, liebe Josephine, ich genieße gerne die Morgenfreuden, es sind die schönsten mit, die die Natur uns darbeut. Aber, sie sind so stille heute Morgen, liebe Freundinn, sie sind betrübt, ich sehe eine Thräne ihr Auge nässen. Liebe Josephine, was fehlt ihnen?

Josephine. (seufzend.) Ach! ich bin sehr unglücklich!

Julius. O nein! ihre schöne Seele muß nicht so viele Leiden haben, sie wähnen vielleicht nur unglücklich zu seyn. Raffen sie sich empor, verscheuchen sie die düstern Grillen, die ihre Lebensfreuden verbannen. Welcher Mensch glaubte sich nicht unglücklicher, als er wirklich war!

Josephine. O! wüßten sie, kennten sie die Gefühle dieses Herzens! — Doch, kommen sie, Herr Graf, ich will jetzt mein Versprechen erfüllen, und meine Geschichte ganz auserzählen. Der Morgen ist so schön, wir wollen uns hierher setzen, um zugleich die reizende Aussicht zu genießen.

Sie setzten sich auf einen Rasen, der eine freye Aussicht gewährte, und Josephine fuhr fort:

„Der Baron reiste am andern Morgen fort, und ich blieb mit der Dame, die meine Tante seyn sollte, allein. Sie sagte mir in Ansehung meines Vaters das nämliche, wie der Baron; bot übrigens aber alles auf, um mich zu zerstreuen, und den Aufenthalt bey ihr so angenehm, als möglich, zu machen. Aber ach! ihr ganzer guter Wille, mich aufzuheitern, scheiterte an meinem Herzen, und mitten von den kleinen Festen, die sie meinethalben anstellte, konnte ich mich fortschleichen, um allein im Garten bey meiner theuren Laute zu weinen. Ich hielt mich für eine hülflose, verlaßne Waise; obgleich manche Andre in meiner Lage sehr vergnügt würde gewesen seyn. Mein Herz war nun einmal nicht so, ich konnte mich nicht über das düstre, geheimnißvolle meines Schicksals wegsetzen.

Einmal setzte meine Tante mir heftiger zu, nicht so traurig zu seyn, und alles Mißvergnügen zu vermeiden. „Wir wollen reisen, liebes Mädchen," sagte sie zu mir, „ich muß sie aufheitern; sie sind zu wichtigern Dingen bestimmt." Ich verlangte deutlichere Erklärung darüber. „Ich kann sie ihnen jetzt nicht geben," fuhr sie fort; „aber seyn sie nur vergnügter, folgen sie mir, und wenn sie gehorsam sind; so sollen sie schön belohnt werden. Sie werden ihrem Vater selbst dadurch einen großen Gefallen

erzeigen." . . . . „Was er will, thu' ich gerne!" rief ich aus. Sie war äußerst vergnügt über diese Aeußerung, und küßte mich. Wir reisten schon am andern Tage fort, durchstreiften mehrere Oerter, und auch die beyden Herzogthümer *** und ****. Im letzteren hielt meine Tante sich am längsten auf, und hatte sehr oft geheime Unterredungen mit Leuten, die ich nicht kannte. Mehrere machten auch mir die Aufwartung, und waren sehr höflich gegen mich. Wir reisten endlich wieder ab, und zu unserm Landhause zurück. Ich sehnte mich nach der Stille des Landes wieder, aber wir weilten jetzt nie lange hier. Meine Tante nahm öfter Reisen vor, und ich mußte mit. So ging die Reise bald wieder ins * * * * sche Land, wo wir uns mehrentheils in Klöstern aufhielten. „Josephine," sagte meine Tante an einem Abende zu mir, sie gehen Morgen frühe ins Tannenwäldchen hier nahe beym Kloster. Es wird ein junger Mensch zu ihnen kommen. Betragen sie sich, so viel möglich, artig gegen ihn, unterhalten sie sich mit ihm, sagen sie aber nicht, wer sie sind, oder noch weniger, daß sie von mir den Auftrag zu dem Spaziergange erhalten hätten. Ich hoffe, sie werden sich klug betragen" . . . . „Will dies mein Vater auch?" fragte ich etwas bitter; „kann ich ihm dadurch einen großen Gefallen erzeigen?" . . . . . „Ja!" antwortete die Gräfinn sehr ernst, „er will es, er weiß alles. Seyn sie übrigens nicht zu spröde gegen den jungen Mann; eine falsche Ziererey ziemt nicht für ihren

Stand. Ich werde in der Nähe seyn, um zu sehn, wie sie ihre Proberolle spielen. Sie haben übrigens nichts zu befürchten. Gehn sie nur heute Abend bald zu Bette, denn sie müssen frühe auf. Ihre Kleidung, die sie anziehn sollen, liegt schon in ihrem Zimmer.“ Meine Tante verließ mich bey diesen Worten, und ich schlich in mein Schlafzimmer, um hier weitere Betrachtungen anzustellen.

Die ganze Geschichte des künftigen Morgens lag zu sehr in meinem Kopfe, als daß ich so bald einschlafen konnte. Ich sann darüber nach, warum ich jene Rolle spielen sollte, aber ich konnte nichts weiter herausgrübeln, als daß ich Mittel zum Zweck, vielleicht zum schlechten Zwecke seyn solle. Mein Herz fühlte sich hiedurch beleidigt, tief gekränkt; aber ich stand zu sehr in der Macht meiner Tante, ich fürchtete sie selbst, und durfte also weiter nichts thun, als im Geheimen meine Thränen fließen zu lassen. Weinend schlief ich endlich spät ein. Frühe am andern Morgen trat meine Tante schon zu mir, und weckte mich auf. Schweigend gehorchte ich, und stand auf. Wir tranken schnell Chokolade, während des meine Tante mich anzog. Ich mußte ein sehr schönes, hochrothes, seidnes Kleid anziehen, das nach griechischem Kostüme gemacht war. Ein schwarzes Florkleid fiel nachläßig darüber; meine Haare hingen unfriesirt in natürlichen Locken um meinen bloßen Nacken. Meine Tante war unerschöpflich in Lobeserhebungen und Schmeicheleyen

gegen mich. „Wie herrlich dies steht! Warlich! roth und schwarz ist doch die schönste, die anziehendste Farbe.“ Sie küßte mich mehrmal, und begleitete mich endlich ins Freye. Es war noch sehr frühe, die Sonne war kaum aufgegangen, der Morgen war jedoch sehr schön. Vor dem Wäldchen verließ mich meine Tante, und ging in einen Seitenweg. „Nur nicht blöde, Josephine,“ sagte sie beym fortgehn, „ich bemerke alles, und bleibe in der Nähe.“ Sie eilte fort, und ich ging langsam den breiten Spaziergang durch den Wald entlang. Zu beyden Seiten waren hin und wieder Rasenbänke angebracht; ich setzte mich endlich nieder. Meine Lage war für mich sehr peinlich, bey jedem kleinen Geräusch fing ich an zu zittern, denn ich dachte immer, jetzt kommt er. Endlich hörte ich es wieder durchs Gebüsch rauschen; ich blickte ängstlich auf, und sah eine Mannsperson in rother Uniform sich nähern. Ich konnte nicht länger sitzen bleiben, stand schnell auf, und eilte den Gang hinunter. Ich hörte die Tritte des Mannes dicht hinter mir, endlich hatte er mich erreicht. „Bleiben sie,“ rief er, und ergriff meine Hand. Ich zitterte heftig. Furchtsam blickte ich zu ihm heran, sein Gesicht hatte für mich widerliche Züge, ich glaubte einen Mörder vor mir zu sehn. Schnell riß ich meine Hand aus der seinigen, that einen lauten Schrey, und eilte so schnell, wie möglich, fort. „Bleiben sie, bleiben sie!“ rief er mehrmalen hinter mir her; allein dies trieb mich nur an, desto schneller zu fliehen. Außer Athem kam ich

endlich ins Kloster, und auf mein Zimmer; ich warf mich erschöpft in einen Sessel, und Thränen stürzten aus meinen Augen. Einige Minuten mochte ich so angstvoll da gesessen haben, als meine Tante wüthend in mein Zimmer trat. „Können sie denn nichts, als weinen, Undankbare?“ rief sie aus, und der Zorn erstickte ihre ferneren Worte. Sie tobte im Zimmer umher. „Pfui! ein solches Betragen!“ rief sie mehrmal; ich schwieg immer stille. Ein Wagen fuhr endlich vor; meine Tante blickte zum Fenster hinaus. „Fort!“ sagte sie hierauf zu mir, „kommen sie!“ . . . . „Wohin?“ fragte ich. „Was haben sie zu fragen! kommen sie ohne Widerrede; ich befehl' es!“ Sie sah mich bey den letzten Worten mit einem Blicke an, der mich zittern machte. Ich sprang schnell auf, und folgte ihr. Der Prior des Klosters sprach unten einige Worte im geheimen mit ihr, und gab ihr darauf einen Brief mit. Mich blickte er verächtlich an. Wir stiegen hierauf in eine Kutsche, und fuhren rasch fort.

Meine Tante sprach während unsrer Reise anfangs nichts, und hernach nur äußerst wenig mit mir. Sie las fast beständig in einem Buche. Es war mir eigentlich recht lieb, denn ich befürchtete stets neue Vorwürfe zu hören.

Wir waren einige Tage gereist, und kamen wieder auf dem Landsitze meiner Tante an. Ach! gnädigster Herr, was ich hier dulden mußte von meiner

Tante, o! dies vermag ich nicht zu sagen. Warlich, das Leben in der Hölle kann nicht quaalvoller seyn, wie mein Zustand hier war. O! wie viele Thränen hab' ich hier geweint, und das fürchterlichste dabey war, ich mußte mich gegen meine Tante zwingen, heiter zu scheinen. Sobald sie sah, daß meine Augen roth waren, o! was ich dann ausstehn mußte, wie sie dann gegen mich tobte, können sie sich nicht vorstellen.

Ich ging einst in einer düstern Nacht mit meiner Laute in den Garten meiner Tante. Es war ein starkes Wetterleuchten, und am fernen Himmel rollte dumpf der Donner. Einige Zeit hatte ich auf meiner Laute phantasiert, als ich plötzlich meinen Namen nennen hörte. Ich horchte auf. Eine leise Musik schlug jetzt wieder an mein Ohr, grade wie in jener Nacht am Grabe meiner Mutter. Ein Blitz erhellte endlich die Gegend, und ich erblickte die nämliche Gestalt, die damals mir erschien, wiederum in einen blauen Mantel gehüllt, dicht vor mir. Ich sank nieder auf meine Kniee, und streckte die Hände jener Gestalt entgegen; denn dies war das einzige Wesen, zu dem ich seit dem Tode meiner Mutter Zutrauen hatte. „Josephine!“ rief er ernst. „Was soll ich?“ fragte ich leise, und weinend. „Versöhne dich mit deiner Tante wieder, sie liebt dich, sie will dein Glück; nur sind ihre Mittel nicht immer die weisesten. Sey künftig folgsam gegen sie; wo du in Gefahr kommst, werde

werde ich dich schützen. Deine Thränen sollen bald gestillt werden " Wer bist du? rief ich aus, und streckte meine Hände weiter nach ihm hin. „Gehorchen ist mir lieber; als fragen;" sagte er ernst. Ein Blitz fuhr bey diesen Worten nieder, und er war verschwunden. Wie ich am andern Morgen aufwachte, so erblickte ich zu meinem größten Erstaunen ein Gemälde an meinem Busen hängen, und dies war —

Josephine stockte hier einige Secunden. Sie zog ein kleines Miniaturgemälde heraus. „Es war dieses, gnädiger Herr; das ihrige, wie sie sagten."

Julius ergriff das Gemälde. „Ja, es ist das meinige, ich kannte es gleich an jenem Abende; wie sie aber dazu gekommen sind, weiß ich in der That nicht. Ich habe immer geglaubt, daß es unversehrt in meinem Pulte läge. Aber die Tabatiere, liebe Josephine; wie hat es damit seine Bewandniß?"

Josephine. Ich bezeigte meiner Tante meine Verwunderung über die sonderbare Art, wie ich zu dem Gemälde gekommen sey; sie versicherte mich aber, daß sie mir keine Auskunft drüber geben könne. Nach einiger Zeit kam ein reisender Maler zu uns. Meine Tante ließ sich malen, und ich mußte es auch thun, und zwar nach dem Wunsche meiner Tante, in persischer Tracht. Ich ließ in jene Tabatiere das Gemälde einfassen, die einst plötzlich von abhänden kam, und ungeachtet alles Suchens, nicht wieder zu finden war. Stellen sie sich daher meinen Schreck vor, gnädiger

Herr, als ich in Talissa an jenem Abende bey ihnen die Tabatiere fand, und zugleich sah, daß sie das Original zu dem erhaltenen Miniaturgemälde seyn.

Julius. Warum eilten sie aber an jenem Abende so schnell fort, und warum blieben sie nicht länger?

Josephine. Ach! ich wäre gerne, gerne geblieben; aber ich durfte nicht. Ich mußte fort. Ich weiß selbst nicht, wie ich in den Wagen gekommen bin; ich erhielt meine Besinnung erst wieder, wie die Kutsche schon fortgerollt war. Meine Tante saß bey mir.

Julius. Und wer war der weisse Domino?

Josephine. Ich kenne ihn nicht. Meine Tante gab ihn mir zum Führer; ohne daß ich sein Gesicht sah. Ich war es gewohnt zu gehorchen, und folgte ihm daher.

Julius. Und wie kamen sie ins Bad, wo mein Vetter sie sprach?

Josephine. Ich reiste mit meiner Tante einige Zeit herum, und sie beschloß endlich, das Bad zu besuchen. Hier lernte sie eine Freundinn von ihr kennen, die einige Stunden von dem Bade wohnte, und uns zu sich einlud. Wir blieben aber nicht lange bey ihr. Meine Tante reiste mit mir schnell in einer Nacht ab, und am andern Abend waren wir hier.

Julius. Und wer ist der Besitzer dieses Schlosses.

Josephine. Ein reicher Edelmann. Er hat eine liebenswürdige junge Frau zur Gemahlinn, und

meine Tante scheint beyde sehr gut zu kennen. Wir wollten nur einen Tag hier bleiben, allein meine Tante ward unpäßlich, dies verzögerte unsre Abreise, und verschafte mir das Glück, sie wiederzusehn, welches sonst, wenigstens hier wohl nicht, geschehen wäre. Dies ist alles, gnädiger Herr, was ich ihnen zu sagen weiß, und sie können selbst jetzt sehn, daß meine Lage eben nicht die beste sey. Ich gleiche einem Schiffe auf der offnen, stürmenden See, ohne Steuermann und Ruderer, jedem Winde, jeder Welle Preis gegeben. Wohin kann ich mich mit Zuversicht wenden? wo wahre Theilnahme hoffen? Ach! wenn auch jener furchtbare blaue Mann mich täuscht, wenn auch er es nicht gut mit mir meint, wenn er nicht mein guter Schutzgeist ist; o! so bin ich verlassen, allein in der Schöpfung, ohne Theilnehmer, ohne Freund! denn die Tante — —

Sie schüttelte bey den letzten Worten mißtrauisch den Kopf, und Thränen näßten unwillkührlich ihre schönen Augen. Es war ein durchbebender Anblick, das reizende Mädchen mit dem schuldlosen, thränenden Madonnenblick da stehn zu sehn, und das weiche Herz des liebenden Grafen ward tief erschüttert. „Josephine!“ rief er, und streckte seine Arme weit nach ihr aus, „ich will ihr Freund seyn; ich bin es!“

Mit dem Blicke der reinsten Liebe sah das Mädchen ihn zweifelnd an. „Wenn sie wüßten,“ stammelte sie endlich, und ihre Wangen färbten sich hochroth während diesen Worten, „wenn sie wüßten, wie wohl mei-

nem Herzen diese Theilnahme thut, wie gern es diese schöne Worte hört! o gnädiger Herr, wenn sie wüßten — — "

„Fort mit diesen kalten Titeln! Liebe, schuldlose Josephine — —

Sein Gefühl ließ den Grafen nicht weiter reden. Er trat mit ausgebreiteten Armen näher zu Josephinen. Das Mädchen stürzte aus Uebermaaß von Liebe in seine Arme, sie umschlangen Josephine fest, und Julius drückte feurige Küsse auf ihren schönen Mund. Beyde schwammen in einem Meere von Seeligkeiten, beyde waren trunken von süsser Wollust, und hörten und sahen nichts um und neben sich. Lange ruhten sie so an einander, Josephine riß sich endlich auf

„Ich muß fort, ich habe schon zu lange geweilt."

„O! nein, nein, nur nicht jetzt," rief Julius, und bedeckte von neuem ihren Rosenmund mit feurigen Küssen. Er riß das geliebte Mädchen näher an sich, und drückte sie stürmisch gegen seine liebende Brust. „Wie glücklich bin ich an diesem Morgen!" rief er aus.

„Ach! ich weilte so gerne," sagte Josephine zärtlich; „aber bey der heiligen Jungfrau! ich muß, ich muß fort. Man vermißt mich, und weh mir, wenn man uns hier findet!"

Sie wandte sich bey diesen Worten aus Julius

Armen. „O! es ist hart,“ rief der Graf, „den Himmel umschließen, und ihn plötzlich wieder aus seinen Armen lassen zu müssen!“

Josephine. Wir werden uns heute noch wiedersehn, wenn sie wollen.

Julius. O! wie gerne, gerne! Wann, liebe Josephine?

Josephine. Gegen Abend, gnädiger Herr! Leben sie bis dahin vergnügt.

Julius küßte das Mädchen noch einmal, und sie eilte fort Sehnsuchtsvoll schaute der Graf ihr nach. „Wie lieb ich sie!“ rief er endlich aus, und legte die Hand auf sein klopfendes Herz. Verloren in dem Gedanken an Josephinens Reize, kehrte er langsam nach seinem Quartiere.

„Verzeihen sie, gnädiger Herr," sagte Joseph zum Grafen, wie dieser zurückgekommen war, „ich wollte nur fragen, wann eh sie hier fortzureisen gedächten."

Julius. Ich weiß noch nicht, Joseph.

Joseph. Aber, gnädiger Herr, wollen sie denn nicht wenigstens Nachricht von sich geben; sie wissen, wie sehr ihre gnädige Frau Mutter gleich beunruhigt wird. Und wir sind nun schon so lange fort, ohne daß sie das Geringste haben von sich hören lassen.

Julius. (vor sich) O! daran hab ich gar nicht gedacht! — Du hast Recht, Joseph, wir müssen eilen, daß wir wieder nach Hause kommen. Aber heute nur noch nicht; vielleicht morgen; ja morgen!

Der Graf setzte es sich fest vor, morgen abzureisen, so schwer ihm auch der Abschied von Josephinen seyn würde. Er dachte an die Besorgnisse, die seine guten Eltern seinethalben haben würden, und seine

kindliche Liebe besiegte seine Neigung zu Josephinen.

Er ging gegen Abend wieder hin zu dem Mädchen, fand sie aber nicht im Garten. Lange wartete er, und durcheilte alle Gänge; als endlich ein Bedienter sich ihm näherte. „Ich weiß nicht, ob es an sie ist,“ sagte er furchtsam, und hielt dem Grafen einen Brief hin. „Ja!“ sagte Julius, nachdem er die Aufschrift gelesen hatte. Der Bediente überließ dem Grafen den Brief und eilte fort. Neugierig erbrach ihn dieser; er war von Josephinen:

„Meine Tante befindet sich etwas besser, und hat sich plötzlich vorgenommen, gleich nach Tische abzureisen. Ein Brief, den sie erhielt, hat sie dazu bewogen. Ich soll, ich muß mit, so gerne, gerne ich auch bliebe. Ich kann sie also heute Abend nicht sprechen. Leben sie recht, recht wohl und glücklich! Möge mein einziger Wunsch bald erfüllt werden, und sie vergnügt wieder sehn

die unglückliche Josephine.“

Wie unangenehm war dem liebenden Grafen diese Nachricht. Er hatte sich von dem heutigen Abend so viele Seligkeit versprochen, und nun schlug dieser unglückliche Brief alle seine Freuden nieder. Mißmuthig setzte er sich auf der theuren Stelle nieder, wo er heute

Morgen mit Josephinen verweilt hatte, und rief alle Scenen dieses schönen Morgens wieder in sein Gedächtniß zurück. „Sie ist fort!“ rief er endlich aus, und streckte seine Arme in die reine Luft aus, als suche er die Geliebte noch einmal zu umschlingen. Es ward seinem Herzen zu schwer, allein hier jetzt länger zu verweilen. Er eilte fort nach seinem Quartiere, und rief seinen Bedienten. „Laß satteln,“ rief er ihm entgegen, „wir wollen fort.“

Joseph. Heute Abend noch, gnädiger Herr?

Julius Ja, heute Abend noch. Ich kann, ich will hier nicht länger bleiben. Der Abend ist schön, wir können immer noch mehrere Stunden zurücklegen. Nur eile, eile, und erkundige dich zugleich beym Wirthe nach dem nächsten und sichersten Wege nach dem * * * * Bade. Wir wollen dort erst hin, und eilends nach Hause dann.

Joseph besorgte alles, wie der Graf es verlangte, und nach einer halben Stunde saßen sie schon zu Pferde. Da es ein schöner, mondheller Abend war, so ritten sie fast die ganze Nacht durch, und hatten am andern Morgen wieder die Gränze von Deutschland erreicht. Der Graf ruhte in einem kleinen Städtchen einige Stunden aus, und ritt dann weiter ins * * * * Bad, wo er gegen Abend sonder Abentheuer anlangte. Da er von der Reise sehr ermüdet war, so begab er sich bald zur Ruhe.

Es war am andern Tage des Abends Vauxhall in

einem öffentlichen Garten, und zugleich Masquenball. Der Graf eilte, um seine Langeweile zu vertreiben, dahin. Eine Stunde war er ohngefähr da gewesen, als er in einen Salon trat, worinn zwey Masquen Billiard spielten. Julius sah einige Zeit dem Spiele zu. Einer der Spielenden hörte endlich auf.

„Ist ihnen nicht gefällig,“ sagte die andre Masque zum Grafen, „eine Parthie mit mir zu machen?“

Julius nahm das Anerbieten an, und beyde verabredeten, die Partie zum Dukaten zu spielen. Der Graf war Meister im Billiard, und seinem Gegner bey weitem überlegen. Eine Stunde war ungefähr verflossen, und Julius hatte zehn Dukaten gewonnen. Er wollte jetzt aufhören.

„Contra!“ rief sein Gegner, „alle zehn Partien.“

„Es sey!“ sagte der Graf; „aber dann auch keine Partie mehr!“

Sie spielten, und der Graf gewann. „Noch eine Parte!“ rief der andre unwillig.

„Nein!“ sagte der Graf;“ ich finde kein Vergnügen mehr daran.“

„Sie müssen, Herr!“ schrie der andre. „Ohne Umstände, kommen sie. Wer gewonnen hat, der darf nicht aufhören.“

„Wie gesagt, ich spiele nicht mehr. Wenn sie Morgen Revanche wollen, dann — —

„Ey! was Morgen! Jetzt, jetzt, junger Mann! Sie müssen!“

„Ich wünschte, sie sprächen in einem andern Tone,“ sagte der Graf ernst. „Ich spiele heute Abend nicht mehr.“

„Aber zum Henker! warum nicht? Kurz und gut, sie bekommen eher kein Geld.“

„Gereut sie der Verlust? Es sind ja nur zwanzig Dukaten, und ich mache mir ein Vergnügen daraus, sie ihnen zu schenken. Jetzt werden sie vermuthlich zufrieden seyn!“

„Hier ist das Lumpengeld!“ schrie der andre erbittert. „Ich verlange von ihnen kein Geschenk, Herr!“ — Er warf bey diesen Worten die zwanzig Dukaten mit Heftigkeit aufs Billiard. „Hier ist der Bettel!“

„Seyn sie nicht so gemein, Herr!“ sagte der Graf unwillig. „Ich bin der Graf von Tonko!“

„Und ich der Baron von Trost! Und wer sagt, daß ich gemein bin, der — — doch es ist hier der Ort nicht, wir werden uns Morgen sprechen. Wo logieren sie?“

„Im Löwen.“

„Gut, mein Herr Graf, gut. Sie sollen Mor-

gen sehn, daß der Baron sich nicht vom Grafen gemein schimpfen läßt."

Er eilte zornig fort bey diesen Worten. Ein Husarenlieutenant näherte sich dem Grafen. „Sie haben Händel gehabt, gnädiger Herr?„

Julius erzählte ihm alles. „Ich kenne den Poltron," sagte der Lieutnant. „Wenn er sich übrigens Morgen meldet; so stehe ich ihnen zu Diensten. Ich logiere gleichfalls im Löwen, Numero acht."

Der Graf dankte für dies Anerbieten, und eilte mißmuthig in sein Quartier.

Joseph überreichte am andern Morgen, als er dem Grafen sein Frühstück brachte, ihm zugleich ein Billet. „Der Ueberbringer ist draußen, gnädiger Herr; er wartet auf Antwort.“ Julius konnte denken, von wem der Brief sey, er erbrach ihn, und las:

„Mein Herr, Sie haben mich gestern Abend an einem öffentlichen Orte zu sehr beleidigt, als daß ich dazu stille schweigen könnte. Ich hoffe, Sie werden Mann von Ehre genug seyn, und mir daher Satisfaction nicht abschlagen. Ich erwarte Sie um acht Uhr in der Haide, eine halbe Stunde von hier. Für sich werden Sie die Güte haben, einen Degen und nur Einen Secundanten mit zu bringen.

Der Baron v. Trost.“

„Ich würde kommen, Joseph, sage dem Bedienten,“ rief der Graf aus, nachdem er das Billet gelesen

hatte. Er stand hierauf eilig auf, und kleidete sich an.

„Gehe auf Numero acht," sagte er zu seinem Bedienten, „und nöthige den Husarenlieutnant zu mir zum Frühstück." Dieser, der die Ursache der Einladung leicht errathen konnte, stellte sich sehr bald ein.

„Nun wie stehts, gnädiger Herr?" sagte er bey seinem Eintritt.

Julius. Hier, lesen sie. — Er gab ihm das Billet. —

Lieutnant. Um acht Uhr also; da wird es bald Zeit seyn.

Julius. Sie werden die Güte haben, mich zu begleiten; und wenn sie zugleich mir einen Degen schaffen könnten; so — —

Lieutnant. Sehr gerne. Ich habe eine vortrefliche Klinge.

Julius Wissen sie den Weg dahin? Ich dächte wir ritten hinaus.

Lieutnant. Wie sie wünschen Den Weg weiß ich. Ich will sogleich mein Pferd satteln lassen, und da ich nicht weiß, ob der Baron einen Wundarzt mitnimmt, etwas Heftpflaster und Verband zu mir stecken. Man kann doch nicht wissen.

Julius. Sie sind zu gütig, Herr Lieutnant. Ich hoffe übrigens, es soll alles nicht viel zu bedeuten haben; ich kann so ziemlich hauen.

Lieutnant. Nun wenn das ist, dann gehts. — Es ist sieben vorbey, ich will daher alles besorgen, und gleich wieder hier seyn.

Er eilte fort. Es dauerte nicht lange, so sprengten beyde zum Thore hinaus; Joseph begleitete sie.

Sie fanden den Baron schon vor, wie sie auf dem Platze anlangten. Er grüßte den Grafen kalt; zwey Personen in dunkelblauen Oberröcken waren noch bey ihm.

„Lassen sie uns etwas tiefer ins Gebüsch hinein reiten," sagte der Baron; „zu einigen alten Ruinen, es ist da ein guter Platz, und wir sind sicher vor Entdeckung."

Der Graf war damit zufrieden, und sie ritten weiter; aber sie waren kaum zwanzig Schritte vorwärts, als ein Haufen bewaffneter Leute aus dem Gebüsche trat, — und sie umzingelte.

„Wir sind verrathen!" schrie der Baron, und alle zogen bey diesen Worten ihre Degen.

„Im Namen der Polizey," sagte der Anführer der Häscher, „stehe ich hier," und trat vor den Grafen und Baron hin. „Ich habe Befehl, wenn sie nicht gutwillig folgen, meine Herrn, und sich vielleicht vertheidigen wollen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Sie sehn, unsre Anzahl ist stärker, und meine Soldaten haben alle scharf geladen. Folgen Sie uns!"

„Schändlich! schändlich!" rief der Baron zähne-

knirschend, „daß mein schöner Plan so vernichtet wird.“

„Gott sey gelobt dafür!“ rief eine Stimme unter den Häschern, und trat vor den Baron hin. „Ihr ganzer, feiner Schurkenstreich ist entdeckt. Kennen sie mich, Herr Baron?“

Der Baron blickte ihn an. „Blendwerk der Hölle!“ rief er aus, und schlug mit der geballten Faust wieder seine Stirne. Er zog schnell eine Pistole, und schoß nach dem Manne; die Pistole versagte.

„Meuchelmörder!“ rief der Mann, „gegen mich glückt das nicht.“

Der Graf drängte sich erstaunt näher, um diesen furchtbaren Menschen zu betrachten. Alle Heiligen! wie ward ihm, er glaubte vom Pferde zu sinken. Jener Mensch war der blaue Mann. Er sah den Grafen ernst an, und wandte sich hierauf zum Anführer der Häscher.

„Wollen sie die Herrn nicht fortführen lassen?“

„Noch einmal, meine Herrn, sie werden die Güte haben, und folgen. Duelle duldet unsre Regierung nicht;„ sagte der Anführer der Häscher.

Die sämmtliche Gesellschaft wurde von den Häschern eingeschlossen, und mußte sich bequemen, mitzureiten. Julius war einer der letzten. Der blaue Mann drängte sich zu ihm. „Eilen sie fort, gnädiger Herr,“ sagte er zu ihm, und zeigte auf einen Seitenweg. „Sie können hier leicht entwischen. Kehren sie

zur Stadt zurück, so haben sie viele Verdrieslichkeiten. Eilen sie, ihr Joseph soll folgen. Bleiben sie so lange im nächsten Dorf. Eilen sie!, ich will alles besorgen " Er winkte ungeduldig mit der Hand abwärts, und zeigte auf einen kleinen Nebenweg. Der Graf ließ sich nicht lange bitten, und da die Häscher wegen dem buschigten Wege nicht nahe um ihn seyn konnten, so gab er plötzlich seinem Pferde die Sporen, und sprengte seitwärts fort. Die Häscher erhoben ein gewaltiges Geschrey, und einige sprangen ihm nach; allein er bekam bald einen guten Vorsprung, und durch die Schnelligkeit seines Pferdes ihnen aus den Augen. Nach einer kleinen Stunde erreichte er ein Dorf, wo er im Wirthshause halt machte, und, der Aussage des blauen Mannes gemäß, seinen Joseph erwartete.

Der ganze Vorfall mit den Häschern mußte dem Grafen sehr auffallend seyn, um so mehr, da der blaue Mann sich unter ihnen befand. Seine Gedanken in Ansehung dieses Mannes mußten überhaupt aufs höchste steigen, und die Neugierde des Grafen in Ansehung eines Wesens, das sich auf so wunderbare Weise überhaupt gegen ihn gezeigt, und in alle seine Handlungen seit einiger Zeit gemischt hatte, aufs äußerste gespannt seyn. Julius mußte mit sich sehr uneinig seyn, wofür er den blauen Mann halten sollte, ob für ein gutes, oder ein böses Wesen. Zu ersterem glaubte der Graf durch alle Handlungen des Mannes, so viel er sie kannte, berechtigt zu seyn; allein hier drängte sich denn

immer die Frage dem Grafen wieder auf: warum dies alles; wozu diese geheimnißvolle, wunderbare Handlungsart? . . . .

Während der Graf sich mit solchen und ähnlichen Gedanken beschäftigte, kam sein Joseph angesprengt. Der Graf eilte ihm schnell entgegen, und erkundigte sich nach dem Verfolg der Geschichte.

Joseph. Gottlob! daß ich wieder bey ihnen bin, gnädiger Herr! Warlich, es hätte nicht viel gefehlt, und sie hätten mich in der Stadt festsetzen lassen. Ich sollte schlechterdings wissen, wo sie hingeflüchtet wären. Der Herr Lieutnant, der mit ihnen ritt, betheuerte meine gänzliche Unwissenheit von ihrem Vorhaben, und meine Unschuld. Dies half mir so etwas. Vorzüglich aber verwandte sich eine Person unter den Häschern für mich, und die bewirkte es auch fast allein, daß ich frey kam. Sie sagte mir hierauf allein, wo ich sie, gnädiger Herr, treffen würde. Und nun wissen sie wohl, wer jene Person war?

Julius. Nun?

Joseph. Grade die nämliche Gestalt, die einst, wie wir bey den Räubern lagen, mir erschien, und ihre Befreyung anbefahl. O! gnädiger Herr, wie ich erschrack, als ich dies höhere Wesen wiedersah, können sie sich nicht denken. „Sage deinem Herrn," fing er zu mir an, „daß ich an der ganzen Arretirung von den Häschern schuld sey; allein daß ich mich auch deshalb bey ihm hinlänglich entschuldigen wolle." Ich wollte

antworten, allein er war wie der Blitz fort, und mit aus den Augen. Ich sprengte gleichfalls darauf fort, und kam hier zu ihnen. Aber nun, gnädiger Herr, lassen sie uns auch eilen, um fort zu kommen; man könnte uns nachsetzen, und erwischen.

Julius. Du hast Recht. Ich sehne mich überdies selbst jetzt nach Hause. Wir wollen uns gleich aufsetzen, und unsre Reise so schnell, wie möglich, zu beenden suchen.

Sie eilten weiter. Nach einigen Tagen erreichte der Graf glücklich, ohne daß ihm was Wichtiges ferner begegnet wäre, sein väterliches Schloß wieder. Wie groß die Freude seiner Eltern, vorzüglich seiner Mutter war, als sie ihren Julius wieder sahen, läßt sich denken.

Spät am Abend war Julius bey seinen Eltern angekommen, er konnte also, da er von den Beschwerden der Reise sehr ermüdet war, nicht viel von seinen Vorfällen erzählen. Am andern Morgen ging er mit seinem Ludwig im Schloßgarten, wo Ludwig ihn bat, die Abentheuer seiner Reise ihm zu erzählen.

„Du hast," fing Ludwig an, „einen kurzen Brief an mich geschrieben, worinn du von mancherley Abentheuern redest. Meine Neugierde ist dadurch erregt worden, und jetzt wirst du auch so gut seyn, sie zu befriedigen.

Julius. (erstaunt) Ich einen Brief an dich geschrieben?

Ludwig. Nun ja! du wirst das doch noch wissen?

Julius. Wo ist der Brief? Hast du ihn noch?

Ludwig. O! ja. Ich kann ihn gleich holen. — Er eilte fort, und kam bald wieder zurück mit dem Briefe, den er einige Zeit nach Julius Abreise erhalten hatte. Der Graf las den Brief

Julius. Sonderbar! Mein Siegel, und auch meine Hand; wenigstens große Aehnlichkeit damit. Und doch weiß ich nichts von diesem Briefe, und kenne den Verfasser desselben nicht. Allein es ist gut, daß du ihn erhalten hast; sind meine Eltern doch dadurch beruhigt worden.

Ludwig. Aber du weißt nicht, wer ihn geschrieben hat, und bist so ruhig dabey, und bemühst dich nicht bald, nachzugrübeln, wer der Verfasser seyn könnte?

Julius. Bruder, wer so viel erlebt hat, wie ich seit einiger Zeit, dem muß es am Ende nicht mehr auffallen, wenn ein andrer sich die Mühe nimmt, unbekannter Weise für ihn einen Brief zu verfertigen, und Pettschaft und Schriftzüge nachzuahmen. Höre alle meine Fata, und urtheile, ob dieser Vorfall mich noch affiziren kann.

Julius erzählte seinem Freunde alle seine Abentheuer, die er auf seiner ganzen Reise erlebt hatte. Ludwig hörte erstaunt zu. „Viel! viel!" rief er aus, nachdem Julius geendet hatte.

Julius. Ja wohl viel; und wie auffallend muß es für uns nicht seyn, da sonst unser ganzes Leben so still dahin floß, da alles so ruhig war, daß sich

niemand um unsre Denk- und Handlungsweise zu bekümmern schien.

Ludwig. Bey Gott! lieber Julius, wir müssen Licht hierinn haben, es kann, es darf so nicht fortgehn.

Julius. Und wer soll uns dies Licht geben?

Ludwig. Der blaue Mann selbst. Wir wollen zu ihm, ich will schon mit ihm reden.

Julius. Ob er aber auch mit dir wird wollen? Ludwig, Ludwig, ich denke wir wüßten es aus Erfahrung, daß er uns auf das Wunderbarste auszuweichen weiß, wenn wir ihm lästig sind. Und doch, ich muß gestehn, ich spräch ihn so gerne, ich — — Ja, wir wollen es wagen, wir wollen hin, heute noch; vielleicht erfahren wir etwas. Aber, wer weiß, ob er schon wieder von seiner Reise zu Hause seyn mag, da er bey meiner Abreise vom Bade ja noch dort war.

Ludwig. Ey warum nicht. Ist er dir doch ins Ausland gefolgt, so kann er ja auch wohl zu gleicher Zeit mit dir zurück gekehrt seyn. Ein Versuch zur Anfrage kann wenigstens nicht schaden.

Die Grafen nahmen sich vor, am Nachmittage ins Thal zu reiten; allein unvermutheter Besuch, den ihre Eltern aus Talissa erhielten, vereitelte ihren Vorsatz, und sie mußten im Schlosse bleiben. Erst am dritten Tage waren sie des Nachmittags im Stande, ihren Vorsatz auszuführen. Mit erwartungsvollem Her-

zen näherten sie sich dem geheimnißvollen Thale, und gelangten endlich zu dem Häuschen. Der blaue Mann trat aus dem Garten, und hatte einen kleinen Korb mit Obst in der Hand. Aeußerst freundlich näherte er sich dem Grafen, befahl ihre Pferde in den Stall zu führen, und bat sie darauf, den schönen Nachmittag in seinem Gärtchen zu genießen. Er führte sie in eine nette Jasminlaube, und ließ hierauf einige Erfrischungen reichen.

„Es freut mich, Herr Graf," fing er zu Julius an, „daß sie glücklich wieder zu Hause angelangt sind, und da ich das Vergnügen ihrer Gegenwart heute Nachmittag genieße; so will ich so frey seyn, ihnen die Ursache von dem ganzen Vorfall mit den Häschern zu nennen. Ich war es, gnädiger Herr, der diesen Leuten Nachricht von dem Duelle gegeben hatte, ich war es, der sie herausführte nach der Haide. Die Ursache von dem allen war bloß, um sie zu retten, gnädiger Herr, und aus den Schlingen eines feilen Betrügers zu ziehen.

Julius. (erstaunt) Mich? Ich begreife nicht!

Blaue Mann. Hören sie nur etwas weiter, und es wird ihnen alles klar werden. Dieser Baron Trost sowohl, als jener Lieutnant, sind schändliche Betrüger, die mit nichts weniger umgingen, als sie und ihren Bedienten den Seelenverkäufern zu überliefern.

Julius. Das wäre entsetzlich!

D. b. Mann. Entsetzlich, aber wahr. Der sogenannte Baron warf den Abend über beym Balle schon ein Auge auf sie, er suchte sie zum Billiard zu locken, er verlohr mit Fleiß, und am Ende, wie sie nicht länger spielen wollten, so suchte er durch sein Betragen sie zu beleidigenden Ausdrücken zu reizen. Er erreichte seine Absicht, und ließ sie fodern. Sie wissen, daß jener Officier schon am Abende sich anbot, ihr Secundant zu seyn, denn es war den Leuten sehr darum zu thun, daß sie keinen fremden Secundanten, oder gar mehrere mitbrächten. Er versprach ihnen ferner, die Waffen zu besorgen; auch hierbey hatte er die Absicht, daß sie selbst unbewaffnet ausreiten sollten; damit man sie desto leichter fangen könnte. Der Baron suchte sie am andern Morgen weiter in die Haide hinein, zu einem Platze, wo alte Ruinen stehn, zu locken. Er gab vor, sie wären nicht sicher auf der jetzigen Stelle vor Zeugen; allein er hatte einen andern Grund hiezu. In jenen Ruinen hatte er einige seiner Helfershelfer versteckt, auch war eine Kutsche mit vier Pferden dort bereit. Man würde sie sowohl, wie ihren Bedienten, hier gleich übermannt haben, sie wären gebunden und geknebelt worden, so in die Kutsche geworfen, und nach * * * * * *, das sechs Stunden davon liegt, in das Haus der Seelenverkäufer gebracht worden; und diese hätten sie endlich zu Schiffe forttransportirt, und denn würden alle Bemühungen ihrer Eltern vergebens gewesen seyn, zu erfahren, wo sie hingekommen wären.

Julius. Ha! sollte man es glauben, daß die

Bosheit der Menschen so erfinderisch seyn könnte! Aber wie erfuhren sie diesen schändlichen Plan?

D. b. Mann. Ein Bedienter von mir war in der Nähe, wie der Baron mit dem Lieutnant den ganzen Plan verabredete. Er benachrichtigte mich gleich davon, und ich hielt es für das schicklichste, mich an die Polizey zu wenden. Der Baron und seine Leute sitzen in Arrest, und werden ihren verdienten Lohn erhalten, da sie schon mehrere solcher Menschendiebstahle begangen haben.

Julius Er schien sie zu kennen, der Baron.

D. b. Mann. Ja wohl! Ich habe schon mal einen ähnlichen Schurkenstreich von ihm vereitelt.

Julius. Er schoß nach ihnen. Wußten sie, daß die Pistole nicht geladen war?

D. b. Mann. Sie war geladen.

Julius. Sie war es? Und sie blieben mit der Zuversicht vor ihm stehn, sie befürchteten nichts?

D. b. Mann. Nichts, gnädiger Herr; er konnte mich nicht treffen.

Julius. Er konnte sie nicht treffen? Aber warum nicht? sie haben doch Fleisch und Blut, so gut wie wir?

D. b. Mann. Erlauben sie, daß ich hierüber schweige. Genug sie haben es selbst gesehn, daß er nach mir schoß, und daß ich unversehrt blieb.

Ludwig. Aber, mein Gott, konnten sie denn die Wirkung der Kugel hemmen, und können sie dies überhaupt?

D. d. M. Ich möchte ihnen gerne die Antwort hierauf geben, gnädiger Herr; aber ich kann nicht; ich muß schweigen, wenigstens jetzt.

Julius. Aber warum, warum? Und wollen sie, oder dürfen sie uns denn auch nicht über andre Dinge Auskunft geben?

D. d. Mann. Fragen sie, Herr Graf! worüber ich antworten darf, antworte ich sehr gerne.

Julius. Wer sind sie?

D. d. Mann. (nach einer Pause) Ein Mensch, wie sie, gnädiger Herr!

Julius. Und weiter nichts? Stehn ihnen keine höhern Kräfte zu Gebote, haben sie keinen Umgang mit höheren Wesen?

D. d. Mann. Glauben sie, daß Menschen dies haben können?

Julius. Seitdem ich sie kenne, sollte ich es fast glauben.

D. d. Mann. (ernst) Gnädiger Herr, ich vermeide überhaupt gerne solche Gespräche, vorzüglich aber hasse ich es, über ihre Fragen mich mit jemanden in Streit einzulassen. Ich disputire nicht gerne über so etwas. Vernehmen sie also kurz meine Meinung. Ich glaube es, ich bin fest davon überzeugt, daß man-

chen Menschen höhere Kräfte zu Gebote stehn, daß sie nähern Umgang mit höheren Wesen haben.

Julius. Und sie, sie gehören zu jenen Menschen, sie sind ein Eingeweihter?

Der b. Mann. Ich will frey antworten; ja, gnädiger Herr, ich gehöre dazu Ich habe Kenntniß von Dingen, die mancher Philosoph verlacht, und für unmöglich ausgiebt, weil sie ihm mangelt.

Ludwig. Und woher haben sie diese Weihe erhalten? durch wen ward ihnen jene Weisheit?

D. b. Mann. Durch meine höhern Brüder aus Egypten.

Ludwig. Und diese sind?

D. b. Mann. Männer, in deren Busen der edle Trieb glüht, sich über die niedern Sphären gewöhnlicher Alltagsmenschen emporzuschwingen, und in ihrem geweihten Cirkel über Wahrheit und Tugend zu speculiren, und die geheimen Kräfte der Natur zu ergründen. Welchem Geprüften sie es vergönnen, in das innerste Heiligthum ihres Tempels zu blicken, der lernt die Geheimnisse der Isis und des Eleusis kennen, er hat die fünf Probestufen des Pythagoras erstiegen, und kann die Sonnen, Monde und flammenden Sterne des Maurers belächeln. Am geweihten Altare, auf dem die Namen der weisesten Menschen flammen, weiht der Meister ihn ein, und legt die wichtigen Geheimnisse, welche seine weisen Brüder durch jahrelanges Forschen ergründeten, in seinen staunenden Busen. Hier wur-

den auch mir diese Geheimnisse zu Theil, ich lernte durch sie die Geister der Verstorbenen aus ihren seligen Wohnungen zurückrufen, und selbst die Kraft, abwesende, lebende Menschen, sey's auch wider ihren Willen, zu mir zu rufen, ward mir verliehn.

Julius. (rasch) Das könnten sie?

D. b. Mann. Ja, gnädiger Herr!

Julius. Und ohne Nachtheil für die Person?

D. b. Mann. Ohne Nachtheil.

Julius. Nun dann, wenn ich ihren Worten glauben soll, so lassen sie jetzt gleich eine Person, nach der mein Herz sich sehnt, hier vor uns erscheinen. Ich wünschte die —

D. b. Mann. Ich weiß was sie wünschen, gnädiger Herr, und so ungern ich auch sonst Gebrauch von meiner geheimen Wissenschaft mache; so will ich doch jetzt erbötig seyn, ihren Wunsch zu befriedigen: denn ich möchte nicht gerne bey ihnen als Lügner oder Charlatan gelten. Der wirkliche Geweihte bedarf übrigens wenig Zurüstungen hiezu. Hier im Garten wünschen sie es also, gnädiger Herr?

Julius. Wenn es angeht, ja. Aber sie wissen ja noch nicht, welche Person ich verlange.

D. b. Mann. Ich weiß es, gnädiger Herr, gedulden sie sich nur einen Augenblick.

Er rief seinen Bedienten, und befahl ihm, ein großes spanisches Rohr zu bringen.

„Dies ist alles was ich bedarf,“ sagte er zu dem Grafen; nur verlange ich von ihnen das Versprechen, gnädige Herrn, sich nicht aus der Laube zu entfernen. Ich will dies nicht um meinetwillen, sondern bey der heiligen Kirche, bloß um ihrentwillen. Sie würden unglücklich seyn, wenn sie sich der Erscheinung nähern wollten.“

Die Grafen versprachen es ihm. Er schraubte darauf den Knopf von dem Rohre ab, und holte ein dünnes, glänzendes, rothes Stäbchen hervor, das mit schwarzen Charakteren bemahlt war. Er schlug dreymal mit dem Stabe in die Luft, warf sich hierauf nieder, und betete einige Minuten leise. Sein Gesicht ward hiebey zusehends bleicher, und endlich einer Leiche ähnlich. Große Schweißtropfen ruhten auf seiner kalten Stirne. Wie er ausgebetet hatte, so stand er auf, schlug mit dem Stabe mehrmals auf den Tisch, und so oft er sieben schläge gethan hatte, murmelte er einige unverständliche Worte vor sich. Die Grafen glaubten endlich von ferne eine leise Musik zu hören, zugleich sahen sie mehrere Schritte von ihnen aus dichtem Gesträuch einen dünnen Nebel aufsteigen, der allmählich dichter, und endlich ein ganz schwarzer Rauch ward, und einen angenehmen, durchdringenden Geruch um sich verbreitete. Der blaue Mann betete unaufhörlich seine unverständlichen Formeln her. Endlich zertheilte sich der dicke Dampf, und der erstaunte Julius sah eine Figur aus dem Nebel hervortreten, die er auf den

ersten Anblick gleich für Josephine erkannte. Sie hielt ein kleines Gemälde in der Hand, es war Julius Portrait, und schien in dessen Anschaun vertieft zu seyn. „Josephine!“ rief der Graf, und sprang auf. „Zurück!“ rief der blaue Mann mit furchtbarer Stimme, und stellte sich mit ausgebreiteten Armen vor den Grafen hin. „Lassen sie mich,“ rief Julius, „ich muß zu ihr, ich muß!“

D. b. Mann. Leichtsinniger! versprachen sie nicht, zu bleiben?

Julius. Ich kann nicht, ich kann nicht. Lassen sie mich näher, ich muß wissen, ob sie es war.

Er drängte sich bey diesen Worten aus der Laube, Ludwig und der blaue Mann folgten ihm. Die Erscheinung war verschwunden, nur ein leichter Dampf war noch zu bemerken. Julius und Ludwig drängten sich ins Gebüsch, wo die Erscheinung gestanden hatte, aber sie entdeckten nichts. Ein kleiner Fußsteig führte sie zu einem nahen Gartenhäuschen, sie traten hinein, aber auch hier war alles leer.

„War die Gestalt nicht die Perserinn?“ fragte Ludwig seinen Vetter.

„Sie muß es selbst gewesen seyn, so ähnlich war alles.“

„Und wünschtest du diese Erscheinung zu sehn?“

„Die nämliche.“

Die Grafen gingen wieder zum blauen Mann zurück. „Ich beschwöre sie,“ fing der Graf zu ihm an, „sagen sie mir, ist sie hier?“

D. b. Mann. Wer? meinen sie Josephine?

Julius. Ja! eben die, die ich vor wenigen Minuten sah.

D. b. Mann. Nein, Herr Graf; auch weiß ich ihnen nicht zu sagen, wo sie ist.

Julius. Aber, wie kam sie hieher? O! sagen sie mir? Wenn sie wüßten, in welcher Lage ich mich befände, warlich! sie würden mir alles, alles sagen, wenn sie ein Herz im Busen trügen. O! ich möchte meine Vernunft verwünschen, die mir stets ihr kaltes, es ist nicht möglich, zuruft; ach! und meine Augen haben doch zu deutlich alles gesehn.

D. b. Mann. Es war eine Zeit, gnädiger Herr, wo ich eben die unruhvolle Spannung erdulden mußte, wie sie jetzt. Ich glaube gerne, daß sie sich nach Licht sehnen in dieser Dunkelheit, aber ich kann und darf es ihnen nicht reichen. Halten sie meinethalben alles für eine feine Betrügerey von mir, wenn sie dies beruhigen kann.

Ludwig. (rasch) Nein, Betrügerey war es nicht, sie gingen zu offen zu Werke. Aber dürfen wir nie, nie Aufklärung darüber hoffen, nie Licht sehen?

D. b. Mann. Vielleicht, gnädiger Herr! Ich will es gerne wünschen, daß diese Zeit kommen, und bald kommen möge. Es wird vorzüglich dabey auf sie ankommen.

Ludwig. Und was müssen wir thun?

D. b. Mann. Es sind viele Stufen zu ersteigen, ehe sie ins Heiligthum schauen. Zu vieles Licht auf einmal würde ihre ungewohnten Augen blenden, nur eine allmählige Erleuchtung ist nützlich. Sind sie geneigt zur Weihe in die geheiligten Vorhöfe des Tempels?

Ludwig. Ja, ich bin es.

D. b. Mann. (zu Julius) Und sie, gnädidiger Herr?

Julius. Lieber in die Hölle, als diese jetzige Lage. Ich bin bereit.

D. b. Mann. Befriedigung und reines Glück wird auf sie strömen, und am Ziele winkt ihnen die, ihrer würdige Josephine. — Doch, stille davon jetzt; ich will sie nicht überraschen, ich verlange keine Uebereilung. Der Schritt, den sie thun wollen, ist zu ernst und wichtig, er ist auf ewig; sie müssen also zuvor erst alles überlegen können. Ich verlange jetzt noch keinen Entschluß von ihnen; wir werden uns wieder sehn. Lassen sie uns nun von gleichgültigen Dingen reden.

Er fing von andern Sachen zu sprechen an, und erzählte vorzüglich Merkwürdigkeiten entfernter Länder. Die Grafen vernahmen bald die erstaunlichen Reisen, die er unternommen hatte, und wurden auf das angenehmste unterhalten. Der Abend rückte endlich herauf, sie empfahlen sich, und eilten, voll von dem gehörten und gesehenen, nach ihrem Schlosse zurück.

Wir wollen auf einige Zeit zum * * * * schen Hofe und zu Fürst Adelbert zurück kehren. Meine Leser werden sich noch erinnern, daß die Prinzeßinn Albertine zum Besuch beym Fürsten gewesen war. Adelbert fand die Prinzeßinn sehr liebenswürdig, und als ein Frauenzimmer, mit der er hoffte, sehr glücklich leben zu können. Ihr Geist war nicht minder aufgeklärt, ihr Herz eben so schön und wohlwollend, als bey Adelbert, und die Harmonie, die der Fürst in seinen und Albertinens Gesinnungen zu finden glaubte, bewog ihn, um ihre Hand anzuhalten. Er erhielt die Zusage, und es wurden Anstalten zur baldigen Vermählung gemacht. Das Volk in Talissa jauchzte hoch auf, wie es Nachricht von der Wahl des Fürsten erhielt, denn es liebte die herablassende, freundliche Albertine unendlich; die Edleren, welche der Prinzeßinn schönen Charakter kannten, freuten sich im Stillen einer solchen Landesmutter.

Adelbert war kein völlig souverainer Fürst, sondern er mußte bey wichtigen Angelegenheiten die Stände um ihre Genehmigung befragen. Er ließ sie auch jetzt wegen seiner Vermählung zusammenberufen, und zeigte ihnen dieselbe an. Keiner hatte etwas dagegen einzuwenden, und alle dankten dem Fürsten einmüthig für seine glückliche Wahl. Der Fürst entließ die Versammlung, bis auf zwey Personen. Diese mußten ihm in sein Kabinett folgen. Es war der alte Graf von Tonko, und der Graf von B * * *. Letzterer war Minister des Fürsten.

„Ich habe sie so lange nicht gesprochen, alter Freund," fing der Fürst zum Grafen an; „sie müssen es mir daher nicht übel nehmen, wenn ich sie heute mal etwas aufhalte. Es ist ja überhaupt selten, daß ich sie bey mir sehe."

Graf. Ich werde schon zu alt, gnädigster Herr; meine morschen Knochen fangen an die Ruhe zu lieben.

Fürst. Und Ruhe gewährt freylich das Hofleben nicht. Doch von etwas anderem. Sagen sie mir mal aufrichtig, lieber Graf, gefällt ihnen meine Wahl? Ich höre so gerne ihre Meynung darüber.

Graf. Gnädigster Herr! ich weiß es, welchen wichtigen Einfluß Fürstinnen aufs Wohl oder Wehe des Landes haben können; ich betrachte ihre Ver-

mählung, Durchlauchtigster Herr, deshalb als eine wichtige Sache. Ich habe alles dabey überlegt; allein ich kann nicht anders, ich glaube mit gutem Gewissen dem Lande zu ihrer Vermählung Glück wünschen zu müssen.

Fürst. Das freut mich, alter Freund; jetzt bin ich ruhig. Nun, und sie, lieber B****, Sie sind auch damit zufrieden, das weiß ich.

Minister. Ja, gnädigster Herr, und ich habe noch eine besondre Ursache, die es mir unaussprechlich lieb macht, daß sie sich vermählen.

Fürst. Und die wäre, wenn man sie wissen darf?

Minister. Ich weiß es, gnädigster Herr, daß ich in dieser Hinsicht frey mit ihnen reden darf, und deshalb will ich auch sprechen. Durch ihre Vermählung wird mir das Glück und die Wohlfahrt unsers Landes fester begründet, und unsre Feinde müssen jetzt desto eher ihre Absichten gegen den Flor des Staats aufgeben. Sie wissen es, daß die Pfaffen die Wunden nicht verschmerzen können, die sie, Durchlauchtigster Herr, ihren Ränken und ihrem Aberglauben schlugen. Sie hätten so gerne wieder die alten Zeiten zurückgeführt, und die Zügel der Regierung wieder in ihre Hände genommen. Sie, mein Fürst, zu gewinnen, daran haben sie schon längst verzweifelt; aber sie hofften doch noch immer, so lange

sie nicht vermählt waren, vielleicht, wenn das Land sie verlieren sollte, ihren durchlauchtigsten Bruder auf dem Thron zu sehn, unter dessen Regierung jene Menschen leicht ihr altes Ansehn, und ihren vorigen verderblichen Einfluß würden wieder erlangt haben. Sie wissen es selbst, gnädiger Herr, daß die Jesuiten deshalb schon längst Plane schmiedeten, und beym Antritt ihrer Regierung manche sogar frech genug waren, heimlich Konspirationen anzuzetteln, um Prinz Franz auf den Thron zu bringen.

Graf. Warlich! Freund, sie haben recht. Ja, gnädigster Herr, auch ich bin deshalb oft besorgt gewesen, denn Pfaffenhaß und Pfaffenkabale reichen weit; und ich habe oft in der Stille Gott gebeten, daß er über ihr Leben wachen, und sie noch lange zum Wohl ihres Volkes erhalten möge.

Fürst. (dem Grafen die Hand reichend) Ich bin von ihren guten Gesinnungen für mich, und mein Land überzeugt. Ich weiß es auch, daß die Jesuiten mich gerne vom Throne hätten; ja, meine Freunde, ich weiß noch mehr, was sie, lieber V * * * *, wahrscheinlich aus Schonung gegen mich, verschweigen; ich weiß, daß mein Bruder leider! sich mit den Pfaffen eingelassen hatte, und gewiß auch noch mit ihnen Plane schmiedet. O! umsonst vermeidet er mich nicht, umsonst flieht er nicht die Hauptstadt, und lebt ganz eingezogen auf seinem Lustschloße, Ach! ich liebe ihn so innig, und es muß mich daher tief krän-

ken, daß er so denkt, so gegen seinen Bruder und Fürsten handelt.

Graf. (mit Rührung seine Hand küssend) O! gnädiger Herr, wie gut sind sie! daß es doch Menschen geben kann, die diese Güte, dies Wohlwollen hassen!

Fürst. Ich bin zeither zu gelinde gegen diese Leute gewesen, lieber Graf; aber ich sehe, daß die Wohlfahrt meines Landes es erfodert, mit einem wachsameren Auge auf sie zu sehn, um sie in Zukunft desto besser abzuschrecken, Plane gegen mich und mein Land zu schmieden. Es schmerzt mich nur, zu bemerken, daß die Jesuiten noch so viele Anhänger unter meinen adlichen Ständen haben.

Graf. Trösten sie sich damit, gnädiger Herr, daß dies Menschen sind, denen es wehe thut, daß ihr Fürst mehr auf Verdienst, als Ahnen, Rücksicht nimmt. Der edlere, und gewiß auch größere Theil unsers Adels, schätzt und liebt sie, gnädigster Fürst, und freut sich, daß sie Muth genug hatten, das drükkende Pfaffenjoch abzuschütteln.

Fürst. Ich will es zur Ehre meiner höheren Stände glauben, daß sie recht haben mögen, lieber Graf....

Der alte Graf wollte sich endlich empfehlen, aber der Fürst ließ ihn nicht von sich. „Sie speisen heute Mittag bey mir, Freund, und zwar wollen wir drey allein auf meinem Zimmer essen. Wir müssen noch

mehr plaudern. Bleiben sie also, ich will sie dafür auch nächstens besuchen; denn ich weiß, sie haben mich gerne, wenn ich allein komme."

Der Graf mußte bleiben, und kehrte erst gegen Abend nach seinem Lustschloße zurück. Er hatte noch viel mit dem Fürsten geredet, und war durchdrungen von Adelberts schönen Aeußerungen. Er fing, wie er mit seiner Familie am Abend bey der Tafel saß, von seinem Fürsten und dessen Vermählung an, sprach mit Enthusiasmus von ersterem, und freute sich über letztere.

„Nun, Maria," fing er endlich zu dem Hofmeister an, „nicht wahr, sie schätzen Fürst Adelbert auch? Stoßen sie an mit mir, auf sein Wohl; er soll leben!

Maria. Ich kenne ihn wenig, gnädiger Herr; aber weil sie ihn loben, so muß er gewiß gut seyn. Er soll leben!

Graf. Schön, Maria! Warlich, ich hab's dem Fürsten auch gesagt, sie sind der einzige von allen Jesuiten, den ich liebe, und der es auch verdient.

Maria. Wie, ist der Fürst noch immer so gegen meine Ordensbrüder eingenommen? Ich dächte, die könnten ihm jetzt ganz gleichgültig seyn, da ihr Orden bey uns aufgehoben ist.

Graf. Ich sehe, lieber Maria, daß sie die Mitglieder ihres Ordens noch lange nicht kennen, und

diese Unkunde macht ihnen Ehre. Meinen sie denn, daß diese Mönche es so geduldig verschmerzen können, daß Fürst Adelbert ihnen die Zügel der Regierung aus den Händen gewunden, daß er sie von ihrer furchtbaren Höhe herabgestürzt hat? Nein, sie hassen unsern guten Fürsten gewiß so sehr, wie Satan nur haßt, und sein Todestag würde ihnen ein Festtag seyn, weil Prinz Franz dann den Thron besteigen würde. Daß sie deshalb schon lange Plane geschmiedet haben, ist bekannt, und sie suchen bey den Ständen sich einzuschmeicheln, um das Edict gegen sie wieder aufgehoben zu sehn. Aber, ich freue mich jetzt zum erstenmale meines Einflusses und Ansehns bey den Ständen, und so lange ich lebe, sollen alle Pfaffenränke zu Schanden werden. Ich habe Gottlob! noch redliche Männer auf meiner Seite. Es muß übrigens für jeden Rechtschaffenen empörend seyn, zu sehn, wie viele Widersacher die gute Sache immer hat, und wie schwierig es nicht selten ist, sie durchzusetzen.

Maria. Sie haben leider! Recht, gnädiger Herr!

Graf. Ich weiß, daß sie das fühlen, und mit mir bedauern, Maria! Allein was unser Land betrifft, so soll und wird die gute Sache siegen. Der Fürst sieht jetzt selbst ein, daß er zu gelinde bisher gegen seine Widersacher gewesen ist, und sie werden nach diesem die ganze Strenge seines Armes fühlen, und er hat Recht daran; denn warlich! gegen Volksaufwiegler kann man nicht strenge genug seyn.

Maria. Ob man aber auch wohl nicht dem Dinge zuviel thut, und der ganzen Sache einen zu grellen Anstrich geben mag? Ich habe doch warlich! seit langer Zeit auch nicht das geringste davon gehört, daß die Mönche sich wieder regen sollen.

Graf. Wie wenig kommen sie auch unter Menschen! Ich habe anfangs selbst geglaubt, es sey jetzt alles ruhig, aber unser Minister, der ganz mit Leib und Seele an seinem Platze ist, von dem hab' ich heute andere Dinge vernommen. Daß übrigens wirkliche Gefahr für den Fürsten noch nicht vorhanden sey, will ich gerne glauben, und wollen wir alle wünschen.

Wenige Tage darauf, als der alte Graf beym Fürsten gewesen war, erhielt Julius einen Brief. Er brach ihn auf, und, wie überraschte ihn sein Inhalt! Er war folgender:

„Gnädiger Herr!

Gott gebe, daß dieser Brief in Ihre Hände komme! Ich bin jetzt in C . . . , nur sechs Stunden also von Ihnen. Ist es Ihnen möglich, so eilen Sie zu mir; ich habe Ihnen so vieles zu sagen. Ich werde Morgen Abend um acht Uhr im Park allhier, in der großen Allee neben der Kapelle seyn, und Sie hier erwarten. Erfüllen Sie meine Bitte, um Ihretwillen flehet darum

Ihre Josephine.“

Julius drückte den theuren Brief an seine Lippen, „Ja ich will zu dir,“ rief er aus, „gutes, unglückliches Geschöpf! Noch heute will ich hin, du kannst mir am besten Auskunft über deine neuliche Erscheinung geben.“

Er ließ schnell Anstalten zur Abreise treffen, sagte seinem Ludwig vorher die Ursache seiner Reise, und sprengte bald darauf mit seinem treuen Joseph fort.

Er kam gegen Abend in C . . . an, und eilte um acht Uhr nach dem Park. Allein Josephine war nicht da. Voller Unruhe verweilte er beynahe eine Stunde dort, und ging endlich mißlaunisch in ein Koffeehaus, um sich hier zu zerstreuen.

Er fand viele Gesellschaft hier vor, die sich mehrentheils durch Spielen unterhielt. Julius trat an einen Tisch, um dem Spiele zuzusehn. Ein Mann in einem dunklen Oberrock stand in gleicher Absicht neben dem Grafen, und betrachtete letzteren unverwandt. Endlich fing er mit dem Grafen ein gleichgültiges Gespräch an, während dessen er seine Tabacksdose präsentirte. Der Graf wollte grade eine Prise nehmen, als er zu seinem größten Erstaunen die geliebte Tabatiere mit Josephinens Bildniß in den Händen des unbekannten Mannes erblickte. Sein Schreck darüber war sichtbarlich, und fiel dem Fremden sehr auf.

„Was fehlt ihnen?“ fragte er den Grafen.

„Ich bitte sie um alles,“ fing Julius an, und ergriff die Hand des Fremden; „wo haben sie diese Tabatiere her?“

„Interessirt sie die Dose?“

„O! sehr, sehr! Sagen sie mir, wie sie dazu kommen.?“

„Auf sehr sonderbare Art. Allein eh' ich weiter rede, erlauben sie zuvor eine Frage. Wie ist ihr Name?“

„Ich bin der Graf Julius von Tonko.“

„Jetzt sollen sie alles wissen; aber nicht hier. Kommen sie in ein Nebenzimmer, wo wir ungestört reden können.“

Der Graf sah ihn einige Zeit an. „Wer sind sie?“ fragte er endlich.

„Ich bin ein Kaufmann aus diesem Orte; und zum Zeichen, daß ich die Wahrheit geredet habe, so brauchen sie nur den ersten den besten hier nach meinem Stande zu fragen.“

„Wozu das? Lassen sie uns lieber ins Nebenzimmer gehn; ich brenne vor Erwartung.“

„Ich ging gestern Abend,“ fing der Kaufmann an, als sie das Nebenzimmer betreten hatten, „in der großen Allee bey unsrer Stadt spazieren. Ohngefähr eine halbe Stunde mochte ich herumgeschlendert seyn, als ein Mann mit einem schlichten Oberrock vor mir stand, und um einen Almosen bat. Ich reichte ihm einen Zehrpfennig. Ich sehe, daß sie wohlthätig sind, fing der Mensch zu mir an; sie haben meine eine Bitte erfüllt, vielleicht gewähren sie mir auch die andre. Ich weiß, daß sie des Abends gewöhnlich aufs Koffeehaus gehn, und wollten sie daher wohl eine Bestellung von mir dort ausrichten?

„Mit Kollekten sammlen befasse ich mich nicht, mein Freund,“ fing ich an.

Sie verstehn mich unrecht, fuhr er fort. Hören sie meine Bitte. Der Graf Julius von Tonko wird Morgen Abend aufs Koffeehaus kommen, wollen sie ihm wohl diese Tabatiere überreichen? Sagen sie ihm nur dabey, was ich ihm einst in jenem Kloster wieder-zuschaffen versprochen hätte, das erhalte er jetzt. — Er überreichte mir bey diesen Worten die Tabatiere, beschrieb mir ihre Person, und eilte drauf schnell, vermuthlich um den mancherley Fragen, die er auf meinem Gesichte lesen mochte, auszuweichen, seitwärts durch die Gebüsche fort. Daß der ganze Vorfall mich sehr frappirte, können sie sich leicht vorstellen, gnädiger Herr. Hier haben sie übrigens die Tabatiere wieder, und es ist mir lieb, daß ich meinen Auftrag habe ausrichten können.

Er übergab bey diesen Worten dem Grafen die Tabatiere.

Julius. Ihre Erzählung kommt mir etwas unglaublich vor.

Der Kaufmann. Unglaublich? Ich dächte in der That, sie wären hierauf schon vorbereitet, und hätten es vorher gewußt, daß sie durch mich die Dose wieder erhalten sollten. Ich glaube übrigens doch, daß die Tabatiere sie interessire, gnädiger Herr?

Julius. O! ja, allerdings! Es freut mich wirklich, sie wieder erhalten zu haben. Allein dessen ungeachtet muß ihre Erzählung, sie werden es mir verzeihen, wie gesagt, für mich sehr unwahrscheinlich seyn.

Der Kaufmann. Und warum das, wenn ich fragen darf?

Julius. Ich wußte gestern noch nicht das geringste davon, daß ich heute hier seyn würde; wie konnte es der sonderbare Bettler denn wissen? Aber auch zugegeben, er hätte es vorher gewußt, so konnte er doch schlechterdings nicht bestimmt vorhersagen, daß ich heute Abend auf diesem Koffeehause seyn würde; da dies ein bloßer Zufall ist, und ich mich erst entschloß, das Haus zu besuchen, wie ich schon davor stand.

Der Kaufmann. Wenn die Sache so ist, dann kann ich es ihnen freylich nicht verdenken, gnädiger Herr, wenn sie meine Worte unglaublich finden. Ich selbst würde vielleicht an ihrer Stelle eben so denken. Sie kennen mich weiter nicht, meine bloße Versicherung, daß meine Rede wahr sey, wird für sie also nicht hinreichend seyn; und ich muß bedauern, daß ich auf keine andre Art, als durch meine bloße Versicherung, meine Aussage wahr zu machen weiß. Wenn sie es übrigens gerne wollen und verlangen, so bin ich erbötig, Morgen vor Gericht meine ganze Erzählung eidlich zu erhärten.

Julius. Bewahre Gott! wozu das? Ich versichere sie, so lieb es mir ist, die Dose wieder erhalten zu haben, so gleichgültig ist mir die Art, wie sie dazu gelangt sind. Ich will übrigens in ihren

Worten kein Mißtrauen setzen, und gerne glauben, daß der sonderbare Bettler ihnen den Auftrag gegeben hat. Ich kenne diesen Menschen schon genauer, und habe Erfahrungen von ihm, gegen die der gestrige Vorgang unbedeutend ist. Nehmen sie übrigens meinen Dank für ihre Besorgung.

Der Kaufmann. Es war meine Schuldigkeit, gnädigster Herr! Werden sie übrigens, wenn ich fragen darf, noch lange uns mit ihrer Gegenwart beehren?

Julius. Länger, als Morgen, wahrscheinlich nicht. — Doch es ist schon spät. Ich danke ihnen noch mal, und wenn ich ihnen womit mal wieder dienen kann, so rechnen sie auf meine Bereitwilligkeit.

Der Graf empfahl sich bey dem Kaufmann, und eilte zurück nach seinem Quartiere. Wie er allein war, so dachte er dem Vorfalle mit der Tabatiere noch einmal nach; allein das Ganze blieb ihm unerklärbar. Daß der Kaufmann mit dem blauen Manne vielleicht unter einer Decke spiele, schien ihm am einleuchtendsten. Er wollte seine Betrachtungen hierüber grade weiter verfolgen, als ein leises Pochen an seiner Thüre ihn aus seinem Nachdenken aufschreckte. Julius sprang auf und eilte zur Thüre. Er war unschlüßig, ob er sie aufschließen solle, oder nicht. Es schien schon spät zu seyn. Er sah nach der Uhr,

die Mitternachtsstunde war da. Ein abermaliges Pochen spannte seine Aufmerksamkeit höher. „Wer da?“ rief der Graf. „Machen sie auf,“ rief eine weibliche Stimme leise. Julius fuhr zusammen; er glaubte Josephinens Stimme zu hören. Schnell schloß er das Zimmer auf. Eine Figur, in einen weißen Mantel gehüllt, sprang eiligst herein.

„Wer sind sie?“ fragte der Graf beherzt.

Sie warf Mantel und Hut von sich. „Josephine! Josephine!“ rief Julius aus, und stürzte in ihre Arme.

An dem nämlichen Abend, als Julius nach C...
geritten war, ging Ludwig allein ins freye Feld. Das stille, heitre Wetter vermochte ihn zu diesem Spaziergange. Der Mond war grade voll, und breitete seinen silbernen Schein über die schlummernde Gegend aus. Alles war dazu geeignet, auf Ludwigs Herz einen tiefen Eindruck zu machen. Mit verschränkten Armen ging er sinnend vor sich her; die vielen Abentheuer, die er und sein Busenfreund seit einigen Monden erlebt hatten, beschäftigten seinen Geist. Vertieft in Gedanken, mochte er ohngefähr eine Stunde so fortgeschlendert seyn, als nahe bey ihm vernehmliche Töne an sein Ohr schlugen, und seine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Es war seitwärts im Gebüsche. „Er muß sterben," sagte eine Stimme ganz deutlich; „es ist die höchste Nothwendigkeit! Nicht wahr?" — Freylich wohl! erwiederte eine andre, und Ludwig glaubte zu seiner größten Bestür-

zung, in der Stimme des letztern seinen Hofmeister Maria zu hören.

„Maria! sind sie da?“ Rief der Graf laut.

„Wer ruft?“ antwortete eine Stimme, und vor ihm stand Maria wirklich. Die andre Figur eilte durch die Gebüsche fort. Ludwig konnte deutlich bemerken, daß Maria sichtbarlich erschrack, als er den Grafen vor sich sah. „Ich habe sie gestört?“ fing letzterer an.

Maria. O! nein, Herr Graf; nur etwas erschreckt, da ich nicht wußte, wer rief, und nicht gleich an sie dachte.

Ludwig. Sie schienen sehr eifrig im Gespräche zu seyn, und von wichtigen Dingen zu reden.

Maria. Das war es auch, gnädiger Herr; wir sprachen vom Sterben. Einer meiner Jugendfreunde, ein Mönch im Kloster B...., liegt todt krank, und wird, wie ich eben erfuhr, wohl diese Nacht noch sterben. Schon gestern erhielt ich Nachricht von ihm, und eben jetzt brachte mir ein Bote vom Prior die traurige Versicherung, daß keine Hofnung mehr sey. Ach! er war mein innigster Freund, und unterschied sich durch Kopf und Herz aufs vortheilhafteste von den gewöhnlichen Mönchen.

Ludwig. Ich bedaure ihren Verlust.

Maria. Gerne würde ich noch einmal zu ihm gegangen seyn, um den letzten Abschied von ihm zu nehmen; aber er liegt ohne Besinnungskraft, kennt

Niemand mehr, und was soll ich so da? Sein Anblick würde mein Herz nur noch mehr betrüben.

Ludwig. Es ist besser, daß sie zurückbleiben. Sie sind übrigens ein Mann, und werden sich zu finden wissen. Gefällt es ihnen bey ihrer jetzigen Stimmung, lieber Maria, so lassen sie uns zusammen die Fluren durchstreichen. Der Abend ist so schön, ich möchte ihn gerne genießen.

Maria. Ich bedarf Zerstreuung, und nehme darum schon gerne ihr Anerbieten an, wäre ich auch weniger Freund eines Spazierganges an einem schönen Abende, als ich es wirklich bin.

Ludwig faßte die Hand seines Freundes, und beyde gingen schweigend neben einander her. Maria unterbrach endlich das Schweigen.

„Schade, daß Julius nicht bey uns ist. Auch er liebt solche Abende. Wie oft sind wir drey nicht herumgeschlendert, wenn der volle Mond seinen Schein auf uns warf.“

Ludwig. Es waren schöne Zeiten, Maria; ich denke mit Wohlgefallen daran. Wie heiter und einig wandelten wir herum, nichts störte unsre Freuden, nichts beunruhigte uns. Jetzt ist es leyder anders.

Maria. Anders, gnädiger Herr? Sie erschrecken mich! Darf ich um Erklärung ihrer Worte bitten?

Ludwig. Sollten sie nicht wissen, was ich sagen will? Die sonderbaren Vorfälle, die wir seit einiger Zeit erlebt haben, und die mit unserer vorigen

schönen Ruhe so sehr contrastiren, müssen uns die nicht beunruhigen? Julius und ich, wir befinden uns in einem furchtbaren Labyrinthe. Ein Heer von Muthmaßungen, von Zweifeln treibt uns umher, wie der Orkan das Boot auf ofnem Meere. Bald glauben wir, alles sey schnöder Betrug, höllische Gaukeley, und bald wieder sind wir vom Gegentheil überzeugt. O! bey Gott, nein! das kann nicht so bleiben; darf nicht so bleiben; das muß anders werden! Ich will nicht mit mir spielen lassen. Man lasse mich in Ruhe, oder handle klar und offen, wie der ehrliche Mann es muß; oder ich will zeigen, wer ich bin. Jener blaue Mann, Maria, jener blaue Mann, wer mag er seyn?

Maria. Wüßte ich es, Graf, sie erführen es herzlich gerne von mir. Allein so muß ich mein altes Lied wieder anstimmen, alles der Zeit zu überlassen. Ich wünschte übrigens —

Ludwig. Was wünschen sie?

Maria. Ich möchte den sonderbaren Mann wohl mal sehn, mal sprechen.

Ludwig. Sie haben ihn noch nie gesehn? Lassen sie uns morgen frühe zu ihm reiten. Ich sollte ihn zwar fliehn, ihn nicht aufsuchen, seine Gegenwart hat meine Zweifel noch stets vermehrt; aber ich kann nicht, wir wollen hin.

Beyde beschlossen, den blauen Mann zu besuchen, und am andern Morgen saßen sie auch schon zu Pferde. „Wenn er uns nun wieder solche Erscheinungen auftischt," sagte Ludwig unterwegs zu Maria, als sie nicht

weit mehr von der Wohnung des blauen Mannes waren; „wie er einst gegen Julius und mich that; was werden wir dann sagen, Maria?“

Maria. Das weiß ich jetzt noch nicht. Ich muß erst sehn, wie der Mann mir gefällt, wie er sich beträgt, kurz ob ich glaube ihn schätzen zu können, oder ihn für einen Charletan halten zu müssen. Wenn er sie aber jetzt um ihren Entschluß fragt, ob sie noch bereit zur Weihe seyn, was werden sie ihm dann antworten?

Ludwig. Nichts bestimmtes, bevor ich mit Julius und ihnen noch einmal alles reiflich überlegt habe.

Maria. Wohl, gnädiger Herr! Ein rascher Entschluß könnte die unglücklichsten Folgen haben. Es wäre mir überhaupt lieber, sie hätten sich damals nicht zu sehr hinreißen lassen. Wer weiß, ob doch nicht alles Blendwerk ist. —

Während diesem Gespräche waren beyde zu der Wohnung des blauen Mannes gekommen. Ein Bedienter trat heraus und hielt ihre Pferde an. Ludwig erkundigte sich, ob der Herr zu Hause sey; der Bediente bejahte es, und führte zugleich beyde in ein Zimmer, wo er sie allein ließ. Ludwig erkannte sogleich die nämliche Stube wieder, in der er in jener wunderbaren Nacht mit Julius beym Unbekannten gespeist hatte, und letzterer verschwunden war. Der Graf untersuchte schnell den Fußboden, stampfte mit dem Fuße darauf; aber nirgends konnte er eine Spur von einer Fallthüre

entdecken. Die Stube ging endlich auf, und herein trat der blaue Mann. Er ging auf beyde zu. Maria blickte ihn an, und stürzte in dem nämlichen Augenblicke mit einem lauten „Jesus Maria!“ auf den nächsten Stuhl. Ludwig sowohl, wie der blaue Mann, erschraken sichtbarlich. Sie bemühten sich, Maria wieder zu sich zu bringen.

„Furchtbarer Mann,“ sagte letzterer zum Unbekannten, als er sich etwas wieder erholt hatte, „muß ich sie nach sechzehn Jahren endlich wieder sehn!

Unbekannter. Kennen sie mich?

Maria. Ob ich sie kenne? Sechzehn Jahre sind zwar verflossen, aber jene Nacht in * * * hat mir zu tief ihre Gesichtszüge eingeprägt, als daß sie je wieder aus meinem Gedächtnisse verwischt werden könnten. Fürchterlicher Mann, jene Nacht beunruhigt noch jetzt meinen Geist. Sechzehn Jahre habe ich sie gesucht, und ahnete zulezt nicht, daß sie in solcher Nähe von mir wären. Jetzt habe ich sie gefunden, und o! löschen sie den heißen Durst meiner Seele, geben sie mir Aufschluß über jene Nacht.

„Was wollen sie?“ riefen Ludwig und der blaue Mann zugleich.“

„Was ich will?“ erwiederte Maria. „Aufschluß über jene Nacht, wo sie im Gasthofe zu * * * mir meinen sterbenden Vater zeigten, und seinen Tod verkündeten. Schrecklich haben sie Wort gehalten, schrecklich mich für meinen Vorwitz an der table d'hote ge-

züchtigt; aber jetzt geben sie mir auch Aufschluß, o! jetzt reden sie, sprechen sie von der Sache!" —

„Heilige Jungfrau!" rief Ludwig erstaunt aus, und ergriff unwillkührlich die Hand des blauen Mannes; „der Mann sind sie? O! das hätte ich nie geahnet!"

„Ich weiß nicht, meine Herrn!" sagte der blaue Mann verlegen.

„O! sie wissen alles," fiel ihm Maria ins Wort. Reden sie nur. Weihen sie mich zu ihrem Schüler, befriedigen sie den Durst meiner Seele. Ich unterwerfe mich ganz ihrer Prüfung, ich gebe mich ihnen ganz hin. O! dieser edle Blick, dieser schöne Stolz ihrer Mienen kann keine Täuschung, kann kein Gaukelspiel der Hölle seyn. Wie tief fühle ich mich unter ihnen bey aller meiner Erfahrung, bey aller meiner Menschenkenntniß, bey allen meinen Fähigkeiten, die ich sonst zu besitzen wähnte.

Unbekannter. Ich kenne sie besser, als sie glauben mögen, Herr Pater, und, hier meine Hand, sie sind ein edler Mann in meinen Augen. Sie sollen auch mich näher kennen lernen, ich schließe gerne mit guten Menschen Freundschaft Auch ihnen, Herr Graf, und ihrem Vetter werde ich jenes Versprechen, was ich einst in meinem Garten ihnen leistete, halten, wenn sie übrigens selbst auf dessen Erfüllung noch etwas geben Nur nicht heute, nur nicht jetzt! Lassen sie uns von allem abbrechen, was Bezug darauf haben könnte; lassen sie uns von gleichgültigen Dingen reden. Einst, vielleicht

bald, werden wir uns von wichtigern Sachen unterhalten, und was in meinen Kräften steht, werde ich dann aufbieten, um sie beyde, und Graf Julius ganz zu befriedigen, um sie glücklich aus der peinlichen Dunkelheit, worinn sie jetzt tappen, herauszuführen. Aber, noch einmal, nur nicht heute, meine Herrn; geben sie mir darauf ihre Hände.

Beyde willigten, obwohl ungerne, ein, und reichten dem blauen Manne die Hand. Es wurden Erfrischungen aufgetragen, die Pfeifen angezündet, und ein gleichgültiges Gespräch begann, bis der Mittag heran nahte, und Ludwig mit Maria sich empfahlen.

Schüchtern wandte die geliebte Josephine sich aus den Armen des feurigen Julius. „Sind wir allein, gnädiger Herr, ganz ungestört allein?“ fragte sie furchtsam, und blickte um sich.

„Ganz allein!“ sagte Julius, ihre Hand ergreifend, „die Nebenzimmer sind unbesetzt.“

Josephine. Nun dann, so verzeihen sie, daß ich in dieser Stunde, und allein zu ihnen komme; glauben sie deshalb nichts arges von mir. Die Wichtigkeit meines Auftrags hat es mich vergessen lassen, daß ich ein Mädchen bin. Ohngefähr vor einer Stunde erst habe ich es bey meiner Tante erfahren, daß sie hier sind, gnädiger Herr, und ich beschloß alsbald den kühnen und gefährlichen Versuch zu wagen, noch heute Abend sie aufzusuchen, da die Launen oder Pläne meiner Tante mich vielleicht morgen wieder von hier forttreiben könnten.

Julius. Sie machen mich neugierig, liebe, gute Josephine! Lassen sie uns sitzen gehn, und dann in Ruhe plaudern. — Nun, liebe Josephine, haben sie mir glückliche oder unglückliche Botschaft zu bringen?

Josephine. Mögen sie selbst entscheiden, wenn ich geendet habe, wofür es zu halten ist. Lassen sie mich lieber gleich, da die Zeit kostbar ist, zur Sache selbst übergehn. Das Betragen und die Handlungsweise meiner Tante, ihre österen Reisen, ihre Correspondenzen, und mehreres andere, erzeugten bey mir seit einiger Zeit den Gedanken, obwohl nicht vielleicht meine Tante mit andern Personen in geheimer Verbindung stehe, um gewisse Pläne zu realisiren. Dieser Gedanke erhielt nach und nach immer mehr Wahrscheinlichkeit bey mir, und es reihte sich ein andrer daran, daß ich nämlich meiner Tante schon zuweilen als Mittel zu Zwecken habe dienen sollen, und vielleicht noch dienen müsse. Ich ward jetzt aufmerksamer, und nahm mir vor, unter der Masque der Unwissenheit auf alles genauer zu merken, und hiedurch vielleicht mehreres zu entdecken. Es würde zu weitläuftig seyn, wenn ich alle Kleinigkeiten herzählen wollte, die meine Muthmaßungen zur festen Gewißheit bey mir machten; nur davon will ich ihnen, gnädigster Herr, meine Gründe angeben, auch sie und ich sind ein wichtiger Gegenstand der Aufmerksamkeit meiner Tante und ihrer Freunde.

Julius. (erstaunt) Ich, liebe Josephine? Kennt mich doch ihre Tante nicht!

Josephine. Lesen sie diesen Zettel. Meine Tante verlohr ihn vor einigen Tagen beym Herausziehen des Schnupftuchs aus der Tasche, und ich hob ihn unbemerkt auf.

Der Graf las mit Erstauen folgendes: „Eile! Eile! ist auch jetzt mein Losungswort, meine Freundinn; wir stimmen darinn beyde überein. Die Kur mit den beyden Grafen, vorzüglich mit Julius, geht zu langsam; kann man die Sache nicht biegen, so mag sie brechen. Josephine taugt uns wieder zu nichts; so sehr sie auch Schwärmerinn seyn mag. Ein Kloster wird für sie das Beste seyn. Die Sache mit unserm alten Gegner ist eingerichtet; er wird bald zu seinen Vätern gehn, und uns nicht mehr schaden. In wenigen Tagen bin ich bey Ihnen, bis dahin leben Sie wohl!“

I* H*
S*

„Ihre Vermuthungen scheinen gegründet zu seyn,“ sagte Julius zu Josephinen, nachdem er den Brief gelesen hatte; „aber wozu dies alles soll, was man von mir, von ihnen will, dies möchte ich wissen.

Josephine. Hierüber kann ich ihnen keine

Auskunft geben. Von großer Wichtigkeit wird es übrigens doch wohl nicht seyn, denn dazu ist meine Tante samt ihren Anhängern zu unbedeutend; auch würde man in dieser Hinsicht wohl keine Weiber mit ins Spiel ziehn: denn wir gelten doch einmal bey den Männern für schwache Geschöpfe.

Julius. Sagen sie das nicht, liebe Josephine; es gab von jeher Weiber, die für die wichtigsten Unternehmungen geschaffen waren, und auch oft den thätigsten Antheil an geheimen Plänen hatten. Ist ihre Tante eine kluge Dame, die Energie und Standhaftigkeit besitzt; o! so kann sie viel nützen bey den geheimen Absichten der Verbündeten, ja sie kann gefährlicher werden, wie der klügste Mann darunter. Aber eine andere Frage erlauben sie mir: glauben sie, daß der blaue Mann mit ihrer Tante in Verbindung stehe?

Josephine. Nein, gnädiger Herr!

Julius Und warum nicht?

Josephine. Es ist zwar meine Tante, aber grade heraus gesagt, ich traue ihr nicht viel Gutes zu; ich kann nicht glauben, daß sie es redlich meint. Ganz anders aber denke ich vom blauen Manne. Nein! er kann, er wird mit meiner Tante nicht im Verhältniß stehn.

Julius. Und doch, liebe Josephine, ich glaube es jetzt. Sagte er doch selbst in jener Nacht zu ihnen: deine Tante meint es gut mit dir. Nein, nein, mag es seyn, wie es will; es ist auf alle Fälle besser,

ich meide den Mann jetzt. Ich will nie wieder mit ihm reden.

Kaum hatte der Graf die letzten Worte geredet, als die Thüre seines Zimmers plötzlich aufgerissen wurde, und vier schwarz gekleidete, vermummte Gestalten hereintraten, und Josephine ergriffen. Das Mädchen schrie laut auf, und klammerte sich fest an den Grafen. Julius wollte sie schützen, aber einer von den schwarzen Unbekannten ergriff ihn bey der Brust, und schleuderte ihn so unsanft aufs Sofa, daß dem Grafen Hören und Sehen verging. Wie er sich wieder erholte, sah er sich allein im Zimmer, und alles um sich her in tiefer Dunkelheit. Er tappte nach der Thüre und rief den Marqueur; aber es erfolgte keine Antwort; alles war todtenstill. Der Graf harrte vergebens mehrere Minuten, und mußte sich endlich bequemen, im Dunkeln sein Schlafzimmer zu suchen.

Die Sonne stand schon hoch, und warf ihre Strahlen ins Schlafzimmer des Grafen, wie dieser am andern Morgen erwachte. Die Geschichte der vorigen Nacht lag wie ein Traum vor seiner Seele, und nur Josephinens Brief, der noch auf dem Tische lag, überführte den Grafen ganz, daß es mehr als Traum, daß der ganze Vorfall Wirklichkeit gewesen sey. Joseph kam ins Zimmer, und störte den Grafen in seinen ernsten Betrachtungen. Julius erkundigte sich bey ihm, ob er in vergangener Nacht kein Lärmen, kein Gepolter gehört habe; aber dieser wußte von nichts. Der Graf ließ dem Marqueur rufen, examinirte auch diesen scharf; jedoch war auch hier alles Nachforschen vergebens. Der Mensch betheuerte nach eilf zu Bette gegangen zu seyn, und vorher die Hausthüre wohl verriegelt zu haben.

Der Graf beschloß noch einige Tage in der Stadt zu bleiben, denn es lag ihm vieles daran, Josephine wieder zu sprechen, und wenn dies auch nicht geschähe;

so hofte er doch, wenigstens Nachricht von ihr einzuziehn. Er durchstrich stundenlang alle Straßen, blickte nach allen Fenstern eines jeden Haußes, das ihm nur im geringsten verdächtig schien, spazierte oft mehrere Stunden in der großen Allee des Parkes, besuchte alle öffentliche Oerter; kurz ließ nichts unversucht, wodurch er glaubte, auch nur von ferne Nachricht von Josephinen einzuziehn. Aber alles Nachforschen war vergebens, und der Graf gab am Abende des vierten Tages endlich jede Hofnung auf, seinen Zweck erfüllt zu sehn. Er ließ Anstalten zur Abreise machen, und sprengte am andern Morgen mißmuthig mit seinem Bedienten zur Stadt hinaus . . . .

Vier Stunden hatte der Graf ohngefähr sonder Abentheuer zurückgelegt; als ein Freund und alter Bekannter von seinem Vater und ihm, ein fürstlicher Rittmeister, ihm unterwegs begegnete. Da beyde Freunde wenige Schritte von dem Gute des Rittmeisters auf einander stießen; so ließ dieser nicht eher ab mit Bitten, bis der Graf sich entschloß, bey ihm einzukehren, und das Mittagmal einzunehmen. Julius erlebte im Zirkel des Rittmeisters und seiner kleinen Familie einen angenehmen Tag; und es war schon spät Abend geworden, als er erst ans Aufbrechen dachte. Er hatte nur noch zwey Stunden bis zum Schlosse seiner Eltern, und da der Abend so still und heiter war, und der volle Mond die ganze Gegend so schön umleuchtete; so ließ

der Graf sein Pferd ganz langsam gehn, um desto länger den herrlichen Abend zu genießen.

Anderthalb Stunden war Julius ohngefähr geritten, als er durch ein kleines Tannenhölzchen kam. Die magische Erleuchtung desselben vom Monde, das Rauschen eines Wasserfalls im Holze, und der Gesang klagender Nachtigallen, der durch die tiefe Stille ringsum noch mehr gehoben ward, dies alles machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf das Herz des Grafen.

„Wie schön dies ist, Joseph!“ sagte er aus Uebermaaß von Empfindung zu seinem Bedienten; „nicht wahr, das gefällt dir auch?“

„Wenns nur nicht so schauerlich wäre, gnädiger Herr; es läuft einem ordentlich kalt durch die Glieder. Es muß bald Mitternacht seyn, und ich wünschte lieber, wir wären schon daheim; die Nacht ist keines Menschen Freund.“

Einige Pistolenschüsse machten das Gespräch stokken, und Joseph hatte kaum sein „Jesus Maria!“ gerufen; als auch schon vier Räuber die Reitenden umringten, und mit vorgehaltenen Pistolen Uhren und Börse foderten. Julius sah, daß Gegenwehr hier vergebens sey, und war daher bereit, den Räubern ihre Foderung zu gewähren; als man plötzlich seitwärts Licht sah, und Menschenstimmen hörte. Die Räuber stutzten; Joseph rief unwillkührlich aus vollem Halse Hülfe! und in dem nämlichen Augenblicke standen auch

zwey Personen vor dem Grafen, ein großer Mann, ganz schwarz gekleidet, und in einen schwarzen Mantel gehüllt, und neben diesem ein alter Greis in Mönchstracht, mit einer Blendlaterne.

„Wer da? Was giebts hier?“ rief der schwarze Mann in einem furchtbaren Tone, der den Grafen zittern machte, und zog zwey Doppelpistolen aus seinem Gürtel.

„Schießt ihn nieder!“ schrie einer der Räuber, und zu gleicher Zeit saußten zwey Schüsse um den Kopf des schwarzen Mannes.

„Wagt das nicht noch einmal,“ sagte dieser mit rollenden Augen, und trat näher zu den Räubern, die einen Schritt zurück wichen; „oder ich sende euch zur Hölle. Meine Kugeln treffen besser, wie die euren.“

Kaum hatte er die letzten Worte gesagt, als abermal ein Schuß auf ihn fiel, ohne ihn zu treffen.

„Ihr seyd erbärmliche Schützen,“ fuhr der Schwarze fort; „ich kann besser treffen,“ und schoß eine Pistole unter die Räuber.

„Weh! meine Seite!“ schrie einer der Bande, und fing an zu taumeln.

„Fort!“ rief der unbekannte Mann noch einmal, „oder ich schieße euch alle nieder!“

Die Räuber wurden von Furcht und Angst ergriffen,

fen, sie faßten ihren verwundeten Kameraden an, und zogen sich eilends mit ihm durch die Gebüsche.

„Sie sind frey!“ sagte der schwarze Mann zum Grafen.

„Unbegreiflicher Mann,“ rief der staunende Julius; „wem verdank ich meine Rettung? wer sind sie?“

„Ihr Freund, und mehr, als sie glauben,“ sagte sein Retter, und trat näher zum Grafen, indem er den Hut, der tief in die Augen gedrückt war, abnahm. Die Laterne fiel auf sein Gesicht, und Julius glaubte vom Pferde zu sinken, es war der blaue Mann.

„Guter Gott! auch hier s i e? Müssen s i e es nur immer seyn? Und so unbegreiflich, so wunderbar!

„Ihre Hand, gnädiger Herr! mögen sie glücklich nach Hause kommen, und ein Mann seyn!“

„Was soll dies?“

„Guter, guter Jüngling!“

„Gerechter Gott! was ist ihnen, was wollen sie? Sie sind gerührt, sie scheinen zu weinen!“

„O! gnädiger Herr! — doch, eilen sie nach Hause.“

„Sie erschrecken mich; ist ein Unglück passirt? was machen meine Eltern, mein Vater?“

„Ihm ist wohl, er schläft!“

„Das will ich glauben, es ist jetzt Mitternacht!“

„Graf! es liegt zuweilen ein furchtbarer Sinn in meinen Worten.“ —

Er eilte schnell mit seinem Begleiter seitwärts fort durch die Gebüsche. Der Graf rief ihm zu, und suchte ihn aufzuhalten, aber vergebens; er war verschwunden.

Meine Leser werden sich aus den vorigen Blättern noch erinnern, daß Fürst Adelbert Willens war, mit Albertinen sich zu vermählen. Der festgesetzte Vermählungstag nahte heran, und der frohe Fürst ließ Anstalten zur Abreise machen, denn an Albertinens Hofe sollte das Beylager gefeyert werden. Einige Wochen vor diesem Festtage trat des Morgens schon frühe Graf B * * *, Minister des Fürsten, voller Unruhe ins Kabinet seines Herrn. Der Fürst trat ihm entgegen, und nahm seine Hand.

„Schon so frühe, lieber Graf! Doch, sie erschrecken mich, sie sehn unruhig aus; ist etwas vorgefallen?“

Ja! gnädigster Herr.

„Und was? Was, lieber Minister?“

Bis jetzt nur noch wenig, mein Fürst; aber dies wenige muß uns ein Fingerzeig zu wichtigen Dingen

seyn, den wir nicht außer Acht lassen dürfen. Lesen sie, gnädigster Herr!

Der Fürst las: „Seyn Sie auf Ihrer Huth, Herr Minister! Es regt sich wieder etwas im Lande. Mehr darf ich Ihnen nicht sagen, um zuviel Unglück zu verhüten. Einem Manne, wie Sie sind, wird dies auch schon hinreichend seyn zu weitern Nachforschungen. Möchten Sie den Funken in der Asche ersticken, eh er zur furchtbaren Flamme ausbricht! Mögen Sie glücklich darinn seyn, die Gefahr abzuwenden!“

„Der Brief ist an sie, Graf; aber von wem?“

Das weiß ich nicht. Vor zwey Tagen hat ihn mir mein Bedienter des Abends gebracht. Ein Unbekannter hatt' ihn in meinem Hause an mich abgegeben. Ich muß gestehn, ich habe anfänglich wenig auf den Inhalt desselben Rücksicht genommen, denn ich hielt das ganze für Geschwätz; aber dieser zweyte Brief hat mich besorgter gemacht.

„Noch einen? Zeigen sie her!“

Der Fürst las: „Ich kann Sie jetzt nicht sprechen, und Ihnen auch nicht viel schreiben; nur soviel: wir haben gethan, was wir thun sollten. Aber jetzt lassen Sie uns auch eilen, ehe der Fürst sich vermählt. Ist Albertine erst sein Weib, so ist alles verloren, und vielleicht auf immer. Das große Spiel ist einmal angefangen, jetzt lassen Sie es uns auch enden. Der

Alte hat die Bahn gebrochen, er ist gefallen; Adelbert muß ihm folgen, er muß, und jetzt, jetzt! Also nächstens neue Depeschen!“

Erstaunt sah Adelbert nach Lesung dieser Zeilen den Grafen an. Beyde schwiegen mehrere Minuten stille.

„Was darf ich hievon halten?“ fing endlich der Fürst an; „woher dies Schreiben?“

Sie wissen das tödliche Duell, gnädigster Herr, das zwischen dem Rittmeister * * und dem * * *schen Baron vorgefallen ist. Letzterer ward arretirt, und seine Sachen wurden im Wirthshause, wo er logirte, versiegelt. Gestern wurden sie durchgesehn. Man fand keine Papiere, außer eine Brieftasche mit unbedeutenden Briefen. Ich wunderte mich um so mehr hierüber, da ich glaubte, wir würden wichtige Sachen vorfinden, indem der Baron sich mehrmals sehr ängstlich nach seinen Sachen erkundigt hatte. Schon wollte ich die Brieftasche weglegen, als mein geheimer Sekretair sich dieselbe ausbat. Er untersuchte sie lange, und glaubte endlich eine verborgene Tasche darinn zu bemerken. Da wir keine Oefnung derselben sahn, und doch unsrer Sache ganz gewiß seyn wollten; so ward die ganze Brieftasche zerschnitten, und siehe da, der Secretair hatte sich nicht geirrt. Wir fanden darinn ein geheimes Behältniß mit wenigen Briefen in Chiffreschrift, und diesem versiegelten Zettel. Aufschrift ist leider nicht darauf.

„Und die übrigen Briefe, sind sie entziffert?“

Nein, gnädigster Herr! Sie kennen die Geschicklichkeit des geheimen Secretairs in solchen Dingen; aber diesmal scheitert seine ganze Kunst. Die ganze Nacht hat er darüber gesessen, allein bis jetzt noch keine Silbe herausbringen können, und er zweifelt daran, daß es ihm je damit gelingen wird.

„Das wäre fatal! Und der Baron?"

Ich habe gleich Ordre gegeben, ihn in ein festeres Zimmer zu bringen, und genauer zu bewachen. Er ist äußerst bestürzt geworden, als er seine neue Wohnung betreten hat, und in der Angst hat er gefragt, ob man seine Sachen durchgesehn habe.

„Was ist ihm geantwortet worden?"

Ja! Er ist darauf sehr still und nachdenkend geworden. Aber nun, gnädigster Herr, was glauben sie, daß nun anzufangen sey? wofür halten sie die ganze Sache?

„Chimäre ist es nun wohl nicht; aber was man eigentlich will, das weiß ich nicht. Lieber Graf, es thut meinem Herzen zu wehe, meine Gedanken, die, ohne daß ich sie unterdrücken kann, in mir aufsteigen, ihnen jetzt zu sagen. Aber, mag auch dabey im Spiele seyn, wer will, der Baron muß inquirirt werden, und das strenge und bald; er muß mehr entdecken. Hier im Schlosse soll die Untersuchung geschehn, und nur sie und die beyden Staatsräthe sollen sie führen. Ich will im Nebenzimmer seyn, um alles mit anzuhören; aber

das darf keiner erfahren. Ueberhaupt sorgen sie dahin, daß die größte Verschwiegenheit in allem, was diese ganze Geschichte betrifft, statt finde. Heute Morgen noch mag das Verhör seinen Anfang nehmen, und heute Nachmittag wollen wir zum alten Grafen Tonko. Ich bin lange nicht bey ihm gewesen, und will ihn heute überraschen. Er ist in Diensten des Staats grau geworden, ist mein guter Freund, und wir wollen mit ihm zusammen der ganzen Sache weiter nachdenken."

Sie wissen, gnädigster Herr, wie sehr ich den Grafen schätze, und um so lieber ist mir daher ihr Befehl; er stimmt ganz mit meinen Wünschen überein.

„Davon bin ich überzeugt. Doch, reden sie jetzt mit den Staatsräthen. Wir kennen sie, und deshalb dürfen sie gerade zu mit ihnen sprechen. Und dann, daß der Baron hergebracht werde; aber ohne Aufsehn, das versteht sich!" — —

Mit schwerem Herzen ritt Julius weiter. Das sonderbare Benehmen des blauen Mannes, seine räthselhaften Antworten, dies alles versetzte den Graf in die tödlichste Unruhe. Es trieb ihn fort zum väterlichen Schlosse, er gab seinem Pferde die Sporen, und jagte so rasch, daß Joseph kaum folgen konnte. Ein unwillkührliches, heftiges Zittern überfiel ihn, als er durch das Schloßthor ritt. Er blickte auf zu dem Zimmer seines Vaters; es war noch Licht da. Es wird das Nachtlicht seyn, sagte Julius leise zu sich selbst; und so kann er doch wohl schlafen. Leise schlich der Graf die Treppen hinan, und gieng zu dem Zimmer seines Vaters. Er öffnete behende die Thüre desselben und trat hinein. Das Nachtlicht brannte, eine Todtenstille war ringsum. Die Thüre zum Schlafcabinet seines Vaters stand offen, Julius steckte eine auf dem Tische stehende Wachskerze an, und schlich auf den Zehen zu dem Bette seines Vaters. Aengstlich und in der erwartungsvollsten Spannung stand der Graf hier, und lauschte auf die Athemzüge

seines Vaters. Er hörte nichts. Er trat endlich näher zum Bette, und kaum vermochte er vor Zittern die Gardine zurückzuschieben. Er blickte hin, und stürtzte in dem nemlichen Augenblicke, wie vom Schlage gerührt, rücklings zu Boden; denn ach! sein Vater lag bleich und entseelt auf einer leinenen Decke! —

Joseph erfuhr schon auf dem Schloßhofe vom Kutscher den Tod des alten Grafen. Schnell eilte er Julius nach, um zu verhüten, daß dieser nicht unvorbereitet die Schreckensnachricht erhalte. Eine Kammerfrau der Gräfinn kam ihm entgegen. „Wo ist der gnädige Herr?“ rief sie ihm zu. — “ Hier im Schlosse.“ — „Wo, wo? Weiß er schon?“ — Ludwig und Maria kamen bey diesen Fragen aus dem Zimmer der Gräfinn.“ Ist er hier? fragte Ludwig.

„Ja, gnädiger Herr! Er ist vor mir die Treppe herauf gegangen, ich glaube in sein Zimmer. Noch weiß er von nichts.“

Ludwig eilte fort mit Maria zu ihren Zimmern.

Sie waren dunkel und leer. Ueberall suchten sie den Grafen, riefen laut seinen Namen; aber vergebens. Keiner der Bedienten hatte ihn gesehn. „Und er wußte nichts von dem Tode seines Vaters?“ fragte Ludwig noch einmal Joseph.

„Bestimmtes nichts, gnädiger Herr; aber er ahnete es; je näher wir dem Schlosse kamen, je unruhiger ward er, und deshalb eilte er auch wohl so schnell die Treppen hinauf.“

Guter Gott! er mag doch nicht —“ rief Ludwig, und blickte hin nach dem Gange, der zu dem Zimmer des alten Grafen führte. Maria verstand den Blick des Grafen, und eilte schnell voran ins Zimmer des Entseelten. Er rief Julius Namen, ohne Antwort zu erhalten. Er trat ahndungsvoll ins Schlafzimmer, und hier sah er das furchtbare Schauspiel, sah den kindlichen Jüngling einer Leiche gleich zu den Füßen des verblichenen Vaters liegen. „O! o!“ rief Maria mit dem schmerzlichsten Tone, einige Critte zurückbebend, „das ist zu viel! Gott, Gott!“ —

Man schaffte den Ohnmächtigen fort, und brachte ihn in sein Zimmer. Vergeblich waren alle Mittel, die man anwandte ihn wieder ins Leben zu bringen, und Maria ließ sogleich nach dem Arzte reiten. Am Morgen erst erholte der Graf sich wieder; aber er lag in dem heftigsten Fieberparoxismus, und kannte keinen der Umstehenden. Der Arzt war besorgt für sein Leben. Seine gute Natur siegte jedoch bald, und er kam ganz wieder zu sich; aber ach! nun sollte er seinen Schmerz erst ganz fühlen.

„Mein Vater, mein guter Vater!“ das war das einzige, was er zu reden vermochte, und die kindlichsten Thränen stürtzten über seine bleichen Wangen herab. —

Gleich am andern Tage nach Julius Abreise hatte sein Vater an zu kränkeln gefangen; jedoch ahnete keiner hiebey Gefahr. An dem Tage aber, als

Julius von C . . . zurück eilte, ward der alte Graf auffallend kränker, und der Arzt gab endlich alle Hoffnung auf. Wenige Stunden vor der Zurückkunft seines Sohnes, nachdem der kranke Vater sich schmerzlich sehnte, starb er in den Armen seiner Gattin, seines Neffen und Maria's. Den Schmerz dieser Personen, vorzüglich der Gräfinn, zu schildern, würde ich vergebens nach Worten mich umsehn. Standhaft hatte sie bey dem Lager des Gatten ausgehalten, keinen Schlaf, keine Erquickung geachtet; jetzt da er todt war, sank sie selbst, aus Uebermaaß von Anstrengung und Schmerz erschöpft, aufs Lager; und erst nach mehreren Wochen, als die wohlthätige Zeit durch ihren lindernden Balsam die blutenden Wunden gestillt hatte, war sie wieder im Stande das Bette zu verlassen. —

Am Nachmittage noch, als Julius den Tod seines Vaters erfuhr, kam Adelbert mit seinem Minister nach dem Schlosse des Grafen gefahren. Keiner von beyden wußte den Tod des biedern Greißes; der heftigste Schreck lähmte daher ihre Glieder, wie sie die Schreckensnachricht erhielten. „Führen sie mich zu ihm, wenn es sie nicht zu sehr angreift;“ sagte der Fürst zu Julius und ergriff seine Hand; „ich möchte ihn gerne noch einmal sehn.“ Julius gehorchte. Im dumpfen Schweigen versunken, und mit gefaltenen Händen stand der Fürst da bey der Leiche seines biedern Rathgebers; er wollte seine Thränen zurückhalten, aber er vermochte es nicht länger

und sie stürzten jetzt desto heftiger hervor. „O! mein Fürst, „rief Julius,“ wenn auch sie weinen, warum sollte ich meine Thränen zurück halten, warum sollte ich mich ihrer schämen?“

Er stürzte nieder bey der kalten Hülle, und benetzte sie mit den kindlichsten Thränen. Der Fürst richtete ihn wieder auf. „Sie haben viel verlohren, aber auch ich; wir beyde. Doch lassen sie uns Männer seyn; was könnte der Mann nicht ertragen! Thatenlose Klagen und weinende Verzweiflung ist das Eigenthum der schwachen Seele; sie, Graf, müssen für mehr geschaffen seyn, als Thränen. Ihr Vater war mein guter treuer Freund; er ist dahin, lassen sie diese Freundschaft, diese Treue für seinen Fürsten auf seinen Sohn vererbt seyn. Ich kenne sie, Graf; sie sind zwar noch jung, aber ihr guter Vater hat ihnen Grundsätze eingeprägt, die manchem Greise mangeln. Kommen sie also zu mir, an meinen Hof, sie sollen sich selbst ihren Dienst wählen.“

„Ihr Befehl, gnädigster Herr! —

„Nein, Befehl soll es nicht seyn; wenn sie's nicht gerne, nicht freywillig thun wollen; so — —

„Meinem Fürsten und Vaterlande Leben und Dienst zu weihen, gelobte ich schon längst meinem Vater; und hier wiederhohle ich es ihnen noch einmal bey seiner Leiche. Was ich habe, was ich weniges vermag, es steht zu ihren Diensten, mein Fürst!“

„Wohl gesprochen, guter Jüngling! O! sie werden mir den verlohrnen Greis schön ersetzen; seine Tugenden sind auf sie vererbt. Wäre ihre Mutter nicht da, ich würde sie bitten gleich mit mir zu kommen; aber so befiehlt die kindliche Liebe, der Kranken zu warten, sie zu trösten. Doch, lassen sie uns wegeilen von dieser schmerzlichen Stelle; der Anblick dieser entseelten Hülle ist zu furchtbar für mich. Ach! warum mußte er jetzt dahin, jetzt, wo sein Vaterland, sein Fürst seiner so sehr bedurfte! O! Graf, ich, das Vaterland, haben mehr verlohren, als sie. Kommen sie!“

Der gerührte Fürst ergriff noch einmal die kalte Hand seines treuen Dieners; sein in Thränen schwimmendes Auge blickte gen Himmel, und rasch verließ er das Zimmer. . . . .

Der ***sche Baron ward, wie der Fürst befohlen hatte, nach dem Schlosse gebracht, und hier inquirirt. Der Minister fragte ihn: ob er nicht Wissenschaft von einer Verschwörung gegen den Staat habe, und sah ihn dabey scharf an; der Baron verzog jedoch dabey keine Miene, und sagte ganz kalt nein! „Läugnen sie nicht länger," fuhr der Minister fort, „wir wissen schon alles; ihre Brieftasche hat uns zuerst auf die Spur eines schrecklichen Komplotts gebracht; die Briefe sind entziffert." — Jetzt wurde der Baron plötzlich bleich; er brauchte mehrere Minuten, um sich wieder zu besinnen, und sagte endlich stotternd: „meine Brieftasche enthält gleichgültige Dinge, und keine Chiffreschrift, wenigstens weiß ich nichts davon, ich habe nie welche darin gefunden."

„Was helfen diese Ausflüchte? So versteckt auch das geheime Behältniß war, wir haben es doch entdeckt; die Papiere sind in unsern Händen."

„Sie setzen mich in Erstaunen," fuhr der Baron gefaßter fort; „ich habe nie gewußt, daß diese Brieftasche ein geheimes Behältniß habe. Ich besitze sie erst seit wenigen Wochen, und habe sie von einem Offizier, der im Bade zu P. mit mir auf einem Zimmer logierte, und sie dort vergessen hatte."

Der Minister that noch verschiedene Fragen an den Baron, er bot alles auf, um ihn zum Geständniß zu bewegen; aber vergebens. Man mußte ihn endlich wieder abführen; er blieb jedoch in engem Gewahrsam, und niemanden wurde der Zutritt zu ihm erlaubt.

Die beyden folgenden Tage ward der Baron wieder verhört, allein er gestand auch jetzt nichts. Es wurde jedoch nun aus dem Verfolg der Geschichte immer wahrscheinlicher, daß der Baron nichts entdecken wolle, und daß alle seine Aussagen erdichtet wären. Er war deshalb, auf Befehl des Fürsten, in noch engeren Gewahrsam gebracht worden, und man drohte ihm mit Wasser und Brod und mit dem fürchterlichsten Gefängniß, wenn er nicht gestehn wolle. Allein der Baron mochte diese Drohung nicht für Ernst nehmen, wenigstens zeigte er keine Lust, sich dadurch zum Bekenntniß bewegen zu lassen. Man benachrichtete den Fürsten dies. „Nun so soll er fühlen, und sehn, daß ich Wort halte," rief der Fürst aus. Man führte den Baron noch einmal wieder aufs Schloß; der Fürst war jetzt selbst bey der Untersuchung zugegen, und bot alles auf, den Baron zum Geständniß

zu bewegen. „Bekennen sie jetzt freywillig,“ sagte er endlich zu letzterem, „so sollen sie so milde bestraft werden, wie nur immer möglich; ja ich will sie ganz begnadigen, wenn es nur irgend in meinen Kräften steht“ — Der Baron kämpfte mehrere Minuten sichtbarlich mit sich selber; endlich sagte er rasch: nein, gnädigster Herr! ich habe nichts zu bekennen, ich kann nichts bekennen, ich weiß nichts!“ — „Gut!“ sagte der Fürst unwillig und mit ungewöhnlicher Hitze; „noch vier und zwanzig Stunden mögen sie Zeit haben; bleiben sie dann noch bey diesem hartnäckigen Läugnen, so erhalten sie ein andres Logies, und Wasser und Brod so lange bis sie bekennen. Wollen sie sich nicht biegen lassen, so mögen sie brechen!“ —

Am Morgen darauf wenige Stunden vor Ablauf des, vom Fürsten festgesetzten Termins kam der Aufwärter des Barons ins Haus des Ministers, und verlangte vorgelassen zu werden. Er sagte dem Grafen: daß er so eben vom Baron komme, daß dieser mit dem Tode ringe, und sehnlichst verlange, den Minister gleich zu sprechen, um ihm wichtige Dinge zu entdecken. Letzterer säumte nicht lange, er nahm den geheimen Secretair mit, und befahl auch, den Stadtphysikus sogleich zu dem Kranken rufen zu lassen.

Heftig schauderte der Minister zusammen, wie er zu dem Baron trat, und ihn als das furchtbarste Bild des herannahenden Todes, bleich und entstellt

auf

auf dem Lager liegen sah. Er streckte schwach seine Hand gegen den Minister aus, und winkte ihn näher. „Ich habe Gift bekommen,“ sagte er matt, „ich muß sterben.“

„Gift? von wem?“

„Hier, lesen sie, aber schnell!“ — Er gab dem Minister einen kleinen Zettel; folgendes stand darauf: „Der Fürst hat Ihnen mit Wasser und Brod, und einem engeren Gefängnisse gedroht, wenn sie nicht binnen vier und zwanzig Stunden alles bekennen, und Sie verlangen daher von uns, daß wir sie noch vor Ablauf dieses Termins befreyen sollen, es koste, was es wolle, Ihr Wunsch soll erfüllt werden; verlassen Sie sich darauf. Sie sind nach vier und zwanzig Stunden frey, ganz gewiß frey; bis dahin gedulden Sie sich nur noch!“

„Von wem ist dieser Zettel, und wie hängt er mit dem Gifte zusammen, das sie bekommen haben?“ fragte der Minister.

„Ich bin schrecklich betrogen worden, man hat einen fürchterlichen Sinn in jene Worte gelegt; der Tod sollte mich frey machen, und aus diesem Kerker erlösen: so verstanden es meine Mörder. Die Flasche Wein, die ich gestern Abend erhalten habe, enthält das schrecklichste Gift.“

Kaum hatte er die letzten Worte gesprochen, als er die fürchterlichsten Konvulsionen bekam. Der Stadtphysikus trat ins Gefängniß. Er wandte alle mögliche Mittel an, jedoch vergebens, und er

erklärte dem Minister, daß der Baron nur noch höchstens zwey Stunden leben würde. „So wenden sie wenigstens alles an, „sagte der Minister,“ um ihm die Schmerzen zu erleichtern, damit er reden kann, denn er hat noch wichtige Geheimnisse im Busen.“

Der Arzt that sein möglichstes; aber das Gift war zu stark, und alle Mittel fruchteten wenig. Der Minister ließ alle heraus gehn aus dem Zimmer, und jetzt rief er dem Kranken zu: „bekennen sie, wir sind allein!“ — Mit fürchterlicher Anstrengung brachte der Baron endlich heraus: „es ist eine Verschwörung gegen den Fürsten.“

„Von wem?“

„Von den Jesuiten — und vielen — Edelleuten. Der Bruder — des Fürsten weiß darum.“

„Gerechter Gott! sollte man glauben, daß es möglich wäre!

„Der Graf — Tonko — ist vergiftet; — sein Hofmeister — Maria, — der blaue — Mann —, sie wollen die — jungen Grafen — auch — —“

Neuere und heftigere Konvulsionen hemmten seine fernere Sprache. Er sah den Baron starr an, und deutete stets mit der Hand auf seine Brust.

„Retten sie den Fürsten, „rief er endlich mit aller Anstrengung seiner Kräfte;“ bald, — bald; — der blaue — Mann — gefangen“ — —

Weiter konnte der Baron nicht reden. Nach wenigen Minuten war er verschieden. Der Minister ließ sich sogleich von allen Anwesenden im Namen des Fürsten das tiefste Stillschweigen über alles gesehne und gehörte angeloben, und eilte dann fort zu seinem Fürsten, um diesem die wichtigen Worte des Verstorbenen mitzutheilen.

Julius Schmerz über den Verlust seines Vaters ward allmählig sanfter und ruhiger. Vorzüglich war es Maria, der durch seine herzlichen Tröstungen viel zu der wiederkehrenden Ruhe des Grafen beytrug. Er klagte nicht mehr laut über den geliebten Verlust, sein Auge war nicht mehr stets voll Thränen; nein! sein Schmerz war inniger geworden, hatte sich mehr in die geheimste Tiefe seines Herzens gesenkt, und nagte hier noch in manchen Stunden, zwar heimlich, aber desto furchtbarer, am Herzen des fühlenden Jünglings. Maria merkte dies, und er suchte auch dem vorzubeugen, und durch Zerstreuungen und vernünftige Gründe Julius ganz zu heilen. —

An einem Abende, es war den Tag darauf, als der Baron im Gefängniß verschieden war, gieng Julius ins Feld, um in der freyen Natur allein und ungestört dem Andenken seines Vaters einige Stunden zu weihen. Er kam zu einem kleinen, sanften Hügel, und warf sich hier nieder. Die Sonne gieng gerade

unter, und ihre letzten, scheidenden Strahlen vergoldeten noch den stillen Himmel. Julius saß da im tiefen Anschaun dieses herrlichen Naturschauspiels verlohren, und seine Blicke staunten unverwandt den rothen Himmel an. Das Beben seines Busens, und leise Seufzer, die sich unvermerkt aus seinem Herzen stahlen, verriethen die mächtigen Gefühle seines Innern. Der letzte Sonnenstrahl schwand endlich, und eine Thräne trat ins Auge des Jünglings. Er streckte beyde Arme weit aus, der untergegangenen Sonne nach, und rief mit schmerzlichen Tone aus: „Vater! Vater! dahin, dahin!“ — „das ist er!“ rief eine Stimme mit sanfter Rührung hinter ihm. Der Graf blickte erschrocken um; es war der Unbekannte. Julius wollte aufspringen, der Unbekannte hielt ihn zurück. „Nicht doch, bleiben sie sitzen, Graf! verkennen sie mich nicht. O! wenn sie wüßten! Schon seit einer Viertelstunde habe ich ihnen zugesehn. Ich ehre ihren Schmerz, er ist mir heilig. Ja, Graf, ich kannte ihren Vater, und sein Tod verdiente die schöne Vergleichung mit der untergehenden Sonne, die der Sohn heute ihm brachte. Sie haben recht; so schön wie diese sinkende Sonne, deren letzte, lächelnde Strahlen die feyernde Schöpfung rötheten, so schön war sein Tod. O! eine solche Vergleichung will alles sagen! so kann man nicht von allen reden, das verdienen nur wenige, Ihr Vater war einer der wenigen, und sie können stolz darauf seyn, sein Sohn zu heißen!“

„Ach! wenn er noch lebte, wenn er noch — —

„Nein, Graf, so dürfen sie nicht reden, nicht diesen Ton! Ihm ist wohl, er genießt den schönen Lohn seiner Thaten. O! gönnen sie ihm den Wohnsitz des ewigen Friedens, klagen sie nicht um seinen Verlust.“

„Kalter Mann, er war mein Vater!“

„Das war er, und er soll, er muß ihnen über Alles lieb seyn. Aber zeigen sie sich auch als seinen Sohn, als seinen würdigen Sohn. Fühlen sie ihren schmerzlichen Verlust, denn sie haben ein Herz; aber lassen sie das edlere Feuer ihres Geistes auch mächtig genug seyn, diesen Schmerz zu besiegen: fühlen sie und handeln sie! Das würde ihr guter Vater, wenn sein seliger Blick auf uns Sterbliche herab schaute, ungern sehn, wenn sein Sohn sich von dem Schmerze des väterlichen Verlustes zu sehr hinreißen ließe, wenn er diesen fressenden Wurm, der seine schönsten Blüthen zerstört, anstatt zu tödten, nährte; wenn er in dumpfen, unthätigen Schmerz hinsinken wollte. Nur den Schwachen drücken bittre Widerwärtigkeiten zu Boden, und lähmen die Schwingen seines Geistes; der standhafte Mann kämpft leicht mit ihnen; er kämpft und siegt. Seyn auch sie dieser standhafte Mann; ehren sie das Andenken ihres Vaters, bedauern sie seinen Verlust: aber herrschen sie über den Schmerz, lassen sie sich nicht von ihm beherrschen, und den thätigen Geist des Mannes zum handeln durch ihn unterdrücken.“

„O! sagen läßt sich das alles sehr schön; aber wenn sie — —

„Ich weiß, was sie sagen wollen,“ fiel der Unbekannte ein, und legte die Hand aufs Herz. „Graf, ich bin keiner von denen, die mit dem Munde Tugenden predigen, und durch ihre Werke sich selbst aufs schändlichste Lügen strafen. O! sie kennen dies Herz nicht, sie wissen nicht, was es gelitten hat. Ach! ich habe mehr verlohren, als einen Vater. Ich habe es gelernt in der Schule des bittersten Unglücks, was der Mensch ertragen könne, wenn er nur wolle. Ja, mein Graf! das Unglück hat auf mich eingestürmt, daß ich mich in die furchtbaren Arme der Verzweiflung hätte werfen mögen. Aber ich that es nicht, und ich fand am Ende, daß es warlich leicht sey, jeden Schmerz, jede Widerwärtigkeit des Lebens zu besiegen. O! nur den ersten, festen Schritt deshalb gethan, und die andern folgen gewiß nach. Haben wir den ersten, ernsten Versuch gewagt zum Kampfe gegen den Schmerz, gegen das Unglück, gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens, die uns niederdrücken wollen; o! dann wohl uns. Leichter wird da das minder chwerere besiegt, wo das Schwerste überwunden ist; und der Anfang ist bey solchen Dingen bekanntlich das Schwerste.“

„Ich fühl es, sie mögen recht haben. Auch Maria hat mir das schon gesagt, und ich will auch meinen Schmerz besiegen, ich will mich nicht zu sehr hinreißen lassen. Ach! jede Klage, jede Sehnsucht ist

ja doch vergebens, ersetzt ja doch den theuren Verlust nicht wieder! Nur jetzt kann ich mich noch so ganz nicht finden, ich bin so wenig Philosoph bey solchen Dingen; aber die Zeit wird vielleicht die blutende Wunde am besten heilen."

„Das wird sie, sie wird die thätigste Helferinn bey ihren Vorsätzen seyn, sie wird das Herbe ihres Schmerzes verwischen, und auf die sanfteste Art mildern."

„Ich will es hoffen, ich will es wünschen. — Aber —"

„Was verlangen sie, Graf; warum sehn sie mich so starr an? Reden sie!"

„Ich sollte zwar eigentlich schweigen, ich wollte sie meiden, nie mit ihnen wieder reden; doch ihr heutiges Gespräch, ihr herzlicher Ton, worinn sie von meinem Vater redeten, hat mich ausgesöhnt mit ihnen. Ich kann es nicht glauben, nein! nein! es war keine Verstellung; nicht wahr, ihr Herz sprach?"

„Gnädiger Herr! diese Frage — —

„Sie soll sie nicht beleidigen. Sagen sie mir lieber, nicht wahr sie wußten den Tod meines Vaters eher, als ich?"

„Ja!"

„Ach! und das meinten sie mit dem schlafen, wie ich sie im Walde traf; nicht wahr?"

„Ja, Graf! Ich konnte nicht schweigen, ich durfte nicht schweigen; mein Herz hätte zerspringen müssen. Ich wollte sie vorbereiten.“

„Woher wußten sie seinen Tod?“,

„O! gnädigster Herr!“

(dringender) „Woher wußten sie seinen Tod? Weichen sie meiner Frage nicht aus, reden sie gerade zu.“

„Ich hatte es erfahren durch meinen Bedienten.“

„Aber wie kamen sie bald darauf in den Wald; und die Räuber, was hatt' es damit für eine Bewandniß; und der alte Mönch mit der Laterne, wer war der?“

„Die Räuber, Herr Graf, wollte sie plündern, und ohne meine Dazwischenkunft hätten sie es auch gethan, das betheure ich ihnen hier. Aber von dem übrigen lassen sie mich schweigen. Ich habe es ihnen schon mehrmal gesagt, ich redete in solcher Hinsicht gerne, gewiß recht gerne mit ihnen. Gott ist mein Zeuge, es thut mir recht sehr leid, daß ich nicht alle ihre Fragen beantworten darf; aber, aber, — o! Graf ich bin ein guter Mensch, ich liebe die Tugend, ich liebe die Menschheit; glauben sie mir das zu, hegen sie kein Mißtrauen gegen mich. Nur erlassen sie es mir jetzt, zu antworten; ich kann nicht, ich kann nicht! Ich wiederhole es ihnen hier noch einmal bey allem, was mir nur heilig seyn kann, sie sollen alles erfahren, und wäre nie die Wahrheit aus meinen

Munde gegangen, diesen Schwur will ich ihnen doch halten.“

„Gewiß?“

„Ja, mein Graf! bey der ernsten Zukunft des Jenseits, gewiß! Und nun, es wird schon spät, ich muß fort Leben sie wohl, bis auf Wiedersehn. Der Himmel tröste sie, und senke Friede und Ruhe in ihre Brust, dies ist jetzt mein einziger Wunsch. Noch einmal, leben sie wohl, und verkennen sie mich nicht!“

Er eilte fort. Mehrere Minuten sah der Graf ihm nach, bis er seinen Blicken entschwunden war. Er streckte beyde Arme jetzt weit aus, und rief: „O! Josephine, Josephine, du scheinst doch recht zu haben! Nein! er kann nicht schlecht seyn!“ . . . .

Zwey Tage nach diesem Abendgespräche des Grafen mit dem Unbekannten, überraschte der Fürst mit seinem Minister ersteren. Nachdem sie einige Erfrischungen zu sich genommen hatten, so ließ der Fürst sich vom Grafen in den Garten führen; der Minister blieb mit Ludwig und Maria im Zimmer der Gräfinn.

Im Garten ergriff der Fürst die Hand des Grafen. "Ich bin heute in einer wichtigen Sache hier, Graf, und ich muß sie darauf vorbereiten. Führen sie mich zu einer Laube, wo wir sicher vor Lauschern sind." — Julius brachte erstaunt den Fürsten zu einer abgelegnen, dichten Laube; hier ließen sie sich nieder. Der Fürst fuhr nach einer kleinen Pause fort: „Was halten sie von ihrem Hofmeister, Maria, Herr Graf?"

„Von meinem Hofmeister?" fragte Julius voller Verwunderung. „Ich weiß nicht, gnädiger Herr, wie sie zu dieser Frage kommen" — —

„Das sollen sie schon weiter hören, beantworten sie nur erst meine Frage.“

„Ich schätze, ich liebe ihn sehr; ich halte ihn für einen vortrefflichen Mann.“

„Gut! aber noch eine Frage: kennen sie einen Mann in ihrer Nähe, dem die umliegende Gegend den Namen des blauen Mannes gegeben hat?“

„Ja!“ antwortete Julius nach einer kleinen Pause etwas gezogen; „ich habe ihn oft gesprochen.“

„Nun und was halten sie von diesem Manne?“

„Gnädigster Herr! darüber kann ich kein Urtheil fällen, dieser Mann ist mir zu räthselhaft. Bald habe ich ihn für einen guten Menschen gehalten; bald zweifelte ich wieder daran. Soviel glaube ich, der Mann muß Pläne haben, vielleicht wichtige; aber was er will, das — —“

„Das werden wir bald ganz erfahren,“ fiel der Fürst ein. „Ja, Graf, der Mann hat Pläne, und für mich und mein Land sehr verderbliche. Er ist diese Nacht gefangen genommen worden, nebst seinen Bedienten. Alles im Hause ist versiegelt und mit Wache besetzt.“

„Gütiger Himmel! welch eine Nachricht! Aber warum das, wie wußte man, wie — —

„Sie sollen das Nähere erfahren, Graf, denn sie sind mehr bey der Sache interessirt, als sie glauben, als ihr gutes Herz je ahnen kann. O! ich kann jetzt nicht davon reden; nein! nein! Ich muß ihnen noch etwas anders sagen, was sie mehr interessiren,

was sie gewiß noch mehr in Erstaunen setzen wird. Doch dort kommt der Minister schon; sie mögen also alles sehn, folgen sie mir. Nur beherrschen sie sich, so viel sie können; scheinen sie nichts mehr als der bloße Zuschauer, so unerhört ihnen auch alles seyn mag. Glauben sie mir auf mein fürstliches Wort, den Schritt, den ich jetzt thun werde, begehe ich nicht ohne die wichtigsten, ohne die triftigsten Gründe. Haben sie bey allem, was sie bemerken werden, den Gedanken vor Augen: ich bin schrecklich betrogen worden, ich habe eine Schlange in meinem Busen gewärmt. Darum bitte ich sie. Wir wollen hernach schon weiter reden; jetzt lassen sie uns gehn."

Der Fürst stand auf und ergriff die Hand des erstaunten Julius, der vergebens sich in Gedanken bemühte, die Worte seines Fürsten zu enträthseln. „Der Graf ist vorbereitet," rief der Fürst dem Minister entgegen; „ist übrigens alles in Bereitschaft?"

„Ja, gnädigster Herr!"

„Nun dann, wo mag Maria seyn?" fuhr der Fürst zum Grafen fort.

„Wenn ich nicht irre, so sah ich ihn vorher am Fenster in seinem Zimmer; er wird also wohl dort seyn."

„Führen sie uns zu ihm."

„Mein Fürst," sagte Julius ängstlich; „sie machen mich noch mehr, als neugierig. Um Gotteswillen was soll geschehn, was wollen sie von meinem alten Freunde?"

„Wenn nur ein Funken von der Liebe ihres Vaters zu mir, zu seinem und ihrem Vaterlande auf sie vererbt ist, wenn sie es treu mit ihrem Fürsten meinen; o! so fragen sie jetzt nicht, so führen sie mich zu Maria. Die Zeit ist kostbar, jede Minute längeren Zögerns bringt vielleicht unersetzlichen Verlust. Sie sollen ja alles erfahren, nur kommen sie jetzt.“

Er zog den Grafen vorwärts. Sie kamen nach Maria's Zimmer. Dieser saß am Pulte und schrieb. Wie er die Eintretenden erblickte, sprang er bestürzt auf, warf das Pult zu und schien außer Fassung.

„Sie werden so gut seyn,“ sagte der Fürst mit ernster Miene, „diesem Manne, (er zeigte auf einen Rittmeister aus seinem Gefolge) sogleich in die Stadt zu folgen; die Kutsche erwartet sie schon unten.“

„Warum, euer Durchlaucht? stammelte Maria;“ was will man von mir?“

„Hier ist der Ort nicht, darüber zu reden, machen sie sich lieber bereit.“

„Mein Gewissen erlaubt es mir, hinzugehn, wohin man will. Ich bitte mir jedoch eine halbe Stunde Zeit aus, meine Sachen in Ordnung zu bringen.“

„Keine Minute wird ihnen gegeben; was sie bedürfen, werden sie erhalten. Ihr Zimmer wird versiegelt, und nur von denen wieder geöffnet werden, die von mir den Auftrag dazu erhalten werden. — Herr Rittmeister, führen sie den Mann fort.“

„Gerechter Gott, welch eine Behandlung!“ rief Maria weinend. „Ach! und in diesem Schlosse muß mir dieselbe wiederfahren! O! mein verblichener Wohlthäter, wenn du noch lebtest, nie würdest du es zugeben, daß man deinen alten, treuen Diener so behandelt; und dein Sohn steht gelassen dabey! Graf, Graf, das hab ich nicht verdient!“

Der gerührte gutherzige Julius trat näher, und ergriff Maria's Hand. „Freund meines Vaters, und mein guter Lehrer, nein! man soll — —

„Bat ich sie nicht darum, Graf, sie möchten nicht der Aufwallung ihres Herzens folgen?“ fiel der Fürst ein, und trat zwischen beyde. „Und sie, fuhr er mit verachtendem Unwillen zu Maria fort,“ sie haben noch die Stirne, ohne vor Schaam und Reue niederzusinken, den Namen jenes edlen Greises auszusprechen? Fort, abscheulicher Bösewicht, ihr zwingt mich sonst noch, hier zu sagen, was ich lieber ewig verschweigen möchte. Fort mit ihm, Herr Rittmeister!“ —

Der bleiche Maria ward schnell vom Rittmeister weggeführt. Julius streckte beyde Arme aus, und machte eine Bewegung, als wenn er ihm nacheilen wollte. Der Fürst ergriff seine Hand. „Nehmen sie hier mein fürstliches Ehrenwort, daß ich vollkommen überzeugt bin, der Mensch verdient diese Behandlung.“

„O! mein Fürst, aber können sie sich nicht irren? Und verzeihen sie, ich muß, ich muß es glauben, daß

sie sich irren. Gerechter Gott! Maria ein Bösewicht? O! wo sollte dann meine Glaube an die Menschheit bleiben! Hätte dieser Mann so schrecklich täuschen können, dann, dann" — —

„Graf, sie führen hier die Sprache des Verzweifelnden, und warlich mit Unrecht. Dieser Maria ist Mönch, und was noch mehr sagt, er ist Jesuit, er gehört zu einer Verbindung von Menschen, die von jeher aufs furchtbarste betrogen und getäuscht haben, denen der Zweck jedes Mittel heiligte. Und weil einem solchen Menschen endlich die Larve abgerissen wird, darum wollten sie den schönen Glauben an die Menschheit hingeben? Ist denn diese Erfahrung so bitter? Sie hat ja kein Bruder, kein Blut von ihrem Blute so schrecklich betrogen; bleiben sie daher fest im Glauben ans Gute, ich bin es ja auch, Graf!"

„Aber, was soll er gethan haben, gnädigster Herr? Maria ist keiner von jenen Jesuiten — —

„Ja, ja, er ist einer davon. Aber nicht jetzt wollen wir davon reden, nicht heute. Ach! die Zeit wird bald kommen, wo Dinge werden zur Sprache kommen, die mein Herz nie hören möchte. Lassen sie uns fortgehn aus diesem Zimmer; der Geist jenes gefährlichen Menschen scheint mich hier zu umwehen. Kommen sie zu ihrer Mutter. Sie darf jetzt noch nichts von dem vorgefallenen wissen, das sehn sie selbst ein; lassen sie

uns

uns deshalb Anstalten treffen. Auch ihr Vetter wird uns mit Fragen bestürmen."

Sie eilten fort. Der Minister versiegelte auf Befehl des Fürsten selbst das Zimmer, Ludwig kam darüber zu. „Wissen sie schon?" fragte der Fürst.

"Das er abgeführt ist? Ja, gnädigster Herr; aber die Ursache —"

„Heute ist die Zeit nicht dazu, Graf; ich habe das ihrem Vetter eben auch gesagt. Wir werden vieles darüber sprechen müssen."

„O! meine Ahndungen!" rief Ludwig. „War mein Mißtrauen doch nicht ungegründet! Steht er mit dem blauen Manne in Verbindung?

„In der engsten!" rief der Fürst.

„Dacht' ich's doch!"

„Wie, du hast gewußt?" rief Julius.

„Nur Vermuthungen gehabt."

„Darf man die Ursache wissen?" fragte der Fürst.

Ludwig erzählte im kurzen den Vorfall von jenem Abend, wo er Maria im Freyen überrascht hatte,

und seinen Besuch mit letzterem beym blauen Manne.

„Ein schönes Possenspiel!“ rief der Fürst aus. „Doch wir werden hierüber noch mehreres erfahren; lassen sie uns jetzt nur zur Gräfinn gehn.“

Die Zeit naht heran, meine Leser, wo der festge=schlungne Knoten, den bübische List und Ränke schürz=ten, sich lösen wird. Die Masquen fallen ab, worin das Laster sich hüllte, um die Tugend zu täuschen, und jeder wird da stehn, wie er war, nicht wie er schien.

Wir wollen zurückkehren in dieser Geschichte, und dasjenige, was der Fürst dem Grafen nur angedeutet hatte von der Gefangenschaft des blauen Mannes, hier etwas genauer nachholen.

Bruchstücke waren es nur, wie meine Leser wissen, einzelne abgerißne Worte, welche der sterbende Baron dem Minister mittheilte; aber es waren fürchterlich be=deutende Worte, Worte, die den blutigsten, den gefähr=lichsten Sinn enthielten.

Wie sehr der Fürst bey seinem guten, menschen=freundlichen Charakter erschrecken mußte, als er vom Minister die letzten Worte des Vergifteten erfuhr, kann

man sich leicht vorstellen. Sein Herz blutete, wie er die Nachricht von dem Morde des Grafen, von der Verschwörung erhielt, wobey sein eigner, leiblicher Bruder an der Spitze stehen sollte. Jedoch die Gefahr, worinn der Staat schwebte, mußte ihm jetzt über alles gehn. In der größten Stille wurden die sichersten Anstalten getroffen, um dem Unglücke vorzubeugen, und die ganze Verschwörung in der Geburt zu ersticken.

Nicht lange nach dem Tode des Barons ließ der Fürst den blauen Mann gefangen nehmen, weil er, nach der Aussage des Sterbenden zu schließen, als das vorzüglichste Haupt der ganzen Verschwörung mußte angesehen werden. Es war mitten in der Nacht, als ein Rittmeister, auf dessen Treue und Klugheit der Fürst bauen konnte, mit acht Husaren nach der Wohnung des Unbekannten ritt, und diesen aus dem Schlafe schreckte. Erstaunt sah er den Rittmeister und seine Untergebenen, mit gezognen Hiebern vor ihm stehend, an.

„Auf Befehl des Fürsten,“ sprach der Rittmeister ernst, „bin ich hier, um sie und ihre Bediente sogleich in die Residenz führen zu lassen.“

„Jesus Maria!“ schrie einer der Diener, und stürzte auf seine Kniee,“ es ist entdeckt, ich bin verlohren, wir sind alle verlohren. O! ich will gerne bekennen!“

„Feiger Sclave!“ rief der Unbekannte mit fun-

kelnden Augen, „das sollst du nicht!“ — Schnell ergriff er eine neben sich liegende Pistole, und noch ehe der Rittmeister es verhindern konnte, war die Kugel dem Bedienten durch den Kopf geflogen. Ohne einen Laut von sich zu geben, sank der Unglückliche todt nieder. Die Husaren sprangen auf den Unbekannten ein, und rissen ihn vorwärts. „Das brauchts nicht,“ rief er kalt, „ich folge freywillig. Franzesko, meinen Mantel.“ — Der zweyte Diener reichte ihm denselben, und sprach zugleich schnell in einer unbekannten Sprache einige Worte mit ihm. „Das weiß ich, sagte der Unbekannte,“ und ergriff seine Hand; „komm, laß uns gehn.“

„Bindet beyden die Hände auf den Rücken,“ rief der Rittmeister.

„Hier sind Stricke,“ fiel der Unbekannte kalt und gelassen ein, und legte zugleich die Hände auf den Rüken. Man führte beyde gebunden ab. —

Maria war die zweyte Hauptperson, die, wie meine Leser wissen, am folgenden Tage gefangen genommen wurde. Ein Dritter war jetzt noch übrig, dessen der Fürst sich versichern mußte, und dieses Geschäft ausführen zu lassen, kam ihm am schwersten an. Prinz Franz mußte gefangen genommen werden. Hart ward es dem brüderlichen Herzen, hier der Fürst, der Richter bloß zu seyn, und die schöneren menschlichen Gefühle seines Herzens, das auch in dem Gegner den Bruder noch liebte, zu unterdrücken. Doch der Bruder muß-

te hier schweigen, nur der Fürst durfte handeln, oder alles stand noch auf dem Spiele, nichts war gewonnen. Der Minister mußte gleich die folgende Nacht nach Maria's Gefangennehmung mit zwey vertrauten Räthen, unter hinlänglicher Bedeckung aufbrechen, und zum Lustschlosse des Prinzen Franz eilen. Gegen Morgen kamen sie dort an. Der Minister überreichte dem bestürzten Prinzen ein eigenhändiges Schreiben des Fürsten, worinn dieser ihm anbefahl, sogleich auf eine nah gelegne Burgveste dem Grafen zu folgen. Der Prinz wollte schlechterdings nicht gehorchen, und so viele Schonung der Minister in Hinsicht seiner Person gegen ihn blicken ließ; so sah er sich doch endlich genöthigt, mit Gewalt den Prinzen fortführen zu lassen. Unter den niedrigsten Flüchen und Verwünschungen gegen seinen Bruder ward er in den Wagen gebracht, und nach dem bestimmten Orte abgeführt. Das nämliche wiederfuhr seinen vorzüglichsten Dienern. Der Minister ließ die Zimmer strenge durchsuchen, und bemächtigte sich aller Papiere des Prinzen, die er dem Fürsten überlieferte. —

Zwey Tage nach diesem Vorfalle sah der Fürst selbst, wie schrecklich ernsthaft es seine Gegner mit ihm meinten, und wie viel sie aufboten, um den tödtlichen Streich von ihrem Haupte abzuwenden. Der Kammerdiener brachte dem Fürsten nämlich zum Frühstück Chokolade. Der Fürst versuchte sie, und fand sie von anderm Geschmacke, wie gewöhnlich. Ahndungsvoll

setzte er die Tasse nieder, und fragte den Kammerdiener: warum die Chokolade nicht wie sonst sey? „Ich weiß es nicht, gnädigster Herr," sagte dieser gelassen; „ich habe sie so vom Mundkoch erhalten." — „Laß ihn gleich herbringen," fuhr der Fürst fort Der Kammerdiener ging, kam aber bald mit der Antwort zurück, der Koch sey nirgends zu finden. Der Verdacht des Fürsten vergrößerte sich, er ließ nach seinem Leibarzt schicken. Man gab einem kleinen Hunde das Getränk, und bald merkte man, daß es das schrecklichste Gift enthalte. Auch der Fürst verspürte Schmerzen, da er aber sehr wenig getrunken hatte, und der Arzt zur rechten Zeit Gegenmittel anwandte; so ward er bald wieder hergestellt. Der Koch hatte sich entfernt, und man konnte ihm, ungeachtet alles Nachforschens, nicht auf die Spur kommen. —

Dieser Vorfall mußte den Fürsten bestimmen, die Untersuchungen wegen der ganzen Verschwörung ohne Zeitverlust zu eröfnen, um die übrigen Theilnehmer der Sache zu entdecken.

Man machte den Anfang mit dem Unbekannten, allein er gestand nichts. Kalt, gelassen, und mit einem gewissen Stolze stand er vor seinen Richtern, und beantwortete jede Frage gewöhnlich mit einem bloßen Nein!

„Sie zwingen uns," sagte der Minister endlich zu ihm, „andre Mittel gegen sie anzuwenden, die sie zum reden nöthigen werden."

„Da irren sie, gnädiger Herr!“ versetzte der blaue Mann; „mich zwingen keine Aussendinge; was ich will, nur das ist mein Gesetz.“

„Vermuthlich werden sie anders reden, wenn sie die Daumenschrauben vor sich sehn.“

„Gewiß nicht! Es giebt für mich keinen Schmerz. Schmerz ist Schwäche; ich will nicht schwach seyn.“ —

In einem solchen Tone waren seine Antworten, und die Richter mußten unverrichteter Sache ihn wieder abführen lassen. — Auch Maria wollte nichts eingestehn, nur war sein Betragen anders, wie das des Unbekannten. Er zeigte sich furchtsam, ängstlich, schreckhaft, und nahm selbst zu Thränen seine Zuflucht, um seine Unschuld darzuthun.

Der Fürst und seine Räthe sahen aus dem allen sehr leicht ein, daß es nicht wenig schwierig, und vielleicht ganz umsonst seyn würde, diese Leute zum vollen Geständniß zu bringen, und zu erfahren, was sie eigentlich und zunächst beabsichtigen wollten, welche Maschinen sie angelegt, wie weit sie schon gekommen wären; kurz, daß man durch diese Leute selbst der projectirten Sache schwerlich ganz auf den Grund kommen möge. Der Fürst beschloß deshalb, die Gefangnen selbst so lange unverhört im engen Gewahrsam zu lassen, bis man durch ihre Papiere vielleicht sich erst einen sichern und hellern Weg gebahnt habe. Es wurden deshalb

alle Schriften des Prinzen, des Unbekannten, und Maria's auf's sorgfältigste zusammen gebracht, um sie durchzusehn.

Ein Zeitraum von acht Tagen war hierüber ohngefähr verflossen; da schickte der Fürst nach dem Grafen Julius von Tonko, und bat ihn, daß er mit Ludwig zu ihm kommen möchte. Beyde versäumten nicht, von Neugierde getrieben, um das Schicksal Maria's zu erfahren, sich dem Fürsten zur bestimmten Zeit vorzustellen. Adelbert führte sie in sein Kabinet, wo nur sein Minister zugegen war.

„Die wohlthätige Zeit," fing der Fürst hier zu den Grafen an, „wird, wie ich hoffe, den Schmerz über den väterlichen Verlust gemildert haben. Ich glaube deshalb heute ein Anerbieten wiederholen zu können, was ich schon einst gegen sie, Graf Julius, machte. Fühlen sie nämlich noch Neigung, bey ihrem Vaterlande und Fürsten in Dienste zu treten?"

„Wenn sie, mein Fürst, glauben," antwortete Julius, „daß meine geringen Kräfte dem Vaterlande auch nur etwas nützen können; so stehn ihnen dieselben gerne zu Gebote."

„Ich danke ihnen Graf, für ihre Willfährigkeit. Sie sollen mit im geheimen Ministerio arbeiten, und unter der Anleitung meines würdigen Ministers, kann ich mir gewiß schöne und gerechte Hofnungen von ihnen machen. Sie, Graf Ludwig, haben die Laufbahn

des Soldaten gewählt; ich ernenne sie zum Obersten meines Regiments. — Und nun lassen sie uns von andern, leider, nicht erfreulichen Dingen reden. Ich versprach ihnen, Graf Julius, als Maria gefangen genommen wurde, nächstens Aufschluß und Erläuterungen über mein Verfahren, und ich kann sie ihnen heute geben. Bekannt haben die Leute zwar noch nichts, aber ihre Papiere haben uns so ziemlich in den Stand gesetzt, das ganze zu beurtheilen. Ich will ihnen mit kurzen Worten sagen, was man gewollt hat. Ich schafte, wie sie beyde wissen, beym Antritte meiner Regierung viele Mißbräuche ab, ich suchte mein Volk zu kultiviren und mehr aufzuklären. Das war schon den Mönchen nicht recht, die gerne uns alle am Gängelbande des blinden Glaubens leiten möchten. Aber ich that noch mehr, ich hob sogar die Jesuiten auf, ich zog ihre Klöster ein, und verbot es ihnen, ihren Orden in meinen Landen weiter auszubreiten. Schon als Erbprinz war ich durch würdige Männer aufmerksam auf diese Menschen gemacht worden; ich sah, wie schädlich ihr Institut, wie schädlich sie selbst waren, und dies bewog mich zu jenem Entschlusse. Allein diese Leute können so etwas nicht vergessen und vergeben. Auf die durchdachteste Art arbeiteten sie daran, ihren ehemaligen Einfluß wieder herzustellen, und da sie, so lange ich leben würde, hiezu sich keine Hofnung machten, so sollte ich sterben, und mein Bruder den Thron besteigen. Sie gewannen nach und nach mehrere angesehene Häupter in ihr Bündniß, und mein eigner Bruder ließ sich wil-

lig und bereit finden, über meinen blutigen Leichnam weg den Thron zu besteigen; mein eigner, leiblicher Bruder, den ich stets geliebt, dem ich so gerne alles zu Gefallen that, trieb selbst, wie ich aus einem Schreiben an jenen Unbekannten sehe, dazu an, mich bald aus dem Wege zu räumen, und zürnte über den langsamen Gang des blutigen Geschäftes. Ihr Maria, meine Grafen, der öffentlich so vortrefflich den Exjesuiten spielen konnte, nahm insgeheim den thätigsten Antheil an der ganzen Sache, war der abgefeimteste Schurke und der schändlichste Bösewicht."

„O! das ist fürchterlich, das ist abscheulich!" rief Julius.

„Ich habe ihnen noch mehr zu sagen," fuhr der Fürst fort; „nur versprechen sie mir vorher, als Männer es anzuhören, vorzüglich sie, Graf Julius. Sie sehn es ja, auch ich bin ruhig, bin standhaft, ob es gleich mein eigner Bruder ist, der an der Spitze meiner Mörder steht. Ich habe ihnen eine traurige, eine schreckliche Nachricht zu sagen. O! man sollte kaum glauben, daß sie wahr seyn könnte."

„Sagen sie es, gnädigster Herr!" antwortete Julius fest; „ich bin auf alles gefaßt."

„Ihr seliger Vater, mein Graf. war" — —

„Nein, das ist nicht möglich, das kann nicht seyn," fiel der Graf mit lebhaftem Unwillen ein; „eher ist al-

les erlogen, alles Betrug! Mein Vater war ihr treuster Unterthan, gnädigster Herr; der konnte sich nie so weit vergessen, an solche Dinge nur zu denken, geschweige“ — —

„Auf welche Gedanken kommen sie, Graf?“ fiel der erstaunte Fürst ein. „Sie müssen mich sehr mißverstehn. Keiner ist gewiß mehr von der Treue, von der Liebe ihres Vaters zu mir überzeugt gewesen, als gerade ich.“

„Verzeihen sie, gnädigster Herr! ich glaubte — —

„Hier ist nichts zu verzeihn; dieser kindliche Eifer für die Ehre ihres Vaters, die sie befleckt glauben, steht ihnen schön. Ich wollte ihnen übrigens eine schreckliche Auskunft über den Tod ihres Vaters geben. Gerne würde ich schweigen, aber sie müssen es wissen, und würden es, früh oder spät, auch ohne mich erfahren.“

„Um Gottes willen, mein Fürst!“ rief Julius mit steigender Angst,“ was meinen sie?“

„Ihr Vater starb keines natürlichen Todes, er ward vergiftet, Maria war auf Antrieb der Jesuiten sein Mörder.“ —

Julius taumelte bey dieser Schreckensnachricht zurück, der Minister und der Fürst eilten herbey, und

setzten ihn auf einen Stuhl. Entgegengesetzt war die Wirkung dieser Nachricht bey Ludwig. Mit funkelnden Augen, die eine Hand ans Schwerdt, die andre krampfhaft geballt, stand er da; sein Inneres glühte von Rache gegen die Mörder, er schien reden zu wollen, und keine Worte für den Ausdruck seiner Gefühle finden zu können.

„Ist das wahr?“ rief Julius nach einer Pause mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes, und sah den Fürsten an.

„Beruhigen sie sich, mein Graf!“ sprach dieser gerührt: „wir wollen schweigen von der traurigen Sache.“

„Nein! nicht schweigen! Sagen sie mir, irren sie sich nicht, ist es gewiß, starb er so?“

„Sie sollen die Beweise davon haben, nur jetzt erlassen sie sie mir. Längst ist die blutige That geschehen, lassen sie uns daher standhaft, muthig seyn; es ist ja nichts mehr zu ändern, nichts mehr zu retten.“

„O! Menschen, Menschen!“ rief der Graf im Tone des bittersten Schmerzes, und Thränen stürzten aus seinen Augen. Er sprang auf, und in Ludwigs

Arme. „Wie sind wir betrogen worden, mein Bruder! rief er schluchzend an seinem Halse. „Einen Engel in Menschengestalt glaubten wir zu lieben, und umarmten den furchtbarsten Teufel. O! Maria, Maria, kann es möglich seyn!?“ —

Maria war der erste, den man, nach genauer Durchsuchung der Papiere, wieder vortreten ließ. Julius war, auf Verlangen des Fürsten, bey der Untersuchung zugegen. Heftig erschrack der Mönch, wie er seinen ehemaligen Zögling erblickte; auch der Graf wurde abwechselnd bleich und roth bey Maria's Anblick, und dem Gedanken an den Mörder seines Vaters. Der Minister fragte Maria: ob er noch nichts bekennen wolle? „Ich weiß nichts!“ stotterte Maria.

„Dieses hartnäckige Läugnen,“ fuhr der Minister fort, „ist jetzt vergebens, und kann nur ihre Strafe erhöhen. Wir wissen alles, wir kennen den ganzen Gang der Geschichte, ihre Papiere und die Schriften des Prinzen, nebst denen des Unbekannten, haben uns Gottlob! in den Stand gesetzt, das ganze abscheuliche Gewebe zu durchblicken, und von den schändlichsten Verbrechen Kunde zu erhalten. Sehen sie selbst!“

Er hob bey diesen Worten eine Decke vom Tische,

und Maria erblickte eine Menge Papiere, wovon er mehrere Briefe als die seinigen erkennen mußte. Verzweiflungsvoll schlug er sich mit der geballten Faust vor die Stirne, und rief aus: „alles verlohren!“

„Man hat den Fürsten ermordet, man hat die Jesuiten wieder einführen wollen;“ fuhr der *Minister* fort; „die vorzüglichsten Häupter des Staats suchte man durch teuflische Künste zu gewinnen, und die man nicht zu erhalten hofte, räumte man aus dem Wege. Sie selbst stehn wie der abscheulichste Bösewicht hier vor uns, sie waren der gedungne Mörder eines Mannes, der der redlichste im Lande war, der sich als Wohlthäter, als Freund gegen sie gezeigt hatte, und dessen gutes Herz weit entfernt war zu ahnden, die giftigste Schlange in seinem Busen erwärmt zu haben. Ihrem ehemaligen Zöglinge, der sie innigst liebte, brachten sie zum Danke dafür die schmerzhafte Wunde bey, stahlen ihm dafür sein schönstes Gut, vergifteten seinen Vater. Oder haben sie noch jetzt die Stirne, dieses zu läugnen?“

„Nein, nein! ich will nicht länger!“ rief der bleiche Maria, und stürzte vor seine Richter auf die Kniee. „Ach! es ist wahr, alles wahr; ich ward das schändlichste Ungeheuer. Man verführte mich, man wandte alles an, mich dahin zu bringen, man zog mich unvermerkt immer tiefer in das verderbliche Netz, bis mir endlich kein Ausweg mehr blieb, ich mußte vorwärts, oder sterben. Jener Unbekannte ist an allem Schuld,

er

er ist mein Teufel, er leitete alles, und er war es, der nicht abließ, bis ich das abscheulichste Verbrechen vollzog. Mein Gewissen hat mich schon genug gestraft für jene That; in der Nacht, Graf Julius, wie sie nach Hause kehrten, wie ich sie bey der Leiche ihres Vaters liegen sah, was ich damals empfand, kann ich nie beschreiben. Ich war nahe daran, zu ihren Füßen zu stürzen, und alles zu entdecken, nur die Furcht der Strafe hielt mich ab."

„Wer ist dieser Unbekannte eigentlich?" fragte der Minister.

„Nie hat er sich ganz darüber gegen mich ausgelassen; nur so viel weiß ich, daß er aus Italien stammt, daß er ein Haupt der Jesuiten ist, in Rom viele Anhänger, selbst unter den Cardinälen hat, und daß ihm der Cardinalshut versprochen ist, wenn er es hier und im benachbarten Lande durchsetzte, daß das Mönchthum, und vorzüglich die Jesuiten, wieder ans Ruder kämen. Von Rom aus hat er unermeßliche Geldsummen erhalten"

„Das sehe ich aus seinen Briefen," sagte der Minister. „Nennen sie uns die übrigen Theilnehmer, in so weit sie dieselben wissen."

Maria nannte die übrigen Mitglieder, die er kannte, und ließ sich überhaupt umständlich über die ganze Sache jetzt aus; er beichtete alles, was er wußte. Auch Graf Julius sein Diener, Joseph, war eine

Creatur des Unbekannten, wie man von Maria erfuhr. Der Graf wollte ihn festsetzen lassen, allein er war schon vorher entwischt, und man bemühte sich vergebens, ihm auf die Spur zu kommen. —

So bereitwillig, von Angst und Furcht getrieben, Maria sich zeigte, alles zu entdecken; eben so hartnäkkig blieb Franzesko, des Unbekannten Bedienter, beym Läugnen. Er gestand nichts, er stellte sich äußerst unwissend, und blieb fest dabey, er sey weiter nichts gewesen als der Diener seines Herrn in häuslichen Verrichtungen. Man stellte ihm selbst Maria gegenüber, aber vergebens; er ließ sich durch nichts in seinen Behauptungen irre machen.

Den Tag nach Maria's Verhör nahm man den Unbekannten wieder vor. Julius war nicht dabey. Mit einem gewissen stolzen Selbstgefühle trat er vor seine Richter, und schaute sie frey und offen an. Sein ganzes Benehmen war wie das erstemal, als er verhört ward. Der Minister sagte ihm: daß man die Papiere untersucht habe.

„Das konnte ich denken!“ antwortete er kalt.

„Wir wissen alles, bekennen sie also, läugnen sie nicht länger!“ fuhr der Minister fort.

„Wenn sie alles wissen, gnädiger Herr,“ erwiederte er;“ so brauche ich nichts mehr zu sagen, und sie nichts mehr zu fragen.“

„Maria soll ihnen selbst dasjenige wiederholen,“ sagte endlich der Minister, was er uns von ihnen, von ihren Plänen und Ränken entdeckt hat; damit sie vollkommen davon überzeugt werden, daß wir alles wissen.“

Man brachte Maria. Er erschrak zusammen, wie er den Unbekannten sah, der ihn mit einem furchtbaren Blicke maß. Stotternd wiederholte er, was er am vergangnen Tage schon bekannt hatte. Nachdem Maria geendet hatte, sah der Unbekannte ihn schweigend mit einer Miene der tiefsten Verachtung mehrere Minuten an.

„Zittert nicht so vor meinen Blicken,“ sprach er endlich mit kalter Gelassenheit zu ihm. „Ihr überrascht mich nicht durch euer Betragen. Ich kannte euch, ich habe mich nicht geirrt in euch. So lange das Glück euch lächelte, so lange ihr die Gefahr noch nicht saht, verstandet ihr das Handeln, das Ausführen der feinsten Pläne, besasset ihr die Kunst der höchsten Verstellung. Seht, das wußte ich, und darum wart ihr zu gebrauchen. Aber das Unglück könnt ihr nicht ertragen, das wußte ich auch. Ihr seyd feige, ihr liebt das Leben, es ist euch das einzige, das höchste Gut; ihr zittert jetzt, es zu verlieren, und steht da in eurem Kleinmuth. Wahrlich! ich habe euch nie geschätzt, denn ich konnte euch für keinen Mann halten; aber ihr jammert mich jetzt doch, und ich wünsche herzlich, daß eure Richter milde mit euch verfahren mö-

gen. Ewige Gefangenschaft, und sey sie auch noch so drückend, gewiß sie ist euch lieber, wie der Tod, denn ihr versteht nur zu leben, armer Mensch! die Kunst zu sterben kennt ihr nicht." —

Verächtlich maß der Unkannte noch einmal Maria mit seinen Augen, und wandte sich dann von ihm. Letzterer ward abgeführt. „Gestehn sie jetzt ein?" fragte der Minister den Unbekannten noch einmal. Mit Ernst und Würde versetzte dieser:

„Alles gelobte ich zum Flor und zur weitern Ausbreitung meines Ordens anzuwenden, wie ich in Rom die Weihe erhielt. Mein ganzes Leben habe ich darauf verwendet, meinen Schwur zu halten, und ich kann kühn unter meine Brüder treten, und ausrufen: ich bin einer eurer Würdigsten! Man hat uns im hiesigen Lande schändlich behandelt, man hat unsern heiligen Orden aufgehoben, man hat uns selbst verbannt. Zu solchen Dingen darf kein Jesuit die Hände in den Schooß legen, Gewalt gegen Gewalt, List gegen List darf er aufbieten, der gute Zweck heiligt selbst das schlechte Mittel. Auch ich habe dahin gestrebt, unsre Verbindung hier wieder einzuführen, und ich schäme mich meiner Handlungen deshalb nicht, ich zittre nicht vor ihnen. Es war mir ein schöner Gedanke, mich wieder als Schöpfer eines neuen Aufblühens unsers Ordens zu sehn; doch das Schicksal vereitelte die Wirklichkeit meines Wunsches. Mag es seyn, ich bin ruhig dabey. Was mir versagt war, wird ein anderer nur

desto schöner ausführen. Die Zeit wird kommen, wo die Fürsten, die uns jetzt zu entbehren glauben, sich nach uns wieder sehnen werden; wir sind die Stützen ihres Thrones, und wer von ihnen mit uns ist, wider den sind wir auch nicht. Gelassen sehe ich das mühsame Gebäude, welches ich errichtete, zusammenstürzen. Ohne Zittern trete ich von dem Schauplatze ab; ich weiß zu sterben, wie ich zu leben wußte! Mehr habe ich nicht zu sagen.“ —

Er schwieg stille, und blickte mit einem gewissen ruhigen Stolze die Richter an. Staunen und Verlegenheit befiel letztere beym Anblick dieses Menschen, der als Bösewicht, aber gewiß als großer, als einziger Bösewicht, vor ihnen stand, der nicht Abscheu, sondern eher Bewunderung und Erstaunen erregte. Der Minister sah voraus, daß weitere Untersuchung hier heute vergebens seyn würde; der Unbekannte ward daher wieder abgeführt . . . .

Der Bruder des Fürsten war auf dem Schlosse, wo er gefangen saß, verhört worden. Er wollte sich anfangs auf nichts einlassen, wie er aber am Ende sah, daß man auch ohne sein Bekenntniß der Sache auf den Grund gekommen sey; da ward er, wie sein Charakter leicht erwarten ließ, kleinmüthig. Er verlangte zu seinem Bruder, nur ihm wollte er alles bekennen, weil er den Fürsten kannte, und sich Hofnung zur Vergebung machte. Da der Fürst ihn nicht sehn wollte, so wandte er sich schriftlich an ihn, schrieb die

rührendsten Briefe, und schob alles auf die Jesuiten und seinen geheimen Secretair, die nicht abgelassen hätten, durch höllische Gaukeleyen ihn zu verleiten, in ihr mörderisches Bündniß zu treten. Der Fürst sah jedoch sehr gut, daß dies nur Nothschüsse waren, und er beantwortete daher keinen der Briefe des Prinzen. —

Die ganze Verschwörungsgeschichte mußte natürlicherweise, so wie sie mehr und mehr bekannt wurde, im Lande die größte Sensation erregen, und der Fürst hatte bey dieser Sache Gelegenheit genug, von der Liebe seiner Unterthanen zu ihm die schönsten Proben zu sehn. Ueberall liefen Dankaddressen für die glückliche Entdeckung der Verschwörung ein; der größte Theil des Adels selbst schickte eine Deputation an den Fürsten, um den Antheil, den derselbe an der Vereitelung der Sache nehme, den Fürsten zu versichern. Wie angenehm dem guten Fürsten diese Liebesbezeugungen seiner Getreuen seyn mußten, läßt sich leicht erwarten. —

Die Untersuchung der ganzen Verschwörung nahte endlich ihrem Ende, verschiedene angesehene Häupter waren noch arretirt worden, die mehr oder minder bey der Sache interessirt waren, und man erwartete jetzt das Urtheil. Die Gesetze erkannten den vorzüglichsten Mitgliedern, als Hochverräther und Mörder, den Tod zu. Selbst der Bruder des Fürsten war hievon nicht ausgenommen. Adelbert hatte von seinem höchsten Landescollegio das Urtheil sprechen lassen, und an einem Mor-

gen überbrachte der Minister dem Fürsten dasselbe: Zitternd nahm der gute Monarch die Papiere, deren blutigen Inhalt er ahnete.

„Wie ist der Spruch?“ fragte er halblaut den Minister.

„Den Rädelsführern Tod, gnädigster Herr! den übrigen Festungsstrafe, theils auf längere, theils auf kürzere Zeit. Das Urtheil mußte so fallen, mein Fürst; sie können sich das selbst sagen.“

„Und meinem Bruder?“ fuhr der Fürst fort. Der Minister schwieg.

„Und dem Prinzen,“ fragte der Fürst noch einmal dringender; „was erkennt mein Kollegium dem zu?“

„Auch den Tod, gnädigster Herr!“ sagte der Minister leise. Der Fürst fuhr erbleichend zurück, der Minister trat ihm näher und wollte reden. „Es ist nichts,“ sagte Adelbert, und ergriff seine Hand. „Ich konnte es mir ja denken, daß es so kommen würde.“

„Die Gesetze sind zu deutlich, zu bestimmt hier. Der Prinz ist überwiesen des Hochverraths, die Richter durften daher nicht anders sprechen. Ihnen darf kein Ansehn der Person gelten, sie haben es bloß mit dem Verbrecher zu thun, ihnen gilt allein der Ausspruch des Gesetzes. Aber was dem Richter versagt war, gnädiger Herr, das steht in ihrer Gewalt. Die Ge-

rechtigkeit hat gesprochen, aber die fürstliche Gnade kann die Vollziehung mildern; bey ihnen kommt nicht bloß der Verbrecher in Betracht, sie dürfen auch auf den Bruder sehn, und deshalb überbringe ich ihnen die Urtheile. Die Vollstreckung hängt von ihrer Unterschrift ab."

„Was wünschen sie, daß ich thun möge, und was glauben sie, daß ich thun werde?"

„Gnädigster Herr! sie setzen mich in Verlegenheit durch diese Frage. Wäre ihr Bruder nicht bey der Sache interessirt, so sollte die Antwort mir leicht fallen. Doch, mag es seyn, ich will frey und offen reden. Noch etwas mehr, als bloße Staatspolitik fodert bey dieser Sache, daß man strenge, den Gesetzen gemäß verfahre. Würden sie, mein Fürst, Gnade für Recht ergehen lassen, so könnte ein großer Schade daraus erwachsen. Verschwörungen gegen den Staat und sein Oberhaupt sind eine gefährliche Sache, man darf hier keine Milde, kein Ansehn der Person statt finden lassen, man muß hier die Gesetze, eigentlich sollte man es immer, in ihrer ganzen Strenge gelten lassen, wenn der Zweck des Strafgesetzes, die Abschreckung, aufrecht erhalten werden soll. Handelt man hier gelinder, als das Gesetz spricht, so sinkt letzteres zur leeren Drohung herab, es schreckt nicht mehr ab, und man öfnet dem Verbrechen die Thore: denn Nachsicht, mein Fürst, ist nur zu oft die Schöpferinn neuer Verbrechen. Ihr eignes Wohl, und das Staates Wohl, mein Fürst, erfodern also,

nach meiner festen Ueberzeugung, daß sie bey dieser Sache den gerechten Spruch auch rechtmäßig vollziehen lassen.“

„Ach! ich weiß das alles sehr wohl, Herr Minister; aber ich habe ein Herz, und das spricht für meinen Bruder. Wenn er auch Verbrecher ist, er bleibt doch Blut von meinem Blute.“

„Er hat aufgehört ihr Bruder zu seyn, er selbst zerriß mit frevler Hand die schönen Bande, er ergriff den Dolch gegen sie, und nicht nur den Bruder, den Fürsten, den Vater seines Volkes wollte er ermorden lassen, und ein glückliches Land wieder unter die Geißel der furchtbarsten Tyrannen bringen.“

„Das Urtheil mag bey den andern in voller Kraft bleiben; aber den Prinzen, wenn ich ihn in strengem Gewahrsam halten, in enge Gefangenschaft bringen lasse, was kann er dann noch schaden? Er wird lebendig todt.“

„Mit nichten, mein Fürst. Auch in den engsten Banden lebt er noch als ihres Landes und ihr gefährlichster Feind. Die Mönche werden den Muth nicht fahren lassen, so lange er noch da ist. Leicht finden sie wieder einen Arm, der den mörderischen Stahl gegen sie, Durchlauchtigster Herr, zückt; und wenn es ihnen nun glückt, wenn sie dahin sind, mein Fürst, was würde dann aus ihrem Lande werden? Ihr Tod befreyt den Prinzen von den engsten Banden, und setzt ihn auf den

Thron. Nur wenn er nicht mehr ist, schwindet den Jesuiten ihre Hofnung, denn sie finden keinen Thronerben, der bereit ist ihr Sclave zu werden. So lange der Prinz lebt, hängt ihr Daseyn, gnädigster Herr, an einer seidnen Schnur; nur sein Tod giebt ihnen erst volles Leben!“

„O! ich bin sehr unglücklich, daß es so ist. Wäre mein Land nicht, würden meine guten Unterthanen nicht so sehr leiden; wer wüßte, was ich thäte! — Ich will mich besinnen; der Federzug unter diese Papiere ist wichtig, er erfodert Zeit und Ueberlegung. Lassen sie mich allein!“ — —

Gute Menschen, Menschen, in deren Busen keine Falschheit und Arglist wohnt, trauen auch so leicht und gerne andren Leuten, halten sie für eben so gut, und glauben ihren Worten: denn ihr eignes schönes Herz ist der Maasstab, womit sie andre messen; was sie selbst besitzen, leihen sie nur zu willig auch andern. Finden sie sich aber nun betrogen, so quillt ein schmerzliches Gefühl bey ihnen hervor, das desto bitterer wird, je größer der Betrug war, das nicht selten den besten Menschen zum Menschenhasser machen, und ein finstres Mißtrauen gegen andre erzeugen kann. Sie halten sich am Ende nur allein für gut, und alles um sich her für falsch, für arglistig.

Auch Graf Julius von Tonko war einer jener guten Seelen, die in jedem Busen ein mit dem ihrigen verwandtes Herz wähnen. Leicht konnte daher

der heuchlerische Maria, leichter noch der schimmernde, von außen so schön glänzende Unbekannte ihn täuschen. Die Masquen fielen endlich, und mit den furchtbarsten Schmerzen mußte der gute Jüngling jetzt sehn, was für schreckliche Menschen mit ihm gespielt, was für Menschen ihm Liebe, Freundschaft, Tugend geheuchelt hatten, um ihn desto sicherer betrügen, desto besser in ihre Netze ziehn zu können. Den Frieden seines Herzens hatten sie so schwer verwundet, den schönen Glauben an die Menschheit bey ihm so heftig erschüttert, ein düstres Mißtrauen in die freye Brust gepflanzt, und ihn selbst nahe dahin gebracht, in der Blüthe seines Lebens den schönen Genuß desselben zu entbehren, als Menschenfeind jede Freude zu fliehen, und sich selbst ein elendes, unerträgliches Daseyn zu schaffen. Nur sein treuer Ludwig, sein guter Fürst und der redliche Minister, der Hand und Herz dem Jünglinge zur Freundschaft anbot, wurden diesmal noch durch innige Theilnahme seine Tröster, seine Helfer, und entrissen ihn den Armen der finstersten Schwermuth. Auch Eine Person war noch, für die sein liebendes Herz sprach, nach der es sich sehnte, die unglückliche Josephine. Ihr Schicksal interessirte ihn sehr, wer sie sey, und wo sie sich befinde, wünschte er zu wissen. Daß auch sie ein Spiel mit ihm getrieben, daß auch sie mit jenen schlechten Menschen einverstanden sey, dieser Gedanke wollte sich doch seinem Herzen, so schmerzlich es auch betrogen und getäuscht war, nicht aufdringen. Als

schuldloser Engel, als reine Seele stand sie immer vor seiner Phantasie; die Tugend selbst war sie ihm noch immer. Er würde den Unbekannten sonst geflohen seyn, er würde nie wieder ein Wort mit ihm geredet haben, und allen Aufschluß über seine Abentheuer haben fahren lassen, wenn nicht zugleich jener Mann nur allein im Stande gewesen wäre, über Josephinens Schicksale und Charakter ihn zu belehren. Die Sehnsucht nach der Geliebten überwand Julius Abscheu gegen den blauen Mann, und um des Mädchens willen entschloß er sich, so sehr sein Herz sich auch in anderer Hinsicht dagegen sträubte, zu einer Unterreduvg mit dem Unbekannten. Er gieng zu seinem Fürsten, und entdeckte ihm frey und offen seinen Wunsch, und die Ursache desselben.

„Sie sind mir zuvor gekommen, mein Graf," sagte der Fürst. „Ich selbst hatte es mir schon vorgenommen, sie zu fragen, ob sie den Bösewicht nicht noch einmal sprechen wollten, um von ihm reinen Aufschluß über alle die Gaukeleien und Betrügereien zu erhalten, die er sich gegen sie erlaubt hat. Ich wußte freylich nicht, daß sie noch einen andern Grund hiezu hätten, der sie mehr interessirt, als die Kunde von jenen Betrügereien. Sie wissen, daß das Urtheil als Majestätsverbrecher schon lange über den Unbekannten und seine Mitgenossen gesprochen ist; ich habe es dahin gemildert, daß er soll enthauptet werden. Mehr konnte ich nicht thun. Gestern ist dem

Unbekannten und Maria dasselbe angekündigt worden. Ganz gelassen und wie die gleichgültigste Sache hat ersterer es angehört; Maria hingegen hat sich ganz entgegen gesetzt betragen. Er hat gewünscht, sie zu sprechen, weil er durch ihre Fürsprache Gnade zu erlangen hofft."

„Nie will ich ihn wiedersehn, diesen schändlichen Heuchler."

„Ich hätte es selbst nicht geglaubt, daß es solche Menschen geben könnte, und ich bin warlich geneigt, diesen Teufeln die Larve abzureißen, und sie in ihrer Blöße darstellen zu lassen. Wir haben bey dem Unbekannten genug von ihren Ordensstatuten und ihrer ganzen Verbindung vorgefunden, durch deren Bekanntmachung ich manchem Staate gewiß einen nicht unwesentlichen Dienst zu leisten hoffe, und ihn so vielleicht am ersten dahin bringe, diese Secte auszurotten.*) Lesen sie zum Beyspiel mal diesen Brief, der an den Unbekannten ist, und unter seinen Papieren war, und sie würden sich so ziemlich von den Grundsätzen dieser Menschen unterrichten können, wenn bit-

*) Der Verf. ist in den Stand gesetzt, Adelberts Wort zu erfüllen, und es wird nur von der Aufnahme dieses Versuches abhängen, ob er glauben darf, seinen Lesern durch eine authentische Bekanntmachung des Jesuiterordens etwas zu interessiren, oder nicht.

tre Erfahrungen sie dieselben noch nicht gelehrt hätten.“

Der Fürst übergab dem Grafen folgendes Schreiben:

Rom, am 3. July ****

Würdiger Bruder in Christo!

Ihren Brief habe ich richtig erhalten, und die Aufträge aufs beste besorgt. Sie kennen mich als eifrigen Anhänger des heiligen Lojola, und können daher überzeugt seyn, daß manche Stellen Ihres Schreibens mich sehr betrübt haben. Man fängt also auch bey Ihnen an, uns zu verfolgen? man sucht also auch da uns zu vertilgen? Das darf nicht seyn, wir können nicht stille hiezu sitzen. Ich kenne Sie als meinen würdigsten Bruder, und weiß daher, daß Sie es an nichts werden fehlen lassen, das alte Ansehn wieder herzustellen. Die Großen, die gegen uns sind, müssen aus dem Wege geschafft werden; unser Pulver kann hier treffliche Dienste leisten. Der Fürst muß einen Beichtvater aus unsrer Mitte nehmen, dahin suche man ihn zu zwingen. Will er nicht, so gehe er auch heim zu seinen Vätern. Wie gesagt, es hilft einmal nicht anders, wir müssen so handeln. Wir dürfen nicht untergehn, und müßten wir, um uns aufrecht zu erhalten, die halbe Welt auf geheimen Wegen ins Grab schicken. Der Mensch ist nun einmal ein eigennütziges Geschöpf, jeder sorgt

nur für seine Sache; es ist uns nicht zu verdenken, wenn wir es auch so machen. Kommen wir zum Ziele, die Mittel dazu brauchen uns nur in soweit zu kümmern, als sie zweckmäßig sind. Tugend und Laster sind eigentlich sehr relative Dinge, es gehört nur ein wenig Suade dazu, um erstere als Laster, und letztere als Tugend darzustellen. Wer nach seiner Ueberzeugung handelt, handelt gut; unsre Ueberzeugung ist es, auf jede Art suchen für unsre Verbindung zu sorgen, wir können also nicht schlecht handeln. Man schimpft darauf, daß wir den Grundsatz haben, der Zweck heilige die Mittel; aber man thut Unrecht daran. So lange wir lebendiges Interesse für unsre Zwecke haben, so lange wir von ihnen überzeugt sind; so lange sind sie auch gut, wenigstens für uns, und so lange wir von der Gültigkeit des Gesetzes, diese Zwecke ausführen zu helfen, überzeugt sind, eben so lange bleibt auch jedes Mittel gut für uns, und wenn es in allen Compendien der Moral für schlecht ausgeschrieen würde. Wer es nicht für schlecht, nicht für Unrecht hält, dem Reichen einen Theil seines Reichthums zu stehlen, um es dem Armen zu geben, der muß es thun, oder er unterläßt die Ausübung einer Tugend mehr, denn für ihn ist es Tugend. Es giebt überhaupt so viel Tugend, als es Menschen giebt, und auch eben so viel Laster; denn jeder hat seine eigne und sein eignes. Es kommt, wie gesagt, dabey alles nur auf unsre individuelle Ueberzeugung an. Wäre es das nicht, so müßte es manchem wilden Vol-

ke so gut Sünde dünken, ihre Eltern todt zu schlagen, oder sich einander zu berauben; als es dem cultivirten Europäer so scheint. — Doch, ich weiß es, Sie denken in der Hinsicht eben so, wie ich. Aber lesen Sie unsern jüngern Brüdern, die in Ansehung dessen noch Schwachheiten besitzen, die keinem ächten Jesuiten ziemen, meinen Brief vor, und geben Sie selbst ihnen einen Commentar dazu. Ich weiß, daß Sie das gut können, ja besser als ich. Ich schließe mit dem Wunsche, daß unsre Feinde recht bald vertilgt, und unser Orden an Wachsthum und Blühen immer zunehmen möge. Ich empfehle Sie dem Schutze unsers heiligen Stifters, und bleibe im Leben und Tode Ihr treuer Bruder und Anhänger der I. H. S. *) —

„Nun, was sagen sie zu den schönen Grundsätzen, die hier angedeutet sind? „fuhr der Fürst, nachdem der Graf den Brief gelesen hatte, fort.“ Ich hätte in der That noch wohl den Unbekannten darüber mögen kommentiren hören. Es müßte eine Unterhaltung gegeben haben, wie man sie allenfalls in der Hölle führt.“ — — —

Julius gieng am andern Tage mit Ludwig zu dem Unbekannten in sein Gefängniß. Mit Ketten

*) Die drey Anfangs Buchstaben des Namen Jesus. Sie sind das Zeichen der Jesuiten.

beladen saß letzterer in einem Winkel an einem kleinen Tische. Der Kerkermeister brachte zwey Lichter, und erhellte dadurch die halb dunkle, schauerliche Wohnung. Wie der Unbekannte die Grafen erblickte und erkannte, stand er auf und gieng ihnen entgegen. „Dacht ich's doch gleich,“ fieng er an, „daß sie es seyn würden, wie mein Wärter mir heute früh ankündigte, daß ich Besuch erhalten würde. Ich kann es zwar allenfalls denken, was sie zu mir führt; doch reden sie selbst: was steht zu ihren Befehlen?“

„Wie ich sie das leztemal sprach,“ sagte Julius,“ und über manches Aufschluß von ihnen haben wollte, da sagten sie mir mit einem Tone, mit einem Ausdruck, von dem ich damals nicht glaubte, daß er erkünstelt gewesen wäre, sie könnten mir jezt keinen Aufschluß geben, aber ich sollte einst alles erfahren, und wenn nie die Wahrheit aus ihrem Munde gegangen wäre, dieses Versprechen wollten sie doch halten. Erinnern sie sich dessen noch, es war an einem Abende?“

„Sehr gut, mein Graf!“

„Ihre Stunden sind gezählt, sie leben nur noch wenige Tage, ich glaube daher, daß die Zeit jezt gekommen ist, die Erfüllung ihres Versprechens zu verlangen. Ich dachte es freylich nicht, daß ich an diesem unglückseligen Orte einst ihr Mahner werden würde.“

„Ich auch nicht. Doch das launige Schicksal wollte mich nun einmal zum Spielball wählen, man muß sich also wohl darein finden; hiegegen hat man keine andre Waffen, als Standhaftigkeit und Geduld. Mag es also seyn!“

„Ich will ihnen ihr ganzes Versprechen, da die Erfüllung desselben für sie doch wohl eben kein angenehmes Geschäft seyn dürfte, erlassen; wenn sie mir nur eine Frage aufrichtig beantworten wollen.“

„Und die wäre?“

„Versprechen sie mir erst richtige Beantwortung.“

„Ich habe in meinem Leben nicht eher versprochen, eh ich gewußt habe, was man foderte; verzeihn sie daher, wenn ich auch jetzt nicht von jener Regel abgehn kann, es ist nun einmal so Gewohnheit bey mir geworden.“

„Sagen sie mir alles, was sie von Josephinen wissen, vorzüglich wer sie sey, wo sie sich aufhalte, und ob sie mit ihnen einverstanden war. Ich will vergeben und vergessen, was sie mir thaten, nur erfüllen sie mir diesen meinen letzten Wunsch an sie.“

„Ich fühle nichts zu bereuen, mein Graf, ich habe mir selbst also nichts zu vergeben, und brauche deshalb um so weniger Vergebung von andern. In

dieser Hinsicht kann mich ihr Anerbieten daher nicht reitzen. Aber mag die Welt mich einen Bösewicht heißen, einen gemeinen soll sie mich wenigstens nicht schelten. Ich weiß ihre Gesinnungen für Josephine, ich könnte ihnen daher um so schmerzlichere Wunden schlagen, wenn ich dies Mädchen ihnen in einem andern Lichte darstellte, als sie verdient. Nein! ich will dies nicht. Sie haben mich nie beleidigt, Graf, und könnte ich so schwach seyn, einen Menschen zu lieben, sie würden es seyn. Ich will daher ihren Wunsch erfüllen, und glauben sie mir, sie sollen die Wahrheit hören. Aber nicht bloß von Josephinen, auch von allen andern Abentheuern, die sie und ihr Vetter durch mich erlebten, sollen sie strenge Auflösung erhalten. Von manchen Dingen wird sie letztere vielleicht inrereſſiren, auch werden sie beyde den großen Nutzen davon ziehn, um einandermal sich mehr vorzusehn, und der Phantasie und dem Herzen nicht so leicht den Sieg über die Vernunft wieder einzuräumen. Wären sie auch nicht zu mir gekommen, hätten sie mich auch nicht zur Erfüllung meines Versprechens aufgefodert, ich würde es doch gehalten haben. Sehn sie, dieser Aufsatz war für sie bestimmt, er enthält Bekenntnisse, die sie interessiren, und darum hab ich ihn auch so überschrieben. Ich bin bald damit fertig, und dann sollen sie ihn erhalten, verlassen sie sich darauf. Wir brauchen also in dieser Hinsicht keiner mündlichen Conversationen. Es ist mir übrigens lieb, meine Herrn, daß ich sie noch einmal vor

meinem Tode gesprochen habe, und mündlich von ihnen Abschied nehmen kann. Es mag seyn, daß ich vorzüglich ihnen Graf Julius, manchen bittern Schmerz geschaffen habe, doch sie werden darüber meine Vertheidigung lesen. Der Drang der Umstände und meine eisernen Verhältnisse nöthigten mich dazu. Wer Zwecke realisiren will, muß auch die Mittel zur Ausführung so wenig, wie ihre Folgen scheuen. Ich wünsche ihnen allen beyden übrigens ein schönes Leben und ein zufriednes Herz. Nur der zufriedne Mann trägt wahrhaft den Himmel im Herzen, und wenn er mit Ketten beladen im finstern Kerker sitzt, wie ich. Glauben sie mir die Hände zum Abschiede reichen zu können, so schlagen sie ein."

Julius. Sie schlugen mir eine Wunde, die noch lange, lange bluten wird; sie stahlen aus meinem jugendlichen Leben die schönsten Freuden fort: doch, es mag seyn, ich will meinen Schmerz für mich tragen, dies Herz soll keinen Groll, keinen Haß gegen sie hegen, möge der künftige, ewige Richter ihnen eben so vergeben, wie ich es thue. Hier haben sie meine Hand. Bereuen sie, was sie thaten, suchen sie ihren Gott zu versöhnen, damit sie besser sterben können, wie sie gelebt haben.

Unbekannter. Mein Graf, nur der konsequente Mann ist der tugendhafte. Der Tod muß unsre Consequens besiegeln, er kann uns erst sagen, was

wir eigentlich sind. So wie ich gelebt habe, so will ich sterben, damit keiner von mir spreche: er schien anders, wie er war.

Julius. Wir wollen nicht darüber rechten, ich rede nicht gerne über diese Dinge auf solche Art. Behalten sie ihren Glauben, nur lassen sie mir den meinen. Ich muß nun einmal so denken, wie ich denke; bey ihrer Philosophie würde ich mich höchst unglücklich fühlen.

Unbekannter. Dem einen ist Hölle was dem andern Seligkeit däucht; das ist nun einmal nicht anders, und es ist gut, daß es so ist.

Ludwig. Es ist Zeit, daß wir gehn. Hier haben sie auch meine Hand zum Abschiede. Ein Mann wie sie, bedarf keines Wunsches von uns andern Erdensöhnen, er nimmt alles aus sich selbst. Ich will daher lieber schweigen, als umsonst reden.

Unbekannter. Noch einmal, leben sie wohl! Sollte es ein Jenseits geben, und sollten wir uns einst wiedersehn, so wollen wir dann mehr und unbefangner reden. Vielleicht erröthen wir dann wechselseitig über unsern Erdenglauben, denn hoffentlich werden wir nicht nur anders, sondern auch besser denken. Wohl dem, der hier schon einen guten Grund dazu legte, er erspart sich manche Schaamröthe in jener Welt über seinen irdischen Glauben. — —

Bekenntnisse.

Eingeschlossen in einem düstern Kerker, will ich die kurze Zeit, die mir meine Richter noch zu leben verstattet haben, dazu anwenden, Ihnen, mein Graf, da ich sie vielleicht auf dieser Welt nicht wiedersehe, schriftlich die Erfüllung eines Versprechens zu geben, das ich Ihnen mehrmal leistete. Ich gelobte Ihnen Aufschluß über alle die Abentheuer, die Ihnen durch mein Veranstalten begegneten, und wovon Ihnen manche einst so übernatürlich schienen, daß sie Ihre Vernunft gewiß nicht wenig beunruhigt haben. Ich habe meine Rolle ausgespielt, das Schicksal hat den Vorhang eher niedergelassen, als ich wünschte und glaubte, der Tod steht an der Schwelle meines Kerkers, und streckt seine dürren Arme nach mir aus, er ruft mich ab von dem Schauplatze, und mir bleibt nichts übrig, als ihm zu folgen. Ich muß daher eilen, ehe meine große Reise beginnt, Ihre Neugierde

und Wünsche zu befriedigen. Nehmen Sie diese wahren Bekenntnisse, als das letzte von meiner Hand gerne auf, und wenn sie Ihnen bey der Durchlesung auch manchen Schmerz erregen, so werden sie Ihnen nichts destoweniger gewiß auch von manchem Nutzen seyn können.

Ehe ich Ihnen den Schlüssel zu jeder einzelnen Wundergeschichte gebe, lassen sie mich zuförderst überhaupt Ihnen sagen, was ich von Ihnen wollte, und warum ich mich mit Ihnen auf so sonderbare Art beschäftigte. Daß ich Jesuit bin, und daß ich dahin strebte, die Jesuiten hier wieder ans Ruder zu bringen, dies wissen sie wahrscheinlich schon. Allein ich wollte gerne etwas festes, etwas dauerhaftes begründen, und dazu war es nicht allein hinreichend, wenn Fürst Adelbert vom Throne geschaft, und sein Bruder darauf gesetzt ward. Hiedurch wäre, bey aller Liebe des Prinzen für uns und unsern Orden, wenig oder nichts gewonnen worden, da der Fürst in diesem Lande nicht ununmschränkter Herr ist, vielmehr durch die Staatsverfassung fast zu sehr beschränkt wird. So lange die Großen und Häupter der Regierung gegen uns waren, so lange blieben dem Prinzen die Hände gebunden; letztere mußten daher erst, wenigstens die vorzüglichsten, gewonnen werden, und darnach strebte ich vor allen Dingen. Ihr Vater, mein Graf, war fast als der erste und vorzüglichste im Staate zu betrachten, und auf ihn mußten wir daher zuerst sehn. Aber

wir erfuhren bald durch Maria, daß wir uns in Ansehung seiner gar keine Hoffnung zu machen hätten, ja daß vielmehr, so lange er lebe, wir schwerlich jemals unsern Zweck überhaupt erreichen würden. Destomehr Hoffnung machte er uns aber zu Ihnen, mein Graf, und zu Ihrem Vetter. Sie waren beyde Jünglinge, und dies mußte uns schon hinreichend seyn, nach Ihnen das Netz zu werfen; denn wohin könnte man einen Jüngling nicht bringen! Ich kannte durch Maria Ihren Hang zum Geheimen, zum Sonderbaren, und hierauf legte ich meinen Plan. Ich wollte als ausserordentlicher Mensch bey Ihnen glänzen, ich wollte Sie und Ihren Vetter dahin bringen, unbedingt mir zu vertrauen und meinen Willen als den ihrigen anzusehn. Aber Ihr Vater, Herr Graf, stand uns auch hiebey wieder gewaltig im Wege; so lange er lebte, kam ich nie zum Ziele, er mußte also fallen. Gerne hätte ich ihm um Ihretwillen das Leben gegönnt; aber ich konnte nicht. Sein Tod nur konnte unserm Orden erst wahres Leben wieder geben, und wer durfte es mir und meinen Brüdern daher verdenken, wenn wir, um ein höheres Gut aufrecht zu erhalten, eine geringere Sache, ein Individuum, opferten? Der kleinere Schade mußte des größeren Nutzens willen geschehn. Selbst die Natur verbreitet durch Donner und Blitz ihre Segnungen, wenn gleich das Eigenthum einzelner dabey im Rauche aufgeht. Wir thaten nichts anders. — Doch ich will schweigen von dieser traurigen

Geschichte; sie ist geschehn, und leider! umsonst. —

Ich will jetzt die Abentheuer, die Sie und Ihr Vetter durch meine Veranstaltung erlebten, der Reihe nach, wie sie ihnen begegnet sind, durchgehn. Ich hatte es mir vorgenommen, daß gleich das erstemal, wenn ich Sie oder Graf Ludwig sehn und sprechen würde, ich auch zugleich das Schauspiel mit einer wunderbaren Scene eröffnen wollte, um so desto eher einen bleibenden Eindruck bey ihnen zu machen. In mein Haus wünschte ich sie beyde daher zu wissen, und Maria hatte auch schon Auftrag, für die Erfüllung meines Wunsches zu sorgen. Das Ohngefähr realisirte eher meinen Wunsch, als ich dachte. Sie kamen mit Ihrem Vetter an einem stürmischen Abende zu mir, und ich führte jetzt aus, was schon lange beschlossen war. Sie sollten nämlich bey mir einschlafen und auf Ihrem Schlosse wieder erwachen. Einer meiner Bedienten mußte gleich nach Ihrem Lustschlosse fort, und Maria und Joseph von allem Nachricht geben, damit sie ihre Anstalten treffen konnten. Das erste war, daß Joseph dem alten Kutscher in ein Glas Brantwein ein von mir verfertigtes Schlafpulver schüttete, dessen Wirkung auf einige Stunden berechnet war. Einen Nachschlüssel zum Stalle besaßen wir auch, und so konnten wir ihre Pferde sehr gut dahin bringen.

Während ich sie beyde bey mir im Zimmer allein ließ, redete ich draußen mit meinen Bedienten und

einem Mönche, der bey mir war, alles ab. Ich führte sie hierauf in ein andres Zimmer, das zu den folgenden Scenen eingerichtet war. Hier suchte ich Ihre Gesinnungen über manche Dinge durchs Gespräch zu sondiren, und ich muß Ihnen gestehn, mein Graf, daß ich nicht viel Tröstliches für mich fand. Vorzüglich Sie, Graf Julius, waren sehr behutsam und zurückhaltend in Ihren Aeußerungen.

So wie meine Wanduhr zwölfe schlug, sollte das Wunder seinen Anfang nehmen. Ich stellte mich daher zuförderst erschrocken und überrascht. Mein Bedienter mußte über uns mit einer Kugel ein Getöse machen. Durch eine blecherne Röhre, die oben durch die Decke des Zimmers gieng, fuhr ein Blitz. Die Lichter waren von mir eigends dazu eingerichtet, daß sie nur auf bestimmte Zeit brennen und dann verlöschen mußten. Wie ich merkte, daß der Zeitpunkt da sey, so ergriff ich das Weinglas. Dies war die Losung für meinen lauernden Bedienten. Er ließ blitzen und donnern, ich verschwand durch eine Fallthüre, die sehr geschickt zu meinen Füßen angebracht war, und deren Oefnung Sie nicht bemerken konnten, weil der Tisch davor stand. Die Lichter erloschen, und Sie sahen sich mit Ihrem Vetter in tiefer Finsterniß und allein. Doch, daß auch sie beyde nicht lange wach bleiben durften, dafür war gesorgt. Mein Bedienter, der, wie Sie wissen, an einem andern Tische den Wein einschenken und uns darreichen mußte, gab Ih=

nen beyden endlich eine starke Dosis von meinem Schlaftrunk, wodurch Sie nach einigen Minuten in tiefe Betäubung und den festesten Schlaf fallen mußten. Ein kleiner, leichter Wagen stand schon bereit, sie wurden beyde hineingetragen, und so lange der Weg uneben war, mußte mein Bedienter ganz langsam fahren, um ein allenfallsiges Erwachen durch das heftige Schütteln zu verhüten. Doch dies dauerte nur eine kurze Strecke; der Weg zog sich bald über einer Wiese weg, und hier giengs im raschen Trotte. Mein zweyter Diener ritt mit Ihren Pferden vor weg; ich saß bey Ihnen im Wagen. Wir kamen glücklich, ohne daß sie Beyde aufwachten, zum Schlosse, und blieben in einiger Entfernung von dem Flügel, wo Ihre Zimmer sind, halten. Maria und Joseph kamen durch eine Hinterthüre des Schlosses zu uns. Wir hoben Sie, und Ihren Vetter aus dem Wagen, und mit aller möglichen Behutsamkeit wurden sie durch die Hinterthüre hinauf in ihre Zimmer gebracht, und hier auf ihre Betten gelegt. Da die Zimmer am äußersten Ende des Schlosses lagen, so konnten die übrigen Bewohner, bey der Stille, die wir beobachteten, so leicht nicht aus dem Schlummer geweckt werden. Bey dem Kutscher hatte der Schlaftrunk gleichfalls gute Wirkung gethan, und Joseph brachte die Pferde ohne Gefahr in den Stall.

Auf diesem ganz natürlichen Wege war es also, wie Sie jetzt sehn, möglich, daß Sie bey mir ein-

schlafen und in Ihrem Zimmer wieder erwachen konnten. Daß übrigens Maria bey den Unterredungen, die sie beyde mit ihm in Ansehung meiner hielten, eifrigst gegen mich sprach, war nur einer von den gewöhnlichen Kunstgriffen. Desto besser konnten wir nicht nur ihre Gesinnungen gegen mich erforschen, sondern Maria war auch um so eher gegen die Entdeckung unsers Einverständnisses gesichert.

Was die Geschichte mit der Jagduhr und dem Zettel anbelangt, so war Maria es, der durch einen Nachschlüssel Ihr Pult öfnete, und sie herausnahm. Ich schrieb den Zettel dazu, und mein Franzesko war es, der in der Nähe des Schlosses auflauerte, und so, wie Joseph, der an Ihrem Zimmer gehorcht hatte, ihm einen Wink davon gegeben hatte, daß Sie die Uhr vermissen; so übergab er dem Bauerknaben das Billet. —

In Ansehung des Vorfalls mit dem Bettler muß ich Ihnen sagen, daß ich Sie gleich anfangs sehr gut bemerkte, und daher konnte ich auch hernach, wie Sie zu mir herankamen, desto leichter den Unbefangnen spielen. Es war mir übrigens sehr lieb, daß Sie einen Zuschauer bey der Scene mit dem alten Soldaten abgaben, ich gewann in Ihren Augen durch mein Betragen, und das wollte ich. Warum ich Sie nur in der Mitternachtsstunde, und nicht in Deutschland, sprechen zu können vorgab, geschah

gleichfalls, um Ihre Ideen von mir aufs höchste zu treiben. Daß meine Worte in Erfüllung gehn sollten, dafür hoffte ich schon sorgen zu können. —

Wir hatten Ihnen versprochen, die Uhr so bald wie möglich an Sie wieder zu überliefern, und der festliche Abend in der Residenz schien uns die beste Gelegenheit zur Erfüllung unsers Versprechens. Allein zugleich wollte ich an diesem Abende den Grund zu einem andern Plane legen. Sie sollten sich verlieben, und zwar sollte Ihre Liebe einen romantischen Anstrich erhalten, ich hoffte Sie so desto fester an mich zu fesseln. Um zu sehn, ob Sie für den Gegenstand Ihrer Liebe eingenommen wären, oder nicht; so sollten Sie denselben erst im Gemälde sehn. Deshalb erhielten Sie die Tabatiere mit Josephinens Bildniß, und darinn Ihre Uhr. Ich war selbst in der Residenz, und erfuhr noch an dem nämlichen Abend, zu meiner großen Freude, von Maria, wie sehr das Portrait Sie interessire. Er hatte schon längst vorher Ihnen, mein Graf, das Ihrige entwandt, und durch Josephinens Tante hatte es die schwärmerische Josephine erhalten, um zugleich auch hier zu wissen, welchen Eindruck dasselbe bey ihr mache, und ob sie Neigung für das Original zeigen würde, oder nicht. Ihre Tante bemerkte dieselbe bey ihr, und mußte jetzt nach Talissa kommen, damit sie auf dem Masquenball mit Ihnen zusammentreffen konnte. Josephine mußte sich als

Perserinn kleiden, gerade so, wie sie auf dem Gemälde gezeichnet war. Einer von meinen Bekannten begleitete das Mädchen als weißer Domino. Sie tanzten mit ihr, mein Graf, und führten sie hernach ins Nebenzimmer. Ich bemerkte alles. Lange durften wir Sie nicht bey ihr allein lassen, um desto größere Sehnsucht zu dem Mädchen bey Ihnen zu erwecken. Josephinen war es daher angekündigt worden, das Klatschen als Zeichen des Aufbruchs anzusehn. Wie sie anstand zu folgen, wie sie in Ihren Armen verweilte; so mußte ein Diener von mir, das Licht, das dicht am offnen Fenster stand, ausblasen, während ich ins Zimmer trat, und Josephinen fortriß. —

Am andern Tage nach diesem Ballabende, eilten Sie zu mir, mein Graf, und hier begegnete Ihnen ein neues Abentheuer. Ich saß mit einem alten Mönche, der ein verschmitzter Jesuit war, unter dem Eichbaume in meinem Thale, und hatte von hier gerade die weite Aussicht nach dem grauen Walde. Durch einen kleinen Handtubus ward ich Sie schon nebst einem Bauer in weiter Ferne gewahr, und ahnete gleich, daß Sie zu mir wollten. Ich durfte Sie, meiner Aussage zu Ihnen gemäß, in Deutschland nicht wieder sprechen, darum eilte ich gleich mit meinem Freunde ins Haus, verschloß dasselbe, und suchte mich zu verbergen. Aber mein Gesellschafter gab mir zuvor noch den Einfall mit dem Briefe an. Ich

verfertigte denselben schnell mit dicker, schwarzer Dinte, der man das frisch geschriebene nicht ansehn konnte, siegelte schnell und eilte darauf in einen verborgenen Keller. Der Pater spielte seine Rolle meisterhaft, er schwur selbst auf dem Bilde des Gekreuzigten, zeigte Ihnen die Aussicht durchs Fenster, von da *aus man* Sie freylich nicht so weit hätte bemerken können, kurz wandte alles an, Sie zu überreden, daß er unschuldig, und der Brief schon am Morgen geschrieben sey, und ich glaube, daß sein Spiel Sie täuschte. Er gab sich für einen Bedienten von mir aus, und hatte deshalb Livree angezogen. Sie besahn das andere Zimmer, konnten aber die Fallthüre, da sie vortrefflich angelegt und unten verriegelt war, weder entdecken, noch wankend machen.

Noch mehr mußte Sie darin, daß ich nicht zu Hause gewesen sey, die Nachricht von Ihrem Vetter Ludwig bestärken, daß ich ihm im Garten des Baron Lau..dale spät des Abends erschienen sey; denn wahrscheinlich hat er Ihnen dies Abentheuer mitgetheilt. Allein ich konnte auch dies sehr gut. Sie wissen jetzt, daß ich den Baron und seinen Sohn für die Verschwörung gewonnen hatte, ich stand also mit ihm im Verständniß. Sein Gut liegt nicht weit von meinem Thale, und ich konnte, wenn ich einen Richtweg, der über einen kleinen Fluß führte, und über den ich eigends dazu einen Steg hatte machen lassen, einschlug, in einer mäßigen Stunde

de zu dem Baron kommen. Ich hatte gerade an dem Tage, da sie bey mir waren, wichtige Dinge mit ihm zu verabreden, und kaum waren sie fort, so schlenderte ich zu ihm. Ich erfuhr erst auf dem Guthe, daß der Baron Gesellschaft habe, und daß auch Ihr Vetter dort sey. Ich hielt mich daher incognito bey dem A ten auf, und nur sein Sohn wußte es. Spät am Abend, wie die Gesellschaft sich in den Salon begeben hatte, eilte ich in den Garten, weil ich hier keine Entdeckung mehr befürchtete, und allein zu seyn glaubte. Aber bald darauf sah ich durch die Gebüsche Ihren Vetter nebst dem jungen Baron. Sie sprachen von Ihnen, mein Graf, und ich hörte endlich Ludwig fragen: wo Sie heute wohl möchten gewesen seyn. Ich kam auf den Einfall, ihm das selbst zu sagen, und trat deshalb aus dem Gebüsche. Das übrige wissen Sie wahrscheinlich. Ich eilte wieder fort, und um ein mögliches Einholen zu verhüten, war der junge Baron so gescheut, ihn einige Minuten aufzuhalten, bis ich füglich entwischen konnte. So war dies Abentheuer beschaffen.

Sie führten bald darauf, wie Maria mir wieder erzählte, ein Gespräch mit letzterem, ob einige Menschen mit höheren Wesen in näherer Verbindung stehen könnten, oder nicht. Dies war mir lieb. Der Funke, den ich in ihren Busen warf, hatte also schon Feuer gefangen. Maria spielte hier, so wie überall, wo es darauf ankam, durch Scheinheiligkeit

und Heucheley jemanden zu überführen, seine Rolle vortrefflich. Er wollte sich anfangs auf Ihr Gespräch nicht einlassen, suchte es Ihnen hernach wahrscheinlich zu machen, daß einige Menschen wohl im Besitze höherer Geheimnisse seyn könnten, und beschloß endlich den ganzen Act mit — einem Mährchen, das wir vorher schon erdacht hatten. Als er hernach mit Ludwig einstmalen zu mir kam, so setzten wir das Mährchen fort. Ich mußte der Mann gewesen seyn, der ihm seinen sterbenden Vater gezeigt hatte, er betete mich als ein höheres Wesen an, und riß durch seinen ungestühmen Enthusiasmus den feurigen Ludwig mit sich fort. Warlich! hielt ich es nicht für Schwäche und unter meiner Würde, zu lachen, ich hätte laut auflachen mögen, wie ich den alten Schlaukopf so trefflich den nach höherer Weisheit dürstenden Neuling machen sah. —

Den Brief, welchen Sie vom Grafen Ludwig aus dem . . . Bade erhielten, hatte Maria vorher geschickt zu öfnen gewußt, und daraus die Zusammenkunft Ihres Vetters mit Josephinen vernommen. Was Maria sich vorher dachte, geschah, Sie beschlossen nach dem Orte hinzureisen. Ich erhielt gleich am Morgen Ihrer Abreise von Maria Nachricht davon, und da ich doch in jener Gegend wichtige Geschäfte hatte, so beschloß ich, Ihr unsichtbarer Begleiter zu werden, und zugleich mein Versprechen zu erfüllen. Joseph ward vorläufig instruirt, und mußte dafür sorgen, daß Sie keine andere Wege nahmen, als die ich ihm vorzeichnete.

Sie kamen nach einigen Tagen in ein Kloster, und ahneten es gewiß nicht, daß ich damals mit Ihnen unter Einem Dache sey. Der Abt war mein Freund, und von der ganzen Verschwörung unterrichtet. Hier karteten wir die Geschichte mit den Räubern ab, von denen Sie bald darauf im Walde angegriffen wurden. Ich will mich darüber in kurzem gegen Sie auslassen. Nicht in Deutschland wollte ich Sie wiedersehn, hatte ich Ihnen gesagt. Jetzt war die Gelegenheit da, meine Aussage wahr zu machen, und ich durfte sie nicht fahren lassen. Sie waren nicht weit von der ***nischen Grenze, und dahin mußte ich Sie haben. Joseph würde sie nicht überredet haben, dahin zu reisen, das sah ich ein, und Sie selbst kamen vielleicht auch so leicht nicht auf den Einfall. Wider Ihren Willen mußte man Sie also dahin bringen, das war der kürzeste Weg zum Ziele. Einige Klosterknechte, mein Franzesko nebst zweyen Mönchen aus dem Kloster des Abtes mußten sich deshalb als — Räuber verkleiden, voraus in den Wald eilen, und Sie hier gefangen nehmen. Sie schossen zwar, allein Joseph hatte schon vorher dafür gesorgt, daß die Schüsse unschädlich werden mußten. Die Pistolen waren blind geladen. Man ängstigte Sie baß unterwegs, um Sie in dem Glauben, daß sie wirkliche Räuber um sich sehn, zu bestärken.

Das Häuschen im Walde bewohnte ein alter Mönch, und hier sollte das Ziel Ihrer Reise in Gesell-

schaft der Räuber seyn. Die Worte des sogenannten Anführers zu dem Alten vom Todthungern waren so ernstlich nicht gemeint. Das Menschengerippe in dem Keller war ebenfalls ein vorher erst dahin gelegtes Gerippe. Wie sehr sie in Furcht gesetzt waren, hörten wir durch Ihr lautes Beten; ich war nämlich gleichfalls in der Hütte, und von weitem den Räubern nachgereist. Ihre Befreyung durch den — treuen Joseph werden Sie jetzt eben auch nicht mehr für einen so gewagten Liebesdienst wollen gelten lassen. Und ich brauche darüber nichts mehr zu sagen. Die Geschichte von meiner Erscheinung war ein Mährchen von meiner Erfindung. —

Die Angst Ihrer besorgten Eltern um Ihretwillen suchte der — mitleidige Maria durch ein Brieflein, das er in Ihrem Namen verfertigte, zu stillen. Die Hände verstand er vortrefflich nachzumahlen!

Joseph hatte Auftrag von mir, Sie dahin zu überreden, in dem Kloster, bey welchem Sie vorbeykamen, etwas auszuruhen. Sie willigten ein. Ich befand mich schon dort, und wenn ich Ihnen sage, daß Sie vor einem Jesuitenkloster abstiegen, so wissen Sie wahrscheinlich schon genug. Hier wollte ich ihnen erscheinen. Der Prior war einer von jenen Menschen, die mit dem Kopfe gerne vorn weglaufen, ohne sich erst lange zu besinnen, ob es auch so recht ist. Daher sein höchst unüberlegtes Gespräch mit Ihnen, und seine Fra-

gen, womit er Sie gewiß nicht mehr kann gepeinigt haben, als ich es durch deren Anhörung im Nebenzimmer ward. Er wollte Sie sondiren, und verstand nicht das geringste von der schweren Kunst, einen auszuholen. Ich las ihm hernach den Text darüber, sonst würde er gewiß bey Tische wieder davon angefangen haben; so aber hatten Sie Ruhe vor ihm.

In der Nacht endlich erschien ich Ihnen, mein Graf, und so wunderbar Ihnen damals alles vorkommen mochte, so ging doch alles sehr natürlich zu. Kurz vor zwölfe sollten Sie aufwachen. Ueber Ihrem Bette war in der hölzernen Decke des Zimmers ein kleines Loch gemacht, das man durch einen Pfropfen von der nämlichen Farbe, wie die Decke, sehr gut zustopfen konnte. Durch dies Loch mußte ein Mönch, der sich über ihrem Zimmer befand, die Spitze eines Blasebalgs stecken, und so die Luft Ihnen grade ins Gesicht drücken, während er zu gleicher Zeit mit dumpfer Stimme Ihren Namen rief. Sie wachten auf, und die Glocke schlug. Ihr Nachtlicht war so eingerichtet, daß es zur bestimmten Zeit verlöschen mußte Die Musik, die Sie hörten, entstand durch eine Glockenharmonika, die man nach und nach Ihrem Zimmer näher brachte, das übrigens schon ehmals zu ähnlichen Auftritten gebraucht und ganz darauf eingerichtet war. Die Wand, aus der ich hervortrat, war von dünnen Brettern, die in der Mitte beweglich waren und sehr schnell und leicht nach beyden Seiten hin von einander geschoben werden konn-

ten. Die ganze Wand war vorher mit Phosphor bestrichen, der im Dunkeln an zu leuchten fing. Gleich hinter der Wand war eine Fallthüre angebracht, die so lang war, als die Bretter in der Mitte von einander geschoben werden konnten. Längs der Fallthüre lief am Boden eine schmale blecherne Rinne, die mit Spiritus angefüllt war. Die Fallthüre ward niedergelassen, der Spiritus angezündet, und hierauf schoben zwey Mönche im Nebenzimmer ganz allmählich und sehr behende die spanische Wand zurück, so daß Sie, mein Graf, nur nach und nach die Flamme erblicken konnten, die sich gewissermaßen vor ihren Augen zu vergrößern schien. Wären sie jetzt beherzt aufgesprungen, so hätten sie warscheinlich die ganze Maschinerie entdeckt. Um dies zu verhüten, betrat ich schnell unten den Boden der Fallthüre, und ließ mich in die Höhe schleudern, so daß ich dicht hinter die Flamme zu stehen kam. Ich schritt über derselben weg zu Ihnen ins Zimmer. Warum ich Sie vor dem Abte warnte, und Sie bat, Morgen frühe aufzubrechen, geschah bloß, um Sie zu überreden, als stehe ich mit dem Abte in keiner Verbindung und sey Ihnen bloß durch höhere Kraft erschienen.

Josephinens Aufenthalt wußte ich durch ihre Tante, und konnte Ihnen also bestimmt sagen, wo Sie dieselbe sprechen würden. Es war uns im übrigen sehr daran gelegen, daß Sie mal wieder mit dem Mädchen zusammen kämen.

Ich hatte es mir schon vorher vorgestellt, daß Sie mich vielleicht nicht so ruhig würden fortziehn lassen, und meine Maasregeln hienach genommen. Vorne auf der Brust hatte ich eine schwarz angestrichne Platte von dünnem Eisenblech befestigt, die auf das stärkste elektrisirt war, und jedem, der sie berührte, den heftigsten Schlag versetzen mußte. Ein Mönch hatte zugleich die Weisung erhalten, so wie Sie mich anfaßten, in dem nämlichen Augenblick im Nebenzimmer eine gute Portion Hexenmehl durch die Flamme zu blasen. So entstand Blitz und Schlag, und Sie sanken vor Schreck betäubt nieder, während ich schnell die Fallthüre betrat, und in dem nämlichen Augenblick, daß ich niedersank, schoben die zwey hülfreichen Geister die Bretterwand wieder vor, so daß von allem nichts mehr zu hören und zu sehn war.

Daß der Prior mit seinen Mönchen in Nachtkleidern zu Ihnen kamen, geschah bloß, um Ihnen noch mehr glauben zu machen, als wenn sie von dem Abentheuer nichts wüßten.

Joseph stand am andern Morgen, wie Sie aufwachten, schon vor Ihrem Bette, und gleich darauf kam auch der Mönch, um zu verhindern durch ihre Gegenwart, daß Sie die Wand nicht genau untersuchen möchten; denn Sie hätten doch vielleicht etwas entdecken können. Daß übrigens Joseph eben so gut, wie Sie selbst, wußte, wo Ihre Pferde waren, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen.

Noch ehe sie vom Kloster fortgingen, war ich schon aufgebrochen, und nach dem Schlosse, wo Josephine sich aufhielt, um mit deren Tante weitere Verabredungen zu nehmen. Der Eigenthümer des Schlosses war mit uns nicht einverstanden, ich kannte ihn jedoch so.

Das Quartier für Sie ließ ich durch meinen Bedienten bestellen, eben so erhielten Sie die 50 Dukaten durch mich.

Josephine sprachen Sie, sie erzählte Ihnen ihre Geschichte, die ich versteckt mit angehört habe. Ich will daher nur einiges zur Ergänzung anführen. Die Eltern dieses schönen, schuldlosen Mädchens, das mit uns nie in einer geheimen Verbindung gestanden hat, sind beyde todt. Sie ist von vornehmer Abkunft. Ihr Vater war ein reicher Graf, ihre Mutter ein Fräulein aus einem alten, adlichen Geschlechte. Die Eltern des Grafen wollten die Vermählung nicht zugeben, ihr Sohn entführte daher seine Geliebte, ließ sich heimlich trauen, und verbarg sie an dem Orte, wovon ihnen Josephine erzählt hat, und wo er das kleine Gütchen für sein Weib kaufte. Josephine ist die einzige Frucht dieser Ehe. Nur selten durfte der Graf bey seinem Weibe seyn, damit seine Eltern keinen Verdacht schöpfen möchten. Er starb plötzlich, eher als seine Gemahlinn. Unvorbereitet erhielt diese die Nachricht von seinem Tode, der die Ursache des ihrigen ward. Josephinens Tante, die seit kurzem Wittwe geworden war, und durch

ihren Mann für unsre Verbindung gewonnen ward, beschloß, das verwaiste Mädchen zu sich zu nehmen, und sie zum brauchbaren Mitgliede für uns aufzuerziehn. Ich reiste mit einem Schwager von der Tante nach Josephinens Geburtsort, um sie von da abzuholen. Sie wissen, mein Graf, daß das Mädchen sich sträubte. Da ich ihren schwärmerischen Charakter kannte, so beschloß ich, als ihren Beschützer mich zu zeigen, und ihr Gehorsam zu gebieten. Josephine hat Ihnen die nächtliche Erscheinung erzählt. Die himmlische Musik geschah durch ein Instrument, das in freyer Luft von selbst die sanftesten Laute von sich giebt. *)

Wir durften es Josephinen nicht sagen, daß ihr Vater todt sey, weil wir sie durch Vorspiegelung, als wolle ihr Vater es so, zu manchen Zwecken brauchen konnten. Ich glaube, sie weiß seinen Tod noch nicht. Im Kloster zu * * * * im *** schen liegen übrigens die Dokumente zu Josephinens und ihrer Eltern Geschichte, und die Belege von der Wahrheit meiner Aussage. Ihre Eltern wurden dort getraut, und wenn es Ihnen darum zu thun ist, mein Graf, so können Sie dort sich selbst von der Wahrheit dessen, was ich Ihnen von des Mädchens Herkunft erzählt habe, überzeugen. Das Mädchen verdient ein besseres Schicksal, als ihr bevorsteht, denn ihre Tante ist seit der Zeit, daß Sie zum letztenmale die Unglückliche, die Sie heiß und in-

*) Wahrscheinlich eine Aeolsharfe.

nig liebt, gesprochen haben, Ihre Tyrannin geworden. Ich glaube, daß sie jetzt auf ihrem Geburtsorte, nicht weit von jenem Kloster, das ich so eben genannt habe, sich aufhält. Der Ort heißt * * * * *

Was die Geschichte mit dem jungen Menschen betrifft, den Josephine auf Befehl ihrer Tante im Garten erwarten sollte, und wobey erstere zum großen Aerger ihrer Tante sich so links benahm; so war derselbe ein junger, aber sehr reicher Edelmann, der viel Ansehn im Lande hatte. Wir nahmen ihn aufs Korn, um ihn für uns zu gewinnen, und da er ein ziemlicher Wüstling und Liebertin war; so sollte Josephine der Köder werden, um den Fisch zu fangen Aber das Ding lief übel ab, und seit dieser Zeit ward die Tante täglich dem Mädchen immer mehr feind.

Ich trat endlich wieder dazwischen, und suchte Josephine zu trösten. Was bey ienem Menschen nicht glücken wollte, das, dachten wir, würde vielleicht zwischen Ihnen, mein Graf, und Josephinen hervorgebracht werden; deshalb hang am andern Morgen nach meiner Erscheinung um Josephinens Hals — Ihre Silhouette. —

Ich entsinne mich, daß ich schon einmal mit Ihnen in meinem Thale über das Abentheuer mit dem Baron Trost im * * * Bade gesprochen habe; allein den wahren Zusammenhang der ganzen Geschichte verschwieg ich damals. Hier ist er. Der Baron, der

Lieutenant und ich, waren einverstanden, die Häscher waren nichts weniger, als Handlanger der heiligen Gerechtigkeit, sondern unsre Leute. Mit Fleiß fieng der Baron die Händel mit Ihnen an, und damit Sie keinen fremden Secundanten wählen möchten; so bot sich der Lieutnant dazu an.

Die Pistole, welche der Baron gegen mich abschoß, war blind geladen, und konnte also nicht treffen. Ich trieb Sie an zu entwischen, weil die ganze Betrügerey, sobald wir nach der Stadt gekommen wären, hätte offenbar werden müssen.

Bald nach Ihrer Zuhausekunft von der abentheuerlichen Reise besuchten Sie und Ihr Vetter mich. Das Gespräch kam, was ich schon lange gewünscht hatte, auf Menschen, die mit höheren Kräften sollten begabt seyn. Wir kamen endlich darauf, Geister zu citiren. Sie fragten mich: ob ich dies könne, ich bejahte es, und nun mußte natürlicherweise bey Ihnen der Wunsch entstehn, eine Probe von meiner Kunst zu sehn. Ich war darauf vorbereitet, und hatte schon längst beschlossen, Ihnen Josephine zu zeigen. Ob Sie dieselbe zu sehn wünschten, kann ich nicht gewiß bestimmen, und eben deswegen ließ ich Sie auch nicht ausreden, wie Sie die Person nennen wollten, die Sie zu sehn wünschten. Hätten Sie nämlich eine andre Gestalt sehn wollen, und die genannt; so würden Sie mich in große Verlegenheit gesetzt haben, denn ich hätte warlich dann mein Versprechen nicht erfüllen können, und meine ganze Kunst zu Schanden gemacht.

Die ganze Citation war sehr einfach, weil ich glaubte, grade hiedurch bey Ihnen mehr Eindruck zu machen, als wenn ich viele Zurüstungen gemacht hätte. Ein junges Mädchen, die in Ansehung ihres Wuchses und ihrer Haare einige Aehnlichkeit mit Josephinen hatte, und die seit einiger Zeit meine Wirthschaft besorgte, mußte Josephinen vorstellen. Ich verstehe die Kunst, Wachslarven zu verfertigen, die aufs täuschendste Aehnlichkeit mit den Gesichtern haben, die sie vorstellen sollen. Eine solche Larve hatte ich schon längst gemacht, wovon Josephine das Modell war. Meine Mamsell mußte sich gerade so kleiden, wie Josephine sich trug, die Larve vornehmen, und ein Porträt, das bloß in Ansehung der Einfassung mit dem Ihrigen Aehnlichkeit hatte, in der Hand halten. Der dünne Nebel, der endlich ganz dick wurde, war weiter nichts als ein starkes Räuchern von meinem Bedienten, mit einem penetrant riechenden Räucherpulver. Er hatte sich so in die Gebüsche postirt, daß Sie ihn nicht gewahr werden konnten. Das Mädchen trat endlich in den dicken Dampf, und so wie dieser sich nach und nach zertheilte, erblickten Sie die Figur, die ich selbst würde für Josephine gehalten haben, wenn ich nicht Urheber des Betrugs gewesen wäre.

Sie hatten es mir zwar vorher versprochen, sich der Erscheinung nicht zu nähern; allein dessen ungeachtet wollten Sie doch darauf los eilen. Ich durfte dies nicht gleich zugeben, bis meine Leute sich durch das

dichte Gebüsch fort hinlänglich in Sicherheit begeben hatten; deshalb hielt ich Sie mehrere Minuten auf. Sie untersuchten endlich, und fanden nichts, weil nichts mehr da war.

Sie erhielten von Josephinen einen Brief aus C., wo sich das Mädchen damals mit ihrer Tante aufhielt, mit der Bitte, zu ihr zu kommen. In C . . . erhielten Sie Ihre Dose durch einen Kaufmann wieder, der Ihnen dabey ein Mährchen erzählte, das seine Erfindung Josephinens Tante verdankte. Letztere wohnte grade über dem Kaffeehause, wo Sie hereingingen. Sie sah Sie, mein Graf, und beschloß zugleich, Ihnen die Dose wieder zustellen zu lassen, die sie seit einiger Zeit in Händen gehabt hatte. Der Kaufmann war mit uns in keiner Verbindung, allein er war ehmals Kammerdiener bey den Eltern der Tante gewesen, letzte kannte ihn sehr gut, wußte daß er ein gescheuter Kopf sey, und da er gewöhnlich des Abends nach eben dem Kaffeehause zu gehn pflegte, wo Sie einsprachen; so mußte er das Geschäft übernehmen, wozu er sich sehr gerne verstand, da er sich unendlichen Spaß von Ihrer Verlegenheit und Ihrem Staunen versprach. Ob er ihn mag gehabt haben, kann ich nicht bestimmen. —

An dem nämlichen Abend, wie Sie nach C . . . eilten, hätte Ihr Vetter Ludwig beynahe mich und Maria sehr ungelegen überrascht. Ich sprach mit letzterem von der traurigen Nothwendigkeit, Ihrem Vater seine Lebenstage zu verkürzen, und Ludwig hörte etwas davon.

Maria half sich noch so ziemlich mit einer Lüge durch, deren Inhalt sie warscheinlich wissen.

Josephine überraschte Sie, mein Graf, im Gasthofe auf Ihrem Zimmer. Die heiße Liebe des Mädchens zu Ihnen verdrängte die weibliche Schüchternheit, und gab ihr Muth ein. Was Sie bey Ihnen wollte, haben wir von ihr nicht erfahren können. Durch Joseph, der etwas mußte bemerkt haben, bekam die Tante Nachricht davon. Vier Bediente mußten sich verkleiden, der Marqueur ward bestochen, öfnete den Leuten die Thüre, und die Geliebte ward Ihren Armen entrissen. Noch in der nämlichen Nacht reiste die aufgebrachte Tante mit ihr fort. —

Das letzte Abentheuer, was Sie durch mein Veranstalten erlebten, geschah im Walde ohnweit Ihres Schlosses. Ich wußte durch Joseph die Zeit, wann Sie den Wald passiren würden, und beschloß, Sie hier durch dunkle Andeutungen auf den Tod Ihres Vaters vorzubereiten. Daß die Räuber verkleidet, und die Pistolen nicht geladen waren, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen. Den Mönch mit der Blendlaterne, als alter Greis verkleidet, hatte ich bloß bey mir, um dem Dinge mehr anziehendes zu geben. Die Pistole, welche ich unter die Räuber schoß, war gleichfalls nicht geladen, und das Lamentiren des einen von ihnen bloße Verstellung.

Hier haben Sie über alles, mein Graf, was Ihnen durch mich Wunderbares zugestoßen ist, die auf-

richtigste Erläuterung. Ich glaube hiedurch mein Versprechen ganz erfüllt zu haben. Ich habe das Vergnügen gehabt, Sie sammt Ihrem Vetter vor wenigen Tagen in meinem Kerker zu sprechen, und was ich dort zusagte, erfüllen diese Bekenntnisse. Vergessen werden Sie mich vielleicht eben nicht, das glaube ich; wie aber mein Andenken bey Ihnen seyn wird, darüber will ich nichts bestimmen. Vielleicht sind Sie durch mich belehrt worden, künftighin nicht nur sich selbst davor zu hüten, Dinge, die einen wunderbaren Anstrich haben, sogleich auch für Wunder zu halten; sondern Sie können auch andre durch Ihr Beyspiel von dieser schwachgläubigen Krankheit heilen. Und so hätte ich Ihnen doch etwas genützt. Leben Sie wohl!

Der Todestag der Verbrecher rückte endlich heran, sie wurden in Talissa enthauptet. Der Unbekannte und Maria beschlossen das blutige Trauerspiel. Letzterer hofte noch auf dem Schafott Gnade zu erhalten; wie er aber endlich sah, daß seine Hofnung vergebens sey, da ward er bis zum äußersten muthlos. Er stürzte nieder auf seine Kniee, er hob die Hände gen Himmel, und schrie laut um Gnade. Ströme von Thränen flossen über seine Wangen herab, man mußte ihn binden, und mit Gewalt zum Sterbeblock schleppen. Unter Verwünschungen gegen sich selbst, gegen den Unbekannten, gegen seine Richter und den Fürsten endete er sein Leben.

Mit Ernst und stolzer Würde betrat der Unbekannte das Schafott; mit der Ruhe eines Weisen blickte er mit seinen großen Augen einige Minuten die staunende Menge an. Der Scharfrichter trat näher, um ihn

entkleiden. „Zurück!“ sagte der Unbekannte, „ich kann das selbst!“ Geruhig entblößte er seinen Hals und band das Haar fest in einem Knoten oben auf dem Kopfe zusammen. „Schnell! schnell!“ rief er endlich dem Scharfrichter zu, und blickte verächtlich nach den Zuschauern; „es ist mir verhaßt, solche Gesichter länger zu sehn. „Er eilte schnell dem Blocke zu, aber plötzlich stand er stille, kehrte sich rasch um, und ging ans äußerste Ende des Schaffotts. „Heil und Glück allen Jesuiten und ihren Freunden! Tod und Verderben eurem Fürsten und seinen Anhängern!“ rief er mit fester lauter Stimme vom Schaffott herab dem Volke zu, und legte hierauf ohne Furcht seinen Hals auf den blutigen Block. Mit einem Hiebe trennte der Nachrichter den Kopf vom Rumpfe.

Der Bruder des Fürsten befand sich noch immer in engem Gewahrsam auf dem Bergschlosse. Hier erhielt er die Nachricht von dem Tode seiner Mitverschwornen, und zugleich ward ihm seine Strafe angekündigt. Er tobte und wüthete, wie er keine Gnade sah, wie er hörte, daß er auch sterben solle. Die gräßlichsten Schwüre gegen seinen Fürsten und Bruder stießen seine Lippen aus.

Adelbert hatte lange bey sich gekämpft, ob er das Todesurtheil seines Bruders unterschreiben solle, oder nicht. Er glaubte endlich, einen Ausweg gefunden zu

haben, und ließ den Minister kommen. „Hier ist die Unterschrift,“ sagte der Fürst, und gab ihm die Todesurtheile; „nur die wegen meinem Bruder fehlt. Ich kann hier nicht schreiben; sagen sie einen Ausweg, wenn ihnen die Ruhe meines künftigen Lebens lieb ist.“

Minister. Wenn ihr Herz, mein Fürst, davor zurückbebt, unter jenes Blatt ihren Namen zu setzen, wenn sie glauben, es nur mit Aufopferung ihrer Ruhe thun zu können; dann dürfen sie nicht schreiben, dann bitte ich selbst für ihn um Gnade. Einen Ausweg, gnädigster Herr, weiß ich jedoch nicht; hier heißt es nur Tod, oder Gnade.

Fürst. Hören sie meine Meinung. Wir lassen überall aussprengen, ich habe das Urtheil unterzeichnet, der Prinz sey nicht begnadigt. Ihm selbst soll sein Tod angekündigt werden. Wir sprengen ferner aus, ich hätte befohlen, daß der Prinz auf dem Bergschlosse, in der größten Stille, nur bloß in ihrer und des Kommandanten Gegenwart, in seinem Zimmer solle enthauptet werden, und daß das Urtheil auch wirklich so vollstreckt sey. Sie reisen deshalb nach dem Bergschlosse, und da wir der Treue und Verschwiegenheit des alten Kommandanten versichert sind; so sagen sie ihm, daß er zum Schein alle Anstalten zum Tode des Prinzen machen, daß er einen Sarg bestellen, daß er das Zimmer schwarz ausschlagen und einen Sterbeblock hineinschaffen

lassen soll. Dies sey aber auch alles. Mein Bruder soll leben, aber in der engsten Gefangenschaft. Der Kommandant suche ein anständiges, aber verborgenes und eng verwahrtes Zimmer aus wo, niemand den Prinzen weder sehn, noch hören kann; hier besorge er durch einen Menschen von erprobter Treue, alles hin, was zur Bequemlichkeit und Auszierung eines Zimmers nöthig ist, er lasse ferner Bücher, und Farben zum Zeichnen und Mahlen dahin bringen, damit der Prinz sich die Zeit vertreiben könne. Er sprenge endlich aus, daß in der und der Nacht der Prinz enthauptet werden solle, und führe ihn dann in sein neues Gefängniß, wo ihn niemand ausser der Kommandant, und jener Mensch, der das Zimmer ausmöblirt hat, besuchen darf, und zwar immer nur des Nachts. Zu mehrerer Sicherheit lasse man den neuen Aufwärter des Prinzen einen Eyd ablegen, nie ein Wort von allem über seine Zunge kommen zu lassen. Ein leerer Sarg kann am andern Tage statt des Prinzen zur Erde bestattet werden. Sehn sie, so kann mein Bruder leben, und ist gewissermaßen so gut als todt anzusehn.

Der Minister ließ sich diesen Vorschlag gefallen, und reiste nach der Bergfestung ab. Allein es waren alle Maaßregeln vergebens. Man fand den Prinzen am andern Morgen, nachdem man ihm das falsche Todesurtheil angekündigt hatte, todt im Bette, und der Arzt sah bald, daß er sich vergiftet habe. Woher er

das Gift bekommen, wußte man nicht. Ein ofner Brief an seinen Bruder lag auf seinem Nachttische, und war in den verabscheuungswürdigsten Ausdrücken abgefaßt. Der Minister nahm den Brief und verbrannte ihn.

Der gute Fürst erschrack heftig, wie er die traurige Nachricht des Selbstmordes erhielt. Er weinte dem unnatürlichen Bruder die aufrichtigsten Thränen nach, und zeigte durch seine tiefe Trauer, wie sehr seinem weichen Herzen das unglückliche Ende des Mörders schmerze . . . .

Die ganze Sache war sonach nun endlich beendigt, und Adelbert konnte wieder den sanfteren Gefühlen der Liebe sich hingeben, er durfte an seine Vermählung mit Albertinen denken. In einer vertrauten Stunde sprach er mit dem Minister und Julius darüber, und dies Gespräch erweckte im Busen des liebenden Grafen eine heiße Sehnsucht nach der geliebten Josephine. Sein Fürst wollte durch die Hand eines guten Weibes glücklich werden; auch er wünschte es, und mit höher gefärbter Wange gestand er Adelberten seinen Wunsch, und bat um Erlaubniß, die unglückliche Geliebte aufsuchen zu dürfen. Der Fürst gab sie ihm gerne.

Auf Flügeln der Liebe eilte der feurige Jüngling

bald darauf aus Talissa's Mauern, nach dem Orte hin, wo Josephine nach dem Bericht des Unbekannten seyn sollte. Sein Fürst hatte ihm selbst Empfehlungsschreiben an die Familie von Josephinens Vater mitgegeben. Der Minister hatte ihm gerathen, sich erst an die Familie des verstorbenen Grafen zu wenden, um gleich im Anfange zu sehn, ob die Aussage des Unbekannten Wahrheit für sich habe, oder nicht. Der Graf befolgte diesen Rath, und eilte nach dem Orte hin, wo die gräfliche Familie sich aufhielt. Er hatte bald Gelegenheit, mit derselben Bekanntschaft zu machen, und erfuhr hier das nämliche von dem Tode des Grafen und der Liebschaft desselben mit Josephinens Mutter, wie es ihm der Unbekannte geschrieben hatte.

Jetzt hatte unser Julius fürs erste genug, und er eilte nun, so schnell wie möglich nach dem Kloster, wo Josephinens Eltern sollten getraut worden seyn. Durch Empfehlungsschreiben und ansehnliche Geschenke wußte er sich die Neigung des Klosterabtes zu verschaffen; so daß dieser ihm nicht nur endlich eingestand, daß alles so sich verhalte, wie der blaue Mann erzählt habe, sondern dem Grafen auch die Papiere deshalb vorzeigte. Auch erfuhr er hier, daß Josephine auf dem genannten Landsitze sich befinde, wo sie von der alten Dame, die einst Gesellschafterinn ihrer Mutter gewesen war, auf Befehl der Tante äußerst strenge und eingezogen gehalten werde. Die Tante selbst hatte eine ferne Reise gemacht, und niemand wußte, wohin.

Nichts stand dem Grafen jetzt mehr entgegen, grade nach Josephinens Aufenthalt hinzueilen. Er kam glücklich dort an, stieg vor dem Wirthshause ab, kleidete sich schnell um, und ging jetzt zu Josephinen. Es war schon gegen Abend. Der Graf glaubte, wie er an der Gartenmauer bey dem Hause vorbey ging, eine Laute zu hören. Er horchte aufmerksamer, und hatte sich nicht geirrt. Sein Herz schlug hörbarer, eine laute Stimme seines Innern sagte ihm, dies sey die Laute der Geliebten. Er kam zu der Gartenthüre, ergriff herzhaft den Drücker, und sie ging auf. Jetzt stand er im Garten. Er besann sich nicht lange, sondern eilte dem Tone der Laute nach, der ihn zu einem Lusthause von Immergrün und Jelängerjelieber führte. Wie er noch einige Schritte von demselben entfernt war, erkannte er schon das holde Mädchen, das allein, und mit dem Rücken ihm zugewandt in der Laube saß. Mit ausgebreiteten Armen flog er zu ihr, drückte sie an seinen Busen, und nur ein lautes Josephine! war er vermögend zu rufen. Das erschrockne Mädchen lag ohnmächtig in seinen Armen, und nur sein wiederholtes Rufen ihres Namens und seine brennenden Küsse brachten sie wieder zu sich. Welche Scene des Wiedersehns es war, wie die Geliebte den Geliebten erkannte, wage ich nicht zu schildern. Thränen der reinsten Freude näßten die schönen Augen des schuldlosen Mädchens, fest umklammerte sie den Heißgeliebten, und nur einzelne, abgebrochne Töne stammelte ihr Mund. „Fliehen sie mit mir," rief Julius endlich, nachdem das er-

ste Entzücken des Wiedersehns gefeyert war. „Eilen sie fort mit mir aus dieser Hölle, wo man sie quält, und ihrem jungen Leben jede Freude versagt. Ich weiß ihre ganze Geschichte, ich habe ihnen vieles, vieles zu sagen; aber nur nicht hier. O! kommen sie, zaudern sie doch nicht länger.“ — Josephine sträubte sich lange, den ungestümen Bitten des Grafen Gehör zu geben. Julius erzählte ihr kürzlich ihre ganzen Lebensumstände. „Ich will sie zu ihren Großeltern bringen man wird sie durch meine Vermittlung gütig aufnehmen; nur folgen sie mir gleich.“

Josephine willigte endlich ein. In der Nacht sollte die Flucht geschehn, die Gartenthüre wollte sie öfnen. Um zwölf Uhr hielt der Graf mit seinem Wagen vor dem Garten; es dauerte nicht lange, so erschien Josephine. Zitternd stürzte sie in Julius Arme, er wollte sie in den Wagen heben. „Noch ein Wort,“ fing sie weinend an. „Ich wage viel, vielleicht zu viel, und nur meine unglückliche Lage kann mich etwas entschuldigen. O! gnädiger Herr, ich hege das Zutrauen zu ihnen, sie werden die Schwachheit eines armen Mädchens nicht mißbrauchen. Wenn sie es nicht gut mit mir meinten, wenn auch sie mich betrügen wollten, gerechter Gott! dann wär ich ganz unglücklich, und Verzweiflung würde mein Loos seyn.“ — „Mich verstoße der Ewige, wenn ich sie verlasse, wenn ich sie betrüge,“ sagte Julius, drückte das weinende Mädchen fest an seinen liebenden Busen, und hob sie in den

Wagen. Rasch ging die Fahrt fort, die ganze Nacht durch. Am andern Tage erreichten sie gegen Mittag den Landsitz, wo Josephinens Großeltern wohnten. Julius ließ das gute Mädchen im Wirthshause, und eilte nach dem gräflichen Schlosse. „Ich will beten,“ sagte Josephine, daß Gott die Herzen meiner Großeltern erweiche! — Julius ward von der gräflichen Familie sehr höflich empfangen. Er brachte sein Anliegen vor, und die Liebe gab seinen Lippen Beredsamkeit. Man staunte, und zweifelte an der ganzen Geschichte. „Hier haben sie Briefe von meinem Fürsten,“ sagte der Graf endlich, woraus sie sehen können, daß ich kein Avantürier bin, der ihnen was aufbinden will. Forschen sie nach in jenem Kloster, und sie werden die sichern Belege zu der Wahrheit meiner Worte finden. Erkennen sie das arme, verlaßne Mädchen als eine Verwandte ihres Hauses an.

Weiter verlange ich nichts. Ich liebe sie heiß und innig, sie liebt mich wieder, ich will sie zu meiner Gemahlinn machen, und ich bin reich genug, um ihr frohe und glückliche Tage zu verschaffen. Auch mein Geschlecht ist von altem, gräflichen Adel, und ich glaube, sie brauchen sich meiner Verwandschaft nicht zu schämen.“ — Der Graf brachte endlich die Großeltern auf seine Seite, und man beschloß, gleich einen Eilboten an den Abt des Klosters zu schicken, und ihn zu bitten, mit allen Papieren nach dem Schlosse zu kom-

men. „Finden wir dann alles richtig,“ sagte der alte Graf, „nun so wollen wir die Verlaßne für unsre Tochter anerkennen, und sie zu uns nehmen; eher aber darf sie keinen Schritt ins Schloß setzen.“ Julius war froh, es so weit gebracht zu haben, und daher mit allem zufrieden. Er eilte fort zu Josephinen, um ihr den Erfolg seines Besuchs zu erzählen.

Früh am andern Morgen trat der alte Graf zu Julius ins Zimmer; Josephine war noch in dem ihrigen. „Wo ist sie, rief der Graf:“ es ist alles richtig, der Abt ist angekommen mit den Papieren. Wo ist meines Sohnes Tochter?“ Julius eilte hinaus, und kam bald darauf mit Josephinen zurück. Mit Wohlgefallen betrachtete der alte Graf das schöne, schuldlose Mädchen. „Dies ist ihr Großvater!“ sagte Julius nach einer Pause zu Josephinen, und führte sie näher heran. Unwillkührlich breitete sie beyde Arme aus, aber schnell ließ sie dieselben wieder sinken, und stürzte zu den Füßen ihres Großvaters. Er hob sie sanft auf, und legte sie an sein Herz. „Hier gehörst du hin,“ sagte er mit Rührung. „Ja, du bist die Tochter meines Sohnes, ich erkenne in deinem Gesichte die mir bekannten Züge wieder.“ . . .

Josephine und Julius mußten mit zum Schlosse. Mit inniger Freundschaft ward das schöne Mädchen von der Familie aufgenommen, und sie erlebte hier an Julius Seite seit dem Tode ihrer Mutter, die ersten frohen

Tage wieder. Acht Tage blieb der Graf bey ihr, dann reiste er in sein Vaterland. Mit Thränen der Freude hatte Josephine es ihm zugesagt, daß sie ihn liebe, daß sie die Seinige werden wolle. Auf Julius Gütern sollte das Beylager gefeyert werden, und die ganze Familie wollte zu dem Ende in wenigen Wochen auf des Grafen Lustschlosse eintreffen. . . . .

Adelbert hatte sich während Julius Abreise mit der Prinzessinn vermählt, und wie der Graf wieder heim kam, stellte er ihn seiner Gemahlinn vor. „Ich bin glücklich!“ sagte der Fürst zu ihm, „sehr glücklich!“ „Auch ich hoffe es bald zu werden, gnädigster Herr!“ erwiederte Julius aus voller Seele. —

Der heißgewünschte Tag nahte endlich. Josephine kam mit ihren Anverwandten nach dem Schlosse des Grafen Julius. Schon in der ersten Stunde hatte sie sich die Liebe aller, vorzüglich von Julius Mutter erworben, so sehr wußte sie durch ihr sanftes Betragen einzunehmen. Julius war überglücklich. Die schöne Stunde der Vermählung schlug endlich. Ganz in der Stille, im Kreise ihrer Familie knüpften die Liebenden an Hymens Altar das eheliche Band, und schwuren als Mann und Weib sich ewige Treue.

Der Fürst überraschte nach der Trauung mit seiner Gemahlinn und dem Minister die Hochzeitgäste, und erhöhte durch seine Gegenwart die Freude der Anwesenden. Nach der Tafel hatte Josephine sich entfernt; Julius suchte sie lange vergeblich. „Sie ist in den Garten gegangen," sagte Ludwig zu ihm, „ich habe sie bemerkt" — Der Graf eilte nach, und fand sie endlich in einer dichten Rosenlaube. Er schlich unbemerkt näher. Josephine lag auf ihren Knieen, und schien zu beten. „Erhalte mein Herz immer mit heisser, warmer Liebe für ihn," rief sie endlich unter Thränen, und streckte die weissen Arme gen Himmel. „Segne unsern Bund, ewiger Vater! Erhalte, segne meinen Gatten!"

Wem würde das Herz nicht weinen vor Wonne, wenn er ein schönes, schuldloses Weib auf solche Art überraschte, wenn er solche Gesinnungen hörte! Julius Herz wollte zerspringen vor Rührung, er stürzte in die Laube, an Josephinens Busen, und sprachlos ruhten beyde mehrere Secunden an einander. „O! jetzt will ich gerne, gerne alles vergeben und vergessen, was jener Unbekannte mir that; er hat mir vieles genommen, aber er hat mir alles wiedergegeben. O! Gott, laß mich nur immer an der Seite dieses Weibes

halb so glücklich seyn, wie ich jetzt bin, und ich tausche mit keinem Wesen!" —

Küsse der reinsten Liebe besiegelten von neuem im Angesichte des lichten Himmels ihren schönen Bund; alles schwand vor ihren trunknen Blicken, und noch lange würden sie schweigend Arm in Arm geruht haben, wenn die übrige Gesellschaft sie nicht vermißt, und endlich aus ihrem süssen Taumel geweckt hätte . . .

Heiter und froh flossen ihre Tage in holder Eintracht hin. Julius ward ein guter Gatte, ein braver Vater und ein rechtschaffener, thätiger Diener seines Fürsten und Vaterlandes. Nach einigen Jahren starb der alte Minister, und der Graf ward sein würdiger Nachfolger.

Ludwig erndtete nicht minder auf seiner Laufbahn Lorbeern ein. Der Fürst ward nach einigen Jahren in Kriege verwickelt, Ludwig war General geworden, und führte die Truppen an. Mit Tapferkeit und Klugheit stritt er für die gute Sache, und kehrte endlich als Sieger und mit Ruhm geschmückt wieder in Talissa's

Mauern. Der Fürst selbst setzte ihm den wohlverdienten Lorbeerkranz aufs Haupt.

Josephine war ganz glücklich an der Seite ihres Gatten, und noch nach mehreren Jahren, wie schon erwachsne Knaben und Mädchen um ihr spielten, fiel sie mit eben der Liebe ihren Gatten, wenn er aus der Hauptstadt zu ihr aufs Land kam, um den Hals, wie am ersten Tage ihrer Liebe, und mit eben dem innigen Gefühl, wie damals, rief sie auch jetzt in seinen Armen: „wie glücklich bin ich!"

Jeder rechtschaffene Unterthan in Adelberts Landen, der den Grafen Julius kannte, liebte und schätzte ihn. Dankbar begegneten ihm alle Blicke; denn er war es vorzüglich, der es dahin brachte, daß die verderbende Sichel des Krieges bald wieder ruhen mußte, er schenkte dem traurenden Landmanne den schönen, beglückenden Frieden wieder, er suchte dem Bürger die Last, die der Krieg ihm aufgelegt hatte, zu erleichtern, und mit dem Oelzweig zugleich Segen und Glück übers Land zu verbreiten. Mit schöner Freude sah er seine Pflanzungen in herrlicher Blüte dastehn, und was so wenige Männer auf seinem Posten vielleicht

ganz aussprechen können, das mußte, das konnte sein Herz ihm zurufen, das jauchzten ihm seine Mitbürger zu: du hast für die Menschheit **gelebt!**

Bayerische
Staatsbibliothek
München

N. S. Der geneigte Leser wird gebeten, die hin und wieder vorkommenden Druckfehler zu verbessern; auch bittet der Verf. die ungleiche Schreibart mancher Wörter nicht auf seine Kosten zu setzen.

S. 124. Zeil. 22 lese man statt Florenz — Florens.
S. 171. — 19 lies Charletan statt Charlatan.
S. 205. — 12 — den statt dem.

Diese Druckfehler sind d. V. beym flüchtigen Durchlesen aufgefallen.

Jena, gedrukt bey Carl Schlotter.